rev.
19
6

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

(Frauenplatz Nro. 8.)

21748.

Gall rev. 1019 L (6

Geschichte

des

Consulats und des Kaiserreichs.

Sechster Band.

MURAT,
König von Neapel.

Geschichte
des
Consulats und des Kaiserreichs.

Von

Adolph Thiers,

Mitglied der Deputirtenkammer und ehemaligem Ministerpräsidenten
von Frankreich.

Aus dem Französischen
von

Dr. Eduard Burckhardt.

Sechster Band.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des sechsten Bandes.

Zwei und zwanzigstes Buch.

Ulm und Trafalgar.

Folgen der Vereinigung Genua's mit dem Kaiserreiche. — War auch diese Einverleibung ein Fehler, so begleiteten sie doch große Erfolge. — Weites Feld, das sich Napoleon's militärischen Combinationen eröffnete. — Vier gegen Frankreich gerichtete Angriffe. — Napoleon beschäftigt sich nur mit einem ernstlich, nimmt sich aber bei Zurückweisung desselben vor, auch die drei andern abzuschlagen. — Darlegung seines Plans. — Bewegung der sechs Armeecorps von den Ufern des Oceans nach den Quellen der Donau. — Napoleon beobachtet tiefes Stillschweigen über seine Dispositionen und theilt sie nur dem Kurfürsten von Baiern mit, um sich desselben zu versichern. — Vorkehrungen gegen die Zerstörung der Flotte. — Seine Rückkehr nach Paris. — Die öffentliche Meinung in Bezug auf ihn. — Vorwürfe gegen ihn. — Zustand der Finanzen. — Anfang eines Rückstandes. — Schwierige Lage der größten Handelsplätze. — Geldmangel. — Bemühungen des Handels, sich Gold und Silber zu verschaffen. — Verbindung der Gesellschaft der Vereinigten Kaufleute mit dem spanischen Hofe. — Speculation auf die Piaster. — Gefährlichkeit dieser Speculation. — Durch Vermischung der Geschäfte Frankreichs und Spaniens bewirkt die Gesellschaft der Vereinigten Kaufleute, daß die Verlegenheit des einen Landes zugleich auch das andere trifft. — Folgen dieser Zustände für die Bank von Frankreich. — Napoleons Unwille über die Geschäftsmänner. — Bedeutende Summen in Gold und Silber nach Straßburg und nach Italien geschickt. — Aushebung der Conscribirten zufolge eines Senatsdecrets. — Organisation der Reserven. — Verwendung der Nationalgarden. — Senatssitzung. —

Die pariser Bevölkerung zeigt Kälte gegen den Kaiser. — Napoleon wird davon unangenehm berührt, reist jedoch zum Heere mit der Gewißheit ab, diese Kälte alsbald in Entzücken zu verwandeln. — Maßnahmen der Coalition. — Marsch zweier russischen Armeen nach Galizien zur Unterstützung Oesterreichs und nach Polen zur Bedrohung Preußens. — Kaiser Alexander zu Pulawy. — Seine Unterhandlungen mit dem Berliner Hofe. — Marsch der Oesterreicher in die Lombardei und nach Baiern. — General Mack geht über den Inn. — Nach peinlichem Schwanken wirft sich der Kurfürst von Baiern in die Arme Frankreichs und flieht mit Hof und Heer nach Würzburg. — Mack bei Ulm. — Verhalten des neapolitanischen Hofes. — Beginn der Kriegsoperationen von Seiten der Franzosen. — Organisation der großen Armee. — Rheinübergang. — Marsch Napoleons mit 6 Corps längs den schwäbischen Bergen, um Mack zu umgehen. — Am 6. und 7. October erreicht er die Donau bei Donauwerth, ehe Mack eine Ahnung von der Nähe der Franzosen hat. — Allgemeiner Donauübergang. — Mack umzingelt. — Gefechte bei Wertingen und Günzburg. — Napoleon zu Augsburg, trifft seine Anstalten zur Einschließung Ulms wie zur Besetzung Münchens, um die Russen von den Oesterreichern zu trennen. — Mißgriff Murat's. — Gefahr der Division Dupont. — Gefecht bei Haslach. — Napoleon eilt herbei nach Ulm und macht die begangenen Fehler wieder gut. — Gefecht bei Elchingen am 14. October. — Einschließung Ulms. — Verzweiflung Mack's und Rückzug des Erzherzogs Ferdinand. — Das österreichische Heer genöthigt zu capituliren. — Beispielloser Triumph Napoleons, der in 20 Tagen eine Armee von 80,000 Mann vernichtet hat, ohne eine eigentliche Schlacht zu liefern. — Weiterer Verlauf der Operationen zur See seit Rückkehr Villeneuve's nach Cadiz. — Strenge Napoleons gegen diesen Admiral. — Absendung des Admirals Roßly an seiner Stelle und Befehl an die Flotte, von Cadiz in's Mittelmeer auszulaufen. — Kummer Villeneuve's und Entschluß, eine verzweifelte Schlacht zu liefern. — Stand der französisch-spanischen und der englischen Flotte. — Weisung Nelson's an seine Capitäne. — Uebereiltes Auslaufen Villeneuve's. — Zusammentreffen beider Flotten am Vorgebirge Trafalgar. — Angriff der in zwei Colonnen formirten Engländer. — Durchbrechung unserer Schlachtlinie. — Heldenmüthiger Kampf des Redoutable, des Bucentaure, des Fougueux, des Algesiras, des Plouton, des Achilles, des Principe de las Asturias. — Tod Nelson's, Gefangennahme Villeneuve's. — Niederlage der französischen Flotte nach einem denkwürdigen Kampfe. — Entsetzlicher Sturm nach der Schlacht. — Den Gefechten folgen Schiffbrüche. — Verhalten der kaiserlichen Regierung gegen die französische Marine. — Schweigen über die letzten Ereignisse anbefohlen. — Ulm läßt Trafalgar vergessen.

Drei und zwanzigstes Buch.

Austerlitz.

Wirkungen der Nachrichten von der Armee. — Finanzcrisis. — Die Consolidationscasse stellt ihre Zahlungen in Spanien ein und vermehrt dadurch die Verlegenheiten der Gesellschaft der Vereinigten Kaufleute. — Diese Gesellschaft wird von der Bank von Frankreich unterstützt.— Allzu beträchtliche Ausgabe von Bankbillets und Einstellung der Zahlungen der Bank. — Zahlreiche Fallimente. — Das beunruhigte Publikum vertraut auf Napoleon und hofft von ihm eine glänzende That zur Zurückführung des Credits und des Friedens. — Fortsetzung der Kriegsereignisse. — Lage der Dinge in Preußen. — Die angebliche Verletzung des anspacher Gebiets liefert der Kriegspartei einen willkommenen Vorwand. — Der Kaiser Alexander benutzt dies und reist nach Berlin. — Er bewegt den preußischen Hof, für gewisse Fälle Verbindlichkeiten gegen die Coalition einzugehen. — Vertrag von Potsdam. — Abreise des Grafen von Haugwitz nach dem französischen Hauptquartier. — Großer Entschluß Napoleons bei der Kunde von den ihm drohenden neuen Gefahren. — Er beschleunigt seine Bewegung gegen Wien. — Schlacht bei Caldiero in Italien. — Marsch der großen Armee durch das Donauthal. — Uebergang über den Inn, über die Traun und die Ens. — Napoleon in Linz. — Bewegungen, welche die Erzherzöge Carl und Johann hätten machen können, um das französische Heer aufzuhalten. — Vorsichtsmaßregeln Napoleons bei der Annäherung nach Wien. — Vertheilung seiner Armeecorps auf beiden Donauufern und in den Alpen. — Die Russen gehen bei Krems über die Donau. — Gefahr für das Corps Mortier. — Gefecht bei Dürrstein. — Kampf Davout's bei Mariazell. — Einzug in Wien. — Wegnahme der Donaubrücke durch Ueberlistung. — Napoleon will sie benutzen, um Kutusow abzuschneiden. — Murat und Lannes nach Hollabrunn geschickt. — Murat läßt sich durch den Vorschlag eines Waffenstillstands täuschen und giebt den Russen Zeit zu entkommen. — Napoleon verwirft den Waffenstillstand. — Blutiger Kampf bei Hollabrunn. — Ankunft des französischen Heeres zu Brünn. — Treffliche Anstalten Napoleons, um Wien besetzt zu halten, sich nach Ungarn und den Alpen hin gegen den Erzherzog sicher zu stellen und nach Mähren zu den Russen die Spitze zu bieten. — Ney besetzt Tyrol, Augereau Schwaben. — Gefangennehmung der Corps von Jellachich und Rohan. — Abgang Napoleons nach Brünn. — Versuch einer Unterhandlung. — Thörichter Hochmuth des russischen Generalstabs. — Neue Coterie, die sich um Alexander bildet und ihm den unklugen Entschluß einflößt, eine Schlacht zu liefern. — Napoleon wählt im Voraus das Schlachtfeld. — Schlacht bei Austerlitz am 2. December. — Vernichtung des österreichisch-russischen Heeres. —

Der deutsche Kaiser im Lager Napoleons. — Waffenstillstand auf das Versprechen eines demnächstigen Friedens hin bewilligt. — Beginn der Unterhandlung zu Brünn. — Napoleons Bedingungen. — Er verlangt Venedig zur Abrundung des Königreichs Italien, Tyrol und österreichisch Schwaben zur Vergrößerung von Baiern, Würtemberg und Baden. — Heirathsverbindungen mit diesen drei deutschen Häusern. — Widerstand der österreichischen Bevollmächtigten. — Napoleon kommt nach Wien zurück und hat eine lange Zusammenkunft mit Haugwitz. — Er sucht seine Plane hinsichtlich eines Bundes mit Preußen wieder hervor und giebt dieser Macht Hannover unter der Bedingung, daß sie sich fest an Frankreich knüpfe. — Vertrag mit Preußen zu Wien. — Haugwitz reist nach Berlin ab. — Da Napoleon mit Preußen im Reinen ist, spannt er seine Forderungen gegen Oesterreich höher. — Der Ort der Unterhandlungen nach Preßburg verlegt. — Frankreichs Bedingungen angenommen. — Friede zu Preßburg. — Abreise Napoleons nach München. — Vermählung Eugen Beauharnois' mit Auguste Prinzessin von Baiern. — Rückkehr Napoleons nach Paris. — Triumphartiger Empfang.

ALEXANDER I.

Kaiser aller Reussen.

XXII. Buch.

Ulm und Trafalgar.

Es war ein großer Fehler, daß Genua am Vorabende eines Kampfes gegen England mit Frankreich vereinigt und Oesterreich dadurch zum Kriege getrieben wurde. Man rief eine furchtbare Coalition hervor und zwar in einem Augenblicke, wo man auf dem Festlande gänzlicher Ruhe bedurfte, um gegen England mit voller Freiheit verfahren zu können. Allerdings sah Napoleon die Folgen der Einverleibung Genua's nicht voraus; sein Irrthum bestand darin, daß er Oesterreich zu sehr verachtete und sich jede Freiheit für erlaubt hielt. Kann man ihm jene Einverleibung bei diesen besondern Umständen zum Vorwurf machen, so war sie doch im Grunde ein glückliches Er=

eigniß. Gewiß, wäre der Admiral Villeneuve fähig gewesen, in den Canal zu segeln und vor Boulogne zu erscheinen, so müßte man die Störung, die in der Ausführung des großartigsten aller Pläne stattfand, für ewige Zeiten bedauern; aber da jener Admiral nicht eintraf, so würde sich Napoleon in der größten Verlegenheit befunden haben, da er sich abermals zur Unthätigkeit verurtheilt sah, wenn er nicht so tollkühn war, ohne den Schutz einer Flotte über den Canal zu setzen. Diese Expedition, die so häufig angekündigt und drei Mal hintereinander mißlungen war, würde ihn lächerlich gemacht haben und England gegenüber als ohnmächtig erscheinen lassen. Indem die europäische Coalition ihm ein Schlachtfeld lieferte, das ihm fehlte, besserte sie den Fehler aus, den er begangen hatte, indem sie selbst einen solchen machte und zog ihn ganz zur rechten Zeit aus einer unbestimmten und unangenehmen Lage. Die Kette, welche die Ereignisse dieser Welt unter sich verbindet, ist zuweilen höchst eigenthümlich. Häufig scheitert ein weiser Plan, und eine Thorheit wird von Erfolg gekrönt. Dies ist indessen kein Grund, alle Weisheit für eitel zu erklären und bei der Regierung von Reichen die Laune vorwalten zu lassen. Nein, man muß verständige Berechnung stets augenblicklicher Eingebung vorziehen, aber man kann nicht umhin anzuerkennen, daß über den Beschlüssen des Menschen die Beschlüsse der Vorsehung schweben, die sicherer und tiefer sind als die seinigen. Die menschliche Weisheit soll deshalb bescheiden sein, aber doch thätig bleiben.

Man muß die Schwierigkeiten, die das Regieren darbietet, aus eigener Erfahrung kennen, man muß gefühlt haben, wie schwierig es ist, große Beschlüsse zu fassen, vorzubereiten und zu vollziehen, Menschen und Dinge in Bewegung zu setzen, um den Entschluß zu würdigen, den Napoleon bei dieser Gelegenheit faßte. Nachdem der Schmerz, daß die Expedition von Boulogne gescheitert, einmal vorüber war, überließ er sich ganz seinem neuen Plane eines Continentalkrieges. Nie hatte er über größere Hülfsquellen verfügt, nie ein weiteres Feld für seine Operationen gehabt. Als er das Heer von Italien befehligte, war er auf die Ebene der Lombardei und den Kreis der Alpen beschränkt gewesen, und wenn er damals diese Grenzen überschreiten wollte, so hielt ihn die Behutsamkeit des Directors Carnot zurück. Als er während des Consulats den Entwurf zum

Feldzuge von 1800 machte, mußte er die Feldherren schonen, die noch seines Gleichen waren; wenn er z. B. für Moreau einen Plan entwarf, der die glücklichsten Folgen haben konnte, so hielt ihn die Schüchternheit dieses Generals zurück; er mußte ihn auf seine Weise handeln lassen, die freilich sicher, aber beschränkt war, und war für seine Person allein auf Piemont angewiesen. Es ist wahr, daß er seine Anwesenheit durch eine Operation bezeugte, die in der Geschichte der Kriegskunst immer für ein Wunder gelten wird, aber dennoch fand er immer Hindernisse, so oft sein Genie sich entfalten wollte. Jetzt war er zum ersten Male frei, frei, wie Cäsar und Alexander es waren. Diejenigen seiner Waffengefährten, welche ihre Eifersucht oder ihr Ruf unbequem machte, hatten sich selbst durch ein unkluges und verbrecherisches Betragen von dem Wettkampfe ausgeschlossen. Er hatte jetzt blos noch Feldherren, die sich seinem Willen unterwarfen und im hohen Grade die Eigenschaften besaßen, welche zur Ausführung seiner Pläne nöthig waren. Sein Heer, einer langen Unthätigkeit müde, nach Ruhm und Kämpfen begierig, durch zehnjährigen Krieg und durch ein dreijähriges Lagerleben gebildet, war zu den schwierigsten Unternehmungen und den kühnsten Märschen geeignet. Ganz Europa war seinen Combinationen geöffnet. Er befand sich im Westen an den Ufern der Nordsee und des Canals, und Oesterreich, von russischen, schwedischen, italienischen und englischen Streitkräften unterstützt, war im Osten, wo es gegen Frankreich die Massen trieb, die eine Art von europäischer Verschwörung zu seiner Verfügung gestellt hatte. Die Lage, die Mittel, Alles war groß. Befand man sich aber einseitig in der Lage, plötzlichen und ernsten Gefahren begegnen zu können, so war auf der andern Seite auch die Schwierigkeit keine geringe. Dieses Heer, so herrlich ausgebildet, daß man sagen kann, es habe nie seines Gleichen gegeben, befand sich am Ufer des Oceans, weit entfernt von der Donau, von dem Rhein, von den Alpen, weshalb auch die Mächte der Vereinigung desselben zugesehen hatten, und man mußte es plötzlich in die Mitte des Festlandes versetzen. Das war das zu lösende Problem. Man wird urtheilen, wie Napoleon sich benahm, um den Raum zu überschreiten, der ihn von seinen Feinden trennte, und sich unter ihnen auf den Punkt zu stellen, der am geeignetsten war, ihre furchtbare Coalition zu trennen.

Obgleich Napoleon den Krieg nicht so nahe geglaubt hatte, wie er wirklich war, so kannte er doch den Plan und die Vorbereitungen dazu vollkommen. Schweden rüstete in Stralsund und in Pommern, Rußland in Reval und im Meerbusen von Finnland. Man kündigte zwei große russische Heere an, die sich in Polen und Galizien versammeln würden, um Preußen zum Anschluß an den Bund zu bestimmen und Oesterreich zu unterstützen. Man argwöhnte jetzt nicht blos, nein, man kannte mit Bestimmtheit die Bildung von zwei österreichischen Heeren, eins von 80,000 Mann in Baiern, eins von 100,000 Mann in Italien, beide durch ein Corps von 25—30,000 Mann in Tyrol in Verbindung gesetzt. Die Anhäufung russischer Truppen in Corfu, englischer auf Malta, die Symptome von Bewegung am Hofe von Neapel ließen keinen Zweifel mehr, daß ein Angriff auf den Süden von Italien drohe.

Also bereiteten sich vier Angriffe vor: der erste nördlich von Pommern aus gegen Hannover und Holland, den die Schweden, Russen und Engländer übernommen hatten; der zweite östlich im Thal der Donau, von den Russen und Oesterreichern auszuführen; der dritte in der Lombardei, den Oesterreichern allein vorbehalten; die vierte im Süden von Italien, der etwas später durch die Russen, Engländer und Neapolitaner geschehen sollte.

Napoleon hatte diesen Plan ebenso gut aufgefaßt, als wenn er den früheren militairischen Conferenzen des Herrn von Winzingerode in Wien beigewohnt hätte. Es gab für ihn, wie für seine Feinde, nur eine Dunkelheit: ob nämlich Preußen der Coalition sich anschließen werde. Napoleon glaubte es nicht. Die verbündeten Mächte hofften zum Ziel zu gelangen, indem sie den König Friedrich Wilhelm einschüchterten. In diesem Falle würde der Angriff von Norden her, der sonst nur ein unerheblicher Nebenversuch war, das Reich von Köln bis zur Rheinmündung ernstlich bedroht haben. Dies war indessen wenig wahrscheinlich, und Napoleon betrachtete nur die beiden Angriffe als ernstlich, die in Baiern und in der Lombardei sich vorbereiteten, während er gegen die in Pommern und Neapel stattfindenden Unternehmungen Vorsichtsmaßregeln für genügend erachtete.

Er beschloß, die Hauptmasse seiner Streitkräfte in das Donau-

thal zu werfen und dort Hauptschläge zu führen, die zugleich die Nebenangriffe seiner Feinde niederschmettern sollten. Sein tiefsinniger Plan beruhte auf einer Thatsache: der weiten Entfernung der Russen, die letztere der Gefahr aussetzte, zu spät zu kommen. Er glaubte, daß die Oesterreicher in Baiern einfallen und die berühmte Stellung von Ulm besetzen würden, wodurch sie sich von den Russen noch mehr trennen mußten. Wenn er die Oesterreicher vor der Ankunft der Russen schlug, so wollte er sich dann auf die Russen werfen, die nunmehr der Unterstützung des österreichischen Hauptheeres beraubt waren, und die in der Theorie sehr leichte, in der Praxis sehr schwere Taktik ausführen, seine Feinde einzeln zu schlagen.

Um zu gelingen, bedingte dieser Plan eine ganz eigenthümliche Weise, sich auf den Schauplatz der Operation, d. h. in das Donauthal zu verfügen. Wenn Napoleon nach Moreau's Beispiel den Rhein hinaufging und ihn zwischen Straßburg und Schaffhausen überschritt, wenn er dann durch die Engpässe des Schwarzwaldes zog, zwischen der schwäbischen Alp und dem Bodensee sich entwickelte und auf diese Weise die hinter der Iller zwischen Ulm und Memmingen stehenden Oesterreicher von vorn angriff, so erreichte er seinen Zweck nicht vollkommen. Selbst wenn er die Oesterreicher schlug, was bei seiner im Lager von Boulogne gebildeten Armee sicherer denn je war, so trieb er sie den Russen entgegen und führte dann selbst ihre Verbindung mit den nordischen Verbündeten herbei. Er mußte die Oesterreicher umgehen, wie bei Marengo, und noch vollständiger wie dort, mußte sie umzingeln und sie alle als Gefangene nach Frankreich schicken. Dann konnte er sich auf die Russen werfen, die blos noch von den österreichischen Reserven unterstützt wurden.

Zu diesem Zwecke bot sich ein höchst einfaches Mittel seinem Geiste dar. Eins seiner Armeecorps, das des General Bernadotte, stand in Hannover, ein zweites, das des Generals Marmont, in Holland, die andern in Boulogne. Das erste sollte durch Hessen und Franken ziehen, gegen Würzburg und die Donau marschiren, das zweite am Rhein hinaufgehen und sich bei Mainz und Würzburg mit dem ersten vereinigen. Während diese beiden großen Abtheilungen von Nord nach Süd zogen, wollte Napoleon durch eine Bewe-

gung von West nach Ost, von Boulogne nach Straßburg, die an der Meerenge lagernden Truppen herbeiziehen, mit einem Scheinangriff durch die Engpässe des Schwarzwaldes drohen, aber dieses Gebirge in Wahrheit rechts lassen, durch Würtemberg marschiren und sich in Franken mit den Corps von Bernadotte und Marmont vereinigen, die Donau unfern Ulm, in der Gegend von Donauwerth überschreiten, sich auf diese Art hinter die Oesterreicher stellen, sie umzingeln, gefangen nehmen und dann über Wien den Russen entgegengehen.

Die Stellung des Marschalls Bernadotte, der von Hannover kam, und des Marschalls Marmont, der von Holland heranzog, war ein Vortheil; denn der Eine brauchte blos 17 Tage, der Andere blos 14 — 15 um nach Würzburg in die Flanke der feindlichen Armee bei Ulm zu gelangen. Der Marsch der von Boulogne nach Straßburg kommenden Truppen erforderte ungefähr 24 Tage und mußte die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf die gewöhnlichen Ausgänge des Schwarzwaldes gefesselt erhalten. In einem Zeitraume von 24 Tagen, d. h. gegen den 25. September, konnte Napoleon auf dem entscheidenden Punkte stehen. Wenn er seinen Entschluß auf der Stelle faßte, seine Bewegungen durch seinen Aufenthalt in Boulogne so lange als möglich verheimlichte, falsche Gerüchte ausstreute und seine Absichten mit jener Kunst, die Feinde zu täuschen, die er in so hohem Grade besaß, verheimlichte, so konnte er im Rücken der Oesterreicher über die Donau gehen, ehe sie seine Gegenwart nur ahneten. Gelang ihm dies, so war er vom October an der ersten feindlichen Armee entledigt, zog im November auf Wien zu und traf in der Umgegend dieser Hauptstadt auf die Russen, die er nie gesehen hatte, von denen er wußte, daß sie tüchtige Fußsoldaten, aber nicht unbesiegbar seien; denn Moreau und Massena hatten sie bereits geschlagen, und er hoffte sicher, sie noch empfindlicher zu treffen. In Wien angelangt, war er weit über die Stellung der österreichischen Armee in Italien hinaus, was für letztere ein sehr dringendes Motiv zum Rückzug wurde. Napoleon hatte die Absicht, den Oberbefehl über das französische Heer an der Etsch Massena zu übergeben, welcher der kräftigste seiner Unterfeldherren war und Italien am besten kannte.

Dieses Heer sollte nur 50,000 Mann zählen, aber ausgesuchte Truppen; denn sie hatten alle Feldzüge jenseits der Alpen mitgemacht, von Montenotte bis Marengo. Wenn Massena den Erzherzog Carl einen Monat lang an der Etsch festhalten konnte — was bei Soldaten unzweifelhaft erschien, welche gewohnt waren, die Oesterreicher zu schlagen, wie groß auch deren Anzahl sein mochte, und bei einem General, der keine Furcht kannte — so machte Napoleon durch seine Stellung in Wien die Lombardei frei, wie er bereits Baiern von den Feinden gereinigt hatte. Er zog dadurch den Erzherzog auf sich selbst, aber er zog dadurch zugleich Massena herbei, und vereinigte er dann die 50,000 von der Etsch kommenden Franzosen mit seinen 150,000 Mann, so stand er in Wien an der Spitze von 200,000 siegreichen Franzosen. Wenn er direct über eine solche Masse von Streitkräften verfügte, wenn er die beiden gegen Baiern und die Lombardei gerichteten Angriffe abschlug, was kümmerten ihn dann die beiden andern, die im Norden und Süden gegen Hannover und Neapel vorbereitet wurden? Und stand auch ganz Europa unter den Waffen, er hatte nichts zu fürchten.

Indessen vernachlässigte er nicht, in Beziehung auf Unteritalien gewisse Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Der General Saint-Cyr hielt Calabrien mit 20,000 Mann besetzt. Napoleon gab ihm die Weisung, bei dem ersten Zeichen von Feindseligkeiten gegen Neapel zu marschiren und sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen. Unzweifelhaft wäre es seinen Grundsätzen angemessener gewesen, das Heer von Italien nicht in zwei Theile zu trennen, nicht Massena mit 50,000 Mann an der Etsch aufzustellen, Saint-Cyr mit 20,000 in Calabrien, sondern im Gegentheil das Ganze zu einer einzigen Masse von 70,000 Mann zu vereinigen, die in Oberitalien sicher siegen mußte und daher auch im Süden nichts zu fürchten hatte. Er urtheilte aber, daß Massena mit seinen 50,000 Mann und bei seinem Charakter hinreichen würde, den Erzherzog Carl einen Monat aufzuhalten, und hielt es für gefährlich, wenn er den Russen und Engländern gestatte, in Neapel festen Fuß zu fassen und in Calabrien einen schwer zu dämpfenden Aufruhr hervorzurufen. Deshalb ließ er den General Saint-Cyr mit 20,000 Mann im Golf

von Tarent, mit dem Befehl, auf das erste Signal nach Neapel zu marschiren und die Russen und die Engländer in das Meer zu werfen, ehe sie Zeit hätten, sich auf dem Festlande von Italien festzusetzen. Was den im Norden in so weiter Entfernung vorbereiteten Angriff betraf, so beschränkte sich Napoleon zu dessen Abwehr darauf, die in Berlin über das Königreich Hannover angeknüpften Unterhandlungen fortzusetzen.

Er hatte nämlich Preußen dieses Königreich als Preis seines Bündnisses anbieten lassen, da er aber von einem so schüchternen Hofe kein formelles Bündniß zu erlangen hoffen durfte, so machte er demselben den Vorschlag, Hannover wenn auch nicht als Geschenk, doch als Depot anzunehmen. Jedenfalls war Preußen verpflichtet, feindliche Truppen daraus zu entfernen, und seine Neutralität reichte daher hin, den Norden des Reiches zu decken.

Dies war der von Napoleon entworfene Plan. Indem er seine Armeecorps in Folge eines raschen und unvorhergesehenen Marsches von Hannover, Holland und Flandern in den Mittelpunkt von Deutschland versetzte, unterhalb Ulm über die Donau ging, die Oesterreicher von den Russen trennte, die erstern umzingelte, die letztern niederwarf, dann in dem Donauthal bis Wien vordrang und Massena durch diese Bewegung in Italien Luft verschaffte, schlug er die beiden gegen sein Reich gerichteten Hauptangriffe in kurzer Zeit zurück. Seine siegreichen Heere standen vereinigt unter den Mauern von Wien, und es war nichts mehr zu fürchten, als ein Angriff im Süden von Italien, für dessen Zurückweisung Saint-Cyr genügte, und ein zweiter im Norden von Deutschland, der durch die preußische Neutralität von allen Seiten eingeengt wurde.

Nie hat ein Feldherr, weder des Alterthums, noch der Neuzeit, Pläne von einem solchen Maßstabe entworfen und ausgeführt. Aber auch nie hatte ein mächtigerer, in seinen Verfügungen unumschränkterer, über die größten Hülfsmittel verfügender Geist über eine solche Länderausdehnung hin zu operiren. In der That, was sieht man gewöhnlich? Unentschlossene Regierungen, welche berathen, wenn sie handeln sollten, leichtsinnige Regierungen, welche ihre Truppen organisiren, wenn dieselben schon auf dem Schlacht-

selbe stehen sollten, und unter ihnen Generale dritten Ranges, die sich kaum auf dem Schauplatze zu bewegen verstehen, der ihren Operationen angewiesen ist. Hier war im Gegentheil Genie, Voraussicht, vollkommene Freiheit im Handeln, Alles in demselben Manne vereinigt und wirkte zum Erfolge zusammen. Es ist selten, daß solche Eigenschaften sich vereinigen, aber ist dies der Fall, so hat die Welt einen Herrn.

In den letzten Tagen des Monats August standen die Oesterreicher bereits an den Ufern der Etsch und des Inn, die Russen an der Grenze von Galizien. Es schien fast, daß sie Napoleon überraschen würden, aber damit war es nichts. Er gab alle seine Befehle in Boulogne an demselben Tage, am 26. August, aber mit dem Befehl, sie nicht eher als am 27. Abends zu öffnen. Er wollte sich auf diese Weise noch den ganzen 27. sichern, ehe er seiner großen Seeexpedition definitiv entsagte. Der Courier, der am 27. abging, sollte erst am 1. September in Hannover eintreffen. Der Marschall Bernadotte, bereits unterrichtet, hatte seinen Marsch am 2. September zu beginnen, sein Corps am 6. in Göttingen zu versammeln und Würzburg am 20. zu erreichen. Er hatte Befehl, die den Hannoveranern genommenen Geschütze, Munition aller Art, die Kranken, die Depots und eine Besatzung von 6000 Mann, unter dem Befehl eines energischen Offiziers, nach der Festung Hameln zu schicken. Diese Besatzung sollte auf ein Jahr mit Lebensmitteln versorgt werden. Wenn man sich mit Preußen in Beziehung auf Hannover einigte, so stießen die in Hameln gebliebenen Truppen sofort zu dem Corps von Bernadotte, wo nicht, so blieben sie in jenem Platze und vertheidigten ihn bis zum Tode auf den Fall, daß die Engländer eine Expedition nach der Weser machten, was die preußische Neutralität nicht verhindern konnte. — „Ich werde eben so rasch sein," schrieb Napoleon, „wie Friedrich der Große, als er von Dresden und Prag nach Berlin eilte. Ich werde den Franzosen, die in Hannover meine Adler vertheidigen, bald zu Hülfe eilen und alle Feinde, die gekommen sind, in die Weser stürzen." — Bernadotte hatte Befehl, durch beide Hessen zu marschiren und den betreffenden Regierungen zu sagen, er habe Befehl, daß er über Mainz nach Frankreich zurückkehre. Verweigerte man ihm den Durchmarsch, so

sollte er ihn erzwingen, aber Alles baar bezahlen und die strengste Mannszucht halten.

An demselben Abend, den 27. August, überbrachte ein Courier dem General Marmont den Befehl, sich mit 20,000 Mann und 40 gut bespannten Geschützen in Bewegung zu setzen, den Ufern des Rheins bis nach Mainz zu folgen und von da über Frankfurt nach Würzburg zu marschiren. Der Befehl mußte Utrecht am 30. August erreichen. General Marmont, ebenfalls schon unterrichtet, sollte sich am 1. Septbr. in Bewegung setzen, Mainz am 15. oder 16. erreichen und am 18. in Würzburg sein. Mithin befanden sich die beiden Armeecorps von Hannover und Holland am 18. oder 20. September mitten in den fränkischen Staaten des Kurfürsten von Baiern und bildeten dort eine Streitmacht von 40,000 Mann. Da man dem Kurfürsten empfohlen hatte, nach Würzburg zu flüchten, wenn die Oesterreicher feindselig gegen ihn auftreten sollten, so fand er dort Hülfe für seine Person und sein Heer.

Am 27. Abends wurden auch die Befehle an die Lager von Ambleteuse, Boulogne und Montreuil erlassen. Diese Befehle sollten vom 29. August Morgens an zur Ausführung kommen. Am ersten Tage hatten die ersten Corps dieser Lager auf drei verschiedenen Straßen abzumarschiren, am zweiten Tage die zweiten, am dritten die letzten. Sie folgten mithin in einem Zeitraume von 24 Stunden aufeinander. Die drei bezeichneten Straßen waren, für das Lager von Ambleteuse: Cassel, Lille, Namur, Luxemburg, Zweibrücken, Mannheim; für das Lager von Boulogne: St. Omer, Douais, Cambray, Mezières, Verdun, Metz, Speyer; für das Lager von Montreuil: Arras, La Fere, Rheims, Nancy, Saverne, Straßburg. Da 24 Marschtage nöthig waren, so konnte die ganze Armee zwischen dem 21 — 24. September am Rhein zwischen Mannheim und Straßburg stehen. Ihr Erscheinen traf in die rechte Zeit; denn die Oesterreicher, die noch immer nicht offen hervortreten wollten, um die Franzosen desto besser zu überraschen, waren im Lager vor Wels bei Linz geblieben und konnten daher nicht vor Napoleon im Felde sein. Je weiter sie überdies an der obern Donau vorrückten, um so mehr näherten sie sich den französischen Grenzen zwischen dem Bodensee und Schaffhausen, um so mehr hatte Napoleon Aussicht,

sie zu umzingeln. An den Straßen, auf denen die Truppen marschirten, befanden sich Offiziere mit dem nöthigen Geld, um Lebensmittel aufzuhäufen. Jeder Soldat empfing einen Ueberrock und zwei Paar Schuhe, so bestimmte ein Befehl, der mehrmals wiederholt wurde, wie Napoleon es immer machte.

Napoleon vertraute sein Geheimniß nur Berthier und Davout an und sagte seiner Umgebung, daß er 30,000 Mann an den Rhein schicken wolle. Dasselbe schrieb er der Mehrzahl seiner Minister. Auch gegen Marbois eröffnete er sich nicht mehr und begnügte sich mit der Weisung, in den Cassen von Straßburg soviel Geld als möglich anzuhäufen, was durch die officielle Nachricht, daß 30,000 Mann im Elsaß erscheinen würden, hinreichend gerechtfertigt wurde. Daru erhielt den Befehl, auf der Stelle nach Paris zu reisen, sich zu Dejean, dem Minister des Kriegsmaterials, zu verfügen, alle nöthigen Befehle selbst zu expediren und keinen einzigen Beamten in's Vertrauen zu ziehen. Napoleon wollte selbst 6 — 7 Tage länger in Boulogne bleiben, um das Publicum besser über seine Projecte zu täuschen.

Da alle diese Heeresabtheilungen durch Frankreich marschirten, ausgenommen die des Marschalls Bernadotte, der in Deutschland ankündigen sollte, daß er über die Grenze zurückgehe, so mußten sie bereits in vollem Marsche sein, ehe man von ihrer Anwesenheit erfuhr; diese Nachricht mußte nach Paris, von Paris in's Ausland wandern, und so verflossen viele Tage, ehe der Feind wußte, daß das Lager von Boulogne aufgehoben sei. Ueberdies fanden diese Bewegungen durch den Marsch von 30,000 Mann an den Rhein ihre Erklärung, die Hellsehendsten blieben in Zweifel, und es war alle Aussicht vorhanden, daß Napoleon am Rhein und am Neckar stand, wenn man ihn noch am Ufer des Canals vermuthete. Murat und seine Adjutanten Savary und Bertrand mußten nach Franken, Schwaben und Baiern abgehen. Sie sollten alle die Straßen untersuchen, die vom Rhein nach der Donau führen, die besten Positionen, die Vorräthe von Lebensmitteln, endlich die sichersten Punkte zum Uebergange über die Donau ermitteln. Murat sollte unter einem fremden Namen reisen und nach Erfüllung seiner Aufgaben in Straßburg ein=

treffen, um den Oberbefehl über die ersten Heere, die am Rhein eintreffen würden, zu übernehmen.

Um die Oesterreicher so lange als möglich über seine Entschließungen in Ungewißheit zu lassen, empfahl Napoleon Talleyrand, das dem Cabinet von Wien bestimmte Manifest noch aufzuschieben und vorläufig eine definitive Erklärung zu verlangen. Es waren neue Lügen zu erwarten, mit der Enthüllung dieser Doppelzüngigkeit hatte es Zeit bis zum Augenblick der ersten Feindseligkeit. Der General Thiard, der nach der Rückkehr der Ausgewanderten in französische Dienste getreten war, erhielt den Auftrag, nach Carlsruhe zu gehen und mit dem Großherzog von Baden ein Bündniß zu schließen. Napoleon richtete denselben Antrag an Würtemberg, indem er sagte, daß die Rüstungen Oesterreichs auf Krieg deuteten, aber sorglich verschwieg, daß er entschlossen sei, den Kampf sofort zu beginnen. In das ganze Geheimniß seiner Pläne wurde blos der Kurfürst von Baiern eingeweiht. Dieser unglückliche Fürst wußte nicht, an wen er sich anschließen solle, und schwankte zwischen dem feindlichen Oesterreich und dem befreundeten Frankreich, weil das eine nahe, das andere entfernt war, und weil er sich erinnerte, daß er im Kriege durch Beide stets gelitten hatte und im Frieden stets vergessen worden war. Er sah recht gut ein, daß er sich durch den Anschluß an Frankreich eine Gebietsvergrößerung verschaffen könne, wußte aber noch nichts von dem Aufheben des Lagers von Boulogne und hielt Napoleon außer Stande, seinen deutschen Verbündeten zu Hülfe zu kommen. Er sprach mit dem französischen Minister Otto fortwährend von einem Bündnisse und schloß es nicht ab. Dieser Zustand der Dinge änderte sich bald in Folge der Briefe Napoleon's. Letzterer schrieb dem Kurfürsten direct, daß er seine Pläne gegen England vertage und mit 200,000 Mann sofort nach dem Centrum von Deutschland abmarschiren werde; es sei dies ein Staatsgeheimniß, das er seiner Ehre anvertraue. — „Sie werden zur rechten Zeit Hülfe erhalten,“ setzte er hinzu, „und wir wollen das Haus Oesterreich schon zwingen, daß es Ihnen Gebiete abtritt, aus denen sich ein bedeutender Staat bilden läßt.“ — Napoleon legte großes Gewicht auf den Kurfürsten, der 25,000 Mann gut organisirte Soldaten besaß und wohlversehene Magazine hatte. Es war ein wichtiger Vor-

theil, diese 25,000 Soldaten der Coalition zu entreißen und dem eigenen Heere einzuverleiben. Das Geheimniß war überdies nicht in Gefahr; denn der Kurfürst hegte einen wahren Haß gegen die Oesterreicher und schloß sich gern an Frankreich an, wenn man ihn nur sicher stellte.

Napoleon beschäftigte sich darauf mit dem Heer von Italien. Er befahl, daß die in Parma, Genua, Piemont, der Lombardei zerstreuten Truppentheile unter den Mauern von Verona sich vereinigen sollten. Den Befehl über diese Truppen entzog er dem Marschall Jourdan, jedoch mit der größten Schonung; denn er achtete diesen Mann und glaubte nur, sein Charakter eigne sich nicht für die Umstände, und er kenne außerdem das Land zwischen dem Po und den Alpen zu wenig. Er versprach ihm eine Anstellung am Rhein, wo er stets gefochten hatte, und ersetzte ihn durch Massena. Die Entfernung Italiens ließ das Bekanntwerden dieser Befehle als wenig gefährlich erscheinen; denn Oesterreich erfuhr gewiß erst spät davon.

Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, verwendete er die Zeit, die ihm in Boulogne noch blieb, dazu, in eigener Person Maßregeln bis in die kleinsten Einzelnheiten vorzuschreiben, um die Flotte gegen jeden Angriff von Seiten der Engländer zu schützen. Der Gedanke lag nahe, daß diese den Abmarsch der Armee benutzen würden, um eine Landung zu versuchen und das aufgehäufte Material zu zerstören. Napoleon dachte aber bald nach dem Kriege an die Küsten des Oceans zurückzukehren und durfte sich überhaupt durch den Verlust seiner Flotte nicht beschimpfen lassen, weshalb er seinen Ministern Decrés und Berthier die folgenden Maßregeln anbefahl. Die Divisionen von Etapples und Vimereux sollten mit jenen von Boulogne vereinigt und sämmtlich im Hintergrunde des Bassins der Liane aufgestellt werden, wo die Geschosse des Feindes sie nicht erreichen konnten. Auf die holländische Flotille, die in Ambleteuse lag, ließ sich diese Maßregel nicht ausdehnen, doch wurde Alles so angeordnet, daß die in Boulogne aufgestellten Truppen in zwei bis drei Stunden diesen Punkt erreichen konnten. Starke Netze eigenthümlicher Art, an große Anker befestigt, hinderten die Engländer, Brandmaschinen auf schwimmenden Körpern gegen die Flotte loszulassen.

In Boulogne blieben drei ganze Regimenter, die dritten Ba-

taillone einbegriffen. Dazu kamen 12 dritte Bataillons der nach Deutschland abgegangenen Regimenter. Die zur Flotille gehörenden Matrosen wurden in funfzehn Bataillons, jedes zu 1000 Mann formirt. Man gab ihnen Flinten und ließ sie durch Infanterieoffiziere einüben. Sie sollten abwechselnd auf den unter Segel bleibenden und den im Hafen liegenden Schiffen dienen. Diese Vereinigung von Land- und Seetruppen bildete eine Streitmacht von 36 Bataillons und stand unter dem Oberbefehl mehrerer Generale und eines Marschalls, desselben Marschalls Brune, der 1799 die Russen und Engländer in das Meer gestürzt hatte. Napoleon befahl den Bau von Verschanzungen rings um Boulogne, um die Flotte und die unermeßlichen Magazine zu decken. Jede verschanzte Stelle wurde einem Offiziere anvertraut, der stets auf demselben Posten blieb, um die beste Art der Vertheidigung desselben genau studiren zu können.

Decrés und Marschall Berthier erhielten den Befehl, alle Land- und Seeoffiziere zu versammeln, ihnen die Wichtigkeit des ihrer Ehre anvertrauten Postens zu erklären und sie zu trösten, daß sie unthätig blieben, während ihre Kameraden zum Kampfe eilten; auch an sie würde die Reihe kommen, auch sie würden bald bei der Expedition gegen England Ruhm erwerben; denn sobald Napoleon den Continent für seinen Angriff gezüchtigt habe, werde er an die Ufer des Canals zurückkehren, vielleicht schon im nächsten Frühling.

Napoleon wohnte persönlich dem Abmarsche aller Divisionen bei. Man kann sich kaum einen Begriff machen von ihrer Freude, ihrer Begeisterung, als sie hörten, daß sie einem großen Kriege entgegengingen. Es waren nun fünf Jahre, daß sie nicht gekämpft hatten, und seit dritthalb Jahren warteten sie vergeblich auf eine Landung in England. Alte und junge Soldaten, durch ein langes Leben gleich geworden, voll Vertrauen zu ihren Offizieren, voll Begeisterung für den Anführer, der sie zum Siege geleitete, voll Hoffnung auf die größten Belohnungen, da ein glücklicher Soldat auf dem Throne saß, Alle endlich von jenem Gefühle erfüllt, das zu jener Zeit alle anderen Empfindungen ersetzt hatte, von der Liebe zum Ruhm, alte und junge Soldaten sehnten sich nach Krieg, Kämpfen und Gefahren. Sie hatten die Oesterreicher, die Russen besiegt, sie verachteten alle Soldaten Europa's und konnten sich nicht denken, daß irgend eine Armee

der Welt ihnen Widerstand zu leisten vermöge. An Mühen gewöhnt, wie nur immer die alten römischen Legionen, kümmerten sie sich wenig um den weiten Weg, den sie zur Eroberung des Continents zurückzulegen hatten. Sie marschirten singend ab mit dem Ruf: Es lebe der Kaiser! Ohne Zweifel gab es in diesen von Muth übersprudelnden Herzen weniger reinen Patriotismus, wie bei den Soldaten von 1792. Es gab bei ihnen mehr Ehrgeiz, aber jenen edeln Ehrgeiz nach Ruhm, nach rechtmäßig erworbenen Belohnungen, und ein Vertrauen und eine Verachtung der Gefahren und Schwierigkeiten, die Großes versprachen. Die Freiwilligen von 1792 wollten ihr Vaterland gegen einen ungerechten Einfall vertheidigen, die kriegsgewohnten Soldaten von 1805 wollten es zur ersten Macht der Erde erheben. Unterscheiden wir zwischen solchen Gesinnungen nicht: es ist schön, sein bedrohtes Vaterland vertheidigen, es ist ebenso schön, sich zu opfern, damit es groß und glorreich werde. Nachdem Napoleon seine Armee mit eigenen Augen hatte abmarschiren sehen, reiste er am 2. September von Boulogne ab und kam am 3. in Malmaison an. Niemand kannte seine Entschlüsse; man glaubte ihn noch immer mit seinen Plänen gegen England beschäftigt, man war gegen Oesterreich argwöhnisch und erklärte sich die Truppenmärsche, die nun bekannt zu werden anfingen, durch die bereits veröffentliche Absendung eines Corps von 30,000 Mann, das die Oesterreicher am Oberrhein beobachten sollte.

Das Publicum, mit den Thatsachen nicht genau bekannt und namentlich in gänzlicher Unkenntniß der englischen Intriguen, welche die Knoten zu einer neuen Coalition geschürzt hatten, machte Napoleon zum Vorwurf, daß er Oesterreich zum Aeußersten getrieben habe, indem er die Krone von Italien auf sein Haupt setzte, Genua mit dem Reiche vereinigte und Lucca der Prinzessin Elisa schenkte. Man bewunderte ihn noch immer, man schätzte sich noch immer glücklich, unter einer so festen Regierung zu leben, aber man warf ihm seine übertriebene Vorliebe für den Krieg vor. Niemand glaubte unter einem solchen Feldherrn an einen unglücklichen Ausgang, aber man hörte von Oesterreich reden, von Rußland, von einem Theile von Deutschland, die alle in englischem Solde ständen, man wußte nicht, ob dieser neue Kampf kurz oder lang sein werde, und man rief sich unwillkür-

lich die Aengsten der ersten Revolutionskriege in das Gedächtniß zurück. Trug auch das Vertrauen über die andern Gefühle den Sieg weit davon, so ließ sich doch ein leichtes mißbilligendes Murmeln hören, das für die feinen Ohren Napoleon's sehr hörbar war.

Was die Gefühle des Publicums noch besonders peinlich machte, war eine große finanzielle Verlegenheit. Verschiedene Ursachen hatten dieselbe hervorgerufen. Napoleon bestand bei seinem Entschlusse, nie eine Anleihe zu machen. „Nie in meinem Leben werde ich ein Papier ausgeben", schrieb er an Marbois (Mailand, am 18. Mai 1805.). In der That dauerte das Mißtrauen noch fort, das die Assignaten, die Mandate, die verschiedenen anderen Papiere hervorgerufen hatten, und so allmächtig, so gefürchtet der Kaiser der Franzosen damals auch war, so wäre er doch nicht im Stande gewesen, eine Rente von fünf Franken höher als funfzig Franken zu bringen, was einem zehnprocentigen Anlehen gleichgekommen sein würde. Indessen entstanden aus dieser Lage ernste Verlegenheiten; denn das reichste Land kann den Lasten eines Krieges nicht genügen, wenn es nicht einen Theil derselben der Zukunft aufbürdet.

Wir haben bereits den Zustand der Budgets dargelegt. Das vom Jahre XII (Septbr. 1803 bis 1804) ohne die Erhebungskosten auf 700 Millionen geschätzt, hatte sich auf 762 gehoben. Glücklicherweise hatten die Einnahmen eine Vermehrung von ungefähr 40 Millionen ergeben, da der öffentliche Wohlstand durch keinen Krieg mehr Störung erlitt. Unter diesen Mehreinnahmen figurirten die Einregistrirungen mit 18, die Zölle mit 16 Millionen. Man mußte noch ein Deficit von einigen und zwanzig Millionen ausfüllen.

Das Rechnungsjahr XIII (Septbr. 1804 bis Septbr. 1805), das in diesem Augenblicke schloß, zeigte einen noch größeren Ausfall. Da die Schiffsbauten bereits vollendet waren, so hatte man gehofft, daß die Ausgaben dieses Jahres bedeutend reducirt werden könnten. Im Jahre XII hatte man 762 Millionen gebraucht, im Jahre XIII hoffte man mit 684 auszukommen. Aber die bis jetzt verflossenen Ausgaben ergaben eine Summe von 660 Millionen, also auf das ganze Jahr 720. Um dem Bedürfniß zu genügen, hatte man die Steuern und die außerordentlichen Hülfsquellen. Die Steuern, die im Jahre 1801 nur 500 Millionen einbrachten, hatten sich in Folge

des allgemeinen Wohlstandes und ohne irgend eine Veränderung im Tarif auf 560 Millionen gehoben. Die neuerdings eingeführten indirecten Steuern hatten dieses Jahr 520 Millionen geliefert, die freiwilligen Gaben der Gemeinden und der Departements beinahe 20, so daß man 600 Millionen permanenter Einnahmen hatte. Man bedurfte mithin noch 120 Millionen, um den Ausgaben des Jahres XIII zu genügen. Die italienischen Hülfsgelder von 22 Millionen lieferten einen Theil davon. Aber die spanische Subsidie von 48 Millionen hatte im September 1804 in Folge der Kriegserklärung Englands gegen Spanien aufgehört. Da dieses der gemeinschaftlichen Sache jetzt mit seinen Flotten diente, so brauchte es keine Subsidien mehr zu stellen. Die amerikanischen Gelder von dem Verkaufe Lousiana's her waren ausgegeben. Um diese Hülfsquellen zu vervollständigen, hatte man 36 Millionen durch neue Cautionsstellungen erlangt, eine Art von Anleihe, deren Mechanismus früher erklärt wurde, ferner Nationalgüter im Betrage von etwa 20 Millionen veräußert und 6 Millionen piemontesischer Gelder flüssig gemacht. Dies Alles machte mit der gewöhnlichen Auflage 684 Millionen, und es blieb daher ein Ausfall von 36—40 Millionen, bis zu jener Summe von 720 Millionen.

Man war mithin mit den Ausgaben im Jahre XII um 24 Millionen im Rückstande, für das Jahr XIII um 40. Aber dies war noch nicht Alles. Da das Rechnungswesen noch nicht so ausgebildet war wie heutzutage und keinen augenblicklichen Ueberblick aller Thatsachen gestattete, so hatte man erst später einige Reste alter Schulden und mehrere nicht zu verwerthende Documente aus früheren Jahren entdeckt, zusammen im Betrage von 20 Millionen. Zählte man diese verschiedenen Deficits zusammen, so konnte man den Rückstand, der bei der Erneuerung des Kriegs vorhanden war, auf ungefähr 80 Millionen schätzen.

Verschiedene Auskunftsmittel waren zur Anwendung gebracht worden. Man hatte bei der Amortisationscasse Schulden gemacht. Man mußte dieser Casse die Cautionen, deren Quelle sie gewesen war, mit 5 Millionen jährlich ersetzen. Man mußte ihr 10 Millionen jährlich zahlen von den 70 Millionen an Nationalgütern, welche das Gesetz vom Jahre IX ihr zuschrieb, um die Vermehrung der öffentli-

chen Schuld auszugleichen. Keine dieser beiden Summen hatte man ihr überliefert. Es ist wahr, daß sie in den Nationalgütern Sicherheit hatte und überdies kein sehr dringlicher Gläubiger war. Der Schatz schuldete ihr am Ende des Jahres XIII (September 1805) etwa 30 Millionen.

Man hatte noch einige andere Hülfsquellen ausfindig gemacht, indem man in der Vermehrung des Schatzes mehrere Verbesserungen eintreten ließ. Wenn der Staat im Allgemeinen in finanzieller Beziehung kein großes Zutrauen einflößte, so hatten dagegen die Finanzbeamten innerhalb ihres Wirkungskreises großen Credit. So pflegte z. B. der Hauptcassirer des Schatzes, der alle Geldbewegungen zwischen Paris und den Provinzen leitete, auf sich selbst oder auf seine Correspondenten Tratten auszustellen, die in den Bureaus stets bezahlt wurden, da die Zahlungen, trotz der Geldverlegenheit, immer mit großer Regelmäßigkeit geschahen. Diese Art von Bank hatte bis zu 15 Millionen Tratten in Umlauf gesetzt, welche als Baarzahlungen acceptirt worden waren.

Endlich hatte eine wahre Verbesserung im Dienste der Generaleinnehmer eine fast gleiche Hülfsquelle geschaffen. Bei den directen Steuern, die auf Grundstücken und Gebäuden ruhten, deren Werth von vornherein bekannt war und so sicher fällig wurde, wie eine Rente, ließ man diese Rechnungsbeamten Noten unterzeichnen, die von Monat zu Monat bei ihrer Casse fällig waren und Obligationen der Generaleinnehmer genannt wurden. Bei den unregelmäßig einkommenden indirekten Steuern wartete man dagegen, bis der Ertrag wirklich realisirt wurde, um dann auf die Generaleinnehmer sogenannte Scheine auf Sicht zu ziehen. Auf diese Weise konnten sie einen Theil der Staatseinkünfte etwa fünfzig Tage lang benutzen. Nun wurde bestimmt, daß der Schatz künftig zwei Drittheile der bekannten Summe der indirecten Steuern (190 Millionen) monatlich im Voraus ziehen sollte, während das letzte Drittheil in den Händen der Rechnungsbeamten blieb, um momentane Ausfälle zu decken und erst später unter der alten Form in Scheinen auf Sicht eingezogen wurde. Dieses raschere Einziehen eines Theiles der Staatseinkünfte brachte eine Einnahme von ungefähr 15 Millionen.

So hatte man sich etwa 60 Millionen verschafft, indem man bei

der Amortisationscasse Schulden machte, den Hauptcassirer Tratten ausstellen ließ und gewisse Einkünfte rascher einzog. Nimmt man das Deficit zu 80—90 Millionen an, so fehlen noch etwa 30 Millionen. Auch dafür war gesorgt, indem man theils den Lieferanten schuldig blieb, theils eine größere Zahl von Obligationen der Generaleinnehmer ausgab, als man eigentlich bedurft hätte.

Napoleon, der nicht gern zu sehr in Rückstand kommen wollte, hatte während seines Aufenthalts in Italien eine Operation ersonnen, die seiner Ansicht nach mit einer Ausgabe von Papieren nichts gemein hatte. Von den 300—400 Millionen Nationalgütern, die im Jahre 1800 existirten, war im Jahre 1805 nichts mehr übrig, nicht etwa, daß man diesen kostbaren Schatz ganz verschwendet hätte, sondern im Gegentheil, weil man ihn erhalten wollte und deshalb die Amortisationscasse, den Senat, die Ehrenlegion, das Invalideninstitut, den öffentlichen Unterricht damit dotirt hatte. Die geringen Theile, die man noch im Budget figuriren sah, waren ein letzter Rest, den man der Amortisationscasse auslieferte, um sie für die gemachten Schulden zu entschädigen. Napoleon hatte nun die Idee, der Ehrenlegion und dem Senat die verliehenen Nationalgüter zu nehmen, beide durch Renten zu entschädigen und die Grundstücke zu einer Operation mit den Lieferanten zu benutzen. Wirklich gab man dem Senat und der Ehrenlegion für ihre Immobilien Renten. Für 1000 Franken Einkünfte von den Grundstücken gab man ihnen 1750 Franken Einkünfte von den Renten, um die Cursverschiedenheit zwischen beiden auszugleichen. Der Senat und die Ehrenlegion gewannen dabei. Die Nationalgüter begann man den Lieferanten zu einem verabredeten Preise zu übergeben. Diese bekamen von den Capitalisten darauf Geld und verschafften sich so die Mittel, ihre Dienstleistungen fortzusetzen. Die Amortisationscasse leitete die ganze Operation und lieferte auch die nöthigen Renten, um den Senat und die Ehrenlegion zu entschädigen. Der Staat seinerseits sollte sie schadlos halten, indem er ihr neue Renten übergab. Mit diesen verschiedenen Hülfsmitteln, die zum Theil, wie die Verbesserungen im Dienst, gesetzlich waren, zum Theil gehässig, wie die Nichtbezahlung der Lieferanten und die Zurücknahme der Nationalgüter, begegnete man dem Deficit der beiden letzten Jahre. In unsern

Tagen würde die schwebende Schuld, welche man mit königlichen Anweisungen deckt, eine vier bis fünf mal größere Last zu tragen erlauben.

Die Verlegenheit würde nicht groß gewesen sein, wenn sich der Handel in einer gedeihlichen Lage befunden hätte; aber dem war nicht so. Die französischen Kaufleute hatten im Jahre 1802 an eine lange Dauer des Friedens geglaubt, sich in beträchtliche Operationen eingelassen und Expeditionen nach allen Ländern übernommen. Die Gewaltthätigkeit, mit der England noch vor der Kriegserklärung auf die französische Flagge sich stürzte, hatte ihnen unermeßliche Verluste zugefügt. Viele Häuser hatten ihre traurige Lage verheimlicht, große Opfer gebracht, sich gegenseitig mit ihrem Credit unterstützt und so dem ersten Schlage die Spitze geboten. Aber die neue Erschütterung, die aus dem Continentalkriege hervorging, mußte ihren Ruin vollenden. Bereits begannen in den Haupthandelsplätzen die Bankerotte und verbreiteten eine allgemeine Unruhe. Dies war nicht der einzige Grund des gedrückten Zustandes der Geschäfte. Nach dem Sturze der Assignaten war das baare Geld zwar wieder erschienen, aber immer unzureichend geblieben, wovon der Grund leicht einzusehen ist. So wenig Vertrauen das Papiergeld von dem ersten Tage an auch besaß, so hatte es doch bei vielen Geschäften die Stelle des baaren Geldes versehen und einen Theil der Metallwerthe aus Frankreich ausgetrieben. Die Hebung des öffentlichen Wohlstandes unter dem Consulat hatte noch nicht lange genug gedauert, um das aus dem Lande gegangene Gold und Silber zurückzuführen. Es fehlte daran bei allen Geschäften. Sich Geld zu verschaffen war zu jener Zeit eine der Hauptsorgen des Handels. Die Bank von Frankreich, die sich rasch entwickelt hatte, weil sie mit ihren vollkommen gut accreditirten Banknoten die Zahlungsmittel vermehrte, die Bank von Frankreich hatte die größte Mühe, in ihren Cassen eine Reserve von Metallgeld zu erhalten, die der Notenausgabe angemessen war. Sie hatte in dieser Beziehung lobenswerthe Anstrengungen gemacht und aus Spanien eine ungeheuere Menge von Piastern gezogen. Unglücklicherweise ging auf einem anderen Wege ebenso viel wieder fort, nämlich durch Bezahlung der Colonialwaaren. Früher, d. h. im Jahre 1788 und 1789,

als Frankreich St. Domingo besaß, zog es aus seinen Colonien an Caffee, Zucker und anderen Producten bis zu 220 Millionen jährlich, wovon es 70 bis 80 consumirte und 150 ausführte, namentlich unter der Form von gereinigtem Zucker. Wenn man bedenkt, daß der Werth des Geldes damals mindestens doppelt so groß war wie jetzt, so kann man ermessen, welch eine ungeheuere Quelle von Reichthum verstopft worden war. Die Franzosen mußten die Colonialwaaren, die sie zwanzig Jahre früher an ganz Europa verkauften, jetzt im Auslande aufsuchen und ihren eigenen Feinden bezahlen. Ein beträchtlicher Theil des baaren Geldes ging nach Hamburg, Amsterdam, Genua, Livorno, Venedig, Triest, um den Zucker und Caffee zu bezahlen, den die Engländer im freien Handel einführten oder einschmuggelten. Nach Italien schickten wir weit mehr, als die 22 Millionen, die uns dieses Land bezahlte. Alle Handeltreibende beklagten sich über diesen Zustand der Dinge, und dieser Gegenstand wurde an der Bank von den gebildetsten Kaufleuten Frankreichs täglich besprochen.

Ganz Europa hatte die Gewohnheit, von Spanien Metalle zu fordern. Dieses berühmte Volk, dem Columbus die Minen Amerika's eröffnete und unermeßliche, aber verhängnißvolle Reichthümer verschaffte, war durch Unwissenheit und Unordnung in Verfall gerathen. Zu einer schlechten Verwaltung waren noch unglückliche Kriege gekommen, und so war Spanien von allen Mächten jetzt am meisten in Verlegenheit und gab das immer so traurige Beispiel des Reichen, der in Elend versunken ist. Die von der englischen Regierung angehaltenen Silberflotten fehlten nicht blos Spanien, sondern ganz Europa. Obgleich die Ausfuhr von Piastern auf der Halbinsel verboten war, so erhielt sie Frankreich doch durch Vermittelung des Schmuggelhandels, und die benachbarten Völker versorgten sich in Frankreich häufig auf dieselbe Weise. Dieser heimliche Handel war ebenso geordnet, ebenso ausgedehnt wie ein erlaubter Verkehr. Aber zu dieser Zeit wurde er durch die Unterbrechung der Geldsendungen von Amerika sehr gehemmt und, merkwürdig genug, selbst England litt darunter. Daran gewöhnt, aus Frankreich und Spanien seine Hülfsquellen zu schöpfen, empfand es den allgemeinen Mangel, von dem es doch die Ursache war. Das Geld, das in den Schatzkammern

der spanischen Statthalter von Mexico und Peru sich aufhäufte, gelangte nicht mehr nach Cadiz, also auch nicht mehr nach Bayonne, Paris oder London. Es fehlte England an Metallen für alle seine Bedürfnisse, hauptsächlich aber für die Bezahlung der europäischen Coalition; denn die Colonialwaaren und die Manufacturen, die es Rußland und Oesterreich lieferte, genügten nicht zur Deckung der Subsidien, die es übernommen hatte. Pitt hatte diesen Grund selbst angeführt, um den Mächten einen Theil der von ihnen geforderten Summen streitig zu machen. Nachdem England den Verbündeten eine ungeheuere Masse von Colonialwaaren fast um nichts hingegeben hatte, schickte es ihnen statt baaren Geldes Banknoten der Bank von England. Man fand solche in den Händen österreichischer Offiziere.

Dies waren die Hauptgründe der Finanz- und Handelsklemme. Wenn die Gesellschaft der vereinigten Kaufleute, die damals alle Geschäfte besorgte, die Lieferung der Lebensmittel, die Discontirung der Obligationen und der spanischen Subsidien übernahm, auf ihren eigentlichen Geschäftskreis sich beschränkt hätte, so würde sie den Lasten desselben haben genügen können, wenn auch mit Mühe. Sie konnte die Obligationen der Generaleinnehmer nicht mit ½ % monatlich (6 % jährlich) discontiren; im glücklichsten Falle fand sie Capitalisten, die ihr selbst zu ¾ % monatlich (9 % jährlich) discontirten, was sie einem ungeheueren Verluste aussetzte. Der Staat konnte ihr die Fortsetzung ihrer Geschäfte erleichtern, wenn er sie für diesen Mehrbetrag an Zinsen entschädigte, aber der Hauptleiter der Gesellschaft, Ouvrard, hatte auf diese Verhältnisse einen Plan gebaut, der weitumfassend, auch sehr sinnreich und selbst vortheilhaft gewesen wäre, wenn er mit dem Verdienst der Genialität das noch nöthigere Verdienst genauer Berechnung vereinigt hätte. Wir haben gesehen, daß die Theilnehmer, welche die Gesellschaft der vereinigten Kaufleute bildeten, die Rollen unter sich getheilt hatten. Desprez, ein alter, durch seine seltene Geschicklichkeit im Papierhandel reich gewordener Bankbeamter, hatte die Discontirung der Schatzscheine übernommen. Vanlerberghe, im Kornhandel sehr erfahren, besorgte die Lieferung der Lebensmittel. Ouvrard, der Kühnste und Erfindungsreichste von Allen, hatte sich die großen Speculationen vorbehalten. Im Besitz

der Papiere der spanischen Subsidien, die er zu discontiren versprochen hatte, faßte er die Idee, mit Spanien, der Herrin von Mexiko und Peru, dem Gegenstande einer allgemeinen Sehnsucht, dem Lande, aus welchem die Metalle kamen, großartige Verbindungen anzuknüpfen. Er hatte sich nach Madrid begeben, wo er einen Hof fand, den der Krieg, das gelbe Fieber, eine furchtbare Hungersnoth und das fortwährende Drängen Napoleon's um Zahlung der schuldigen Summen sehr trübe stimmten. Ouvrard fand in dem Allen nichts, was überraschen oder gar in Verlegenheit setzen konnte. Sein sicheres Auftreten entzückte alle Staatsmänner, die im Escurial regierten, wie er schon früher auf dieselbe Art Marbois geködert hatte, indem er ihm Hülfsquellen verschaffte, von denen jener nichts wußte. Er hatte sich von vornherein erboten, die Subsidien für den Schluß des Jahres 1803 und das ganze Jahr 1804 zu bezahlen, was eine sehr willkommene Erleichterung war. Dann hatte er unmittelbare Geldhülfe geleistet, deren der Hof sehr bedurfte. Außerdem hatte er übernommen, Getreide nach den spanischen Häfen zu schaffen und der Flotte die nöthigen Lebensmittel zu liefern. Man hatte alle diese Dienste mit der lebhaftesten Dankbarkeit angenommen. Ouvrard hatte auf der Stelle nach Paris geschrieben und von Marbois, dessen Gunst er besaß, Erlaubniß erhalten, einige Ladungen Getreide aus Frankreich auszuführen. Diese plötzlichen Sendungen hatten der Häufung von Getreide in den Häfen der Halbinsel ein Ende gemacht, und indem Ouvrard die Hungersnoth entfernte, die mehr in einer künstlichen Steigerung der Preise, als im wirklichen Mangel bestand, hatte er eins der peinlichsten Leiden des Volkes wie mit einem Zauberschlage gehoben. Das war mehr als genug, um die hellsehendsten Staatsmänner Spaniens für sich zu gewinnen.

Man wird natürlich fragen, wit welchen Hülfsmitteln der Hof von Madrid Ouvrard für seine Dienste bezahlen konnte. Das Mittel war ein einfaches, Ouvrard verlangte, daß man ihm die Ausfuhr der mexicanischen Piaster überlasse. In der That erhielt er das Privilegium, die Piaster aus den spanischen Colonien auszuführen, und zwar zu den Preisen von 3 Fr. 75 Cent., während sie in Frankreich, Holland und Spanien mindestens 5 Franken galten. Es war dieses ein außerordentlicher, aber wohlverdienter Nutzen, vorausgesetzt, daß

es Ouvrard gelang, die englischen Kreuzer zu täuschen und die so selten gewordenen Metalle von der neuen in die alte Welt zu versetzen. Spanien, das dem Elend fast erlag, konnte sich glücklich schätzen, wenn es um den Preis eines Viertels seiner Reichthümer die übrigen drei Viertel realisirte. Vornehme Müssiggänger werden von ihren Intendanten oft viel schlechter behandelt. Aber wie konnte man diese Piaster kommen lassen, Pitt und den englischen Flotten zum Trotz? Diese Schwierigkeit machte Ouvrard eben so wenig Kummer wie die andern. Er wollte Pitt selbst dazu brauchen, und sein höchst merkwürdiger Plan war folgender: Es gab holländische Häuser, z. B. Hope, die zugleich in Holland und in England etablirt waren. Diesen wollte er spanische Piaster zu einem Preise verkaufen, der seiner Gesellschaft noch immer einen beträchtlichen Nutzen sicherte. Dann war es Sache dieser Häuser, von Pitt die freie Ausfuhr zu erlangen. Da Pitt nun selbst Geld brauchte, so war es möglich, daß er eine gewisse Summe passiren ließ, wenn er auch wußte, daß er sie mit seinen Feinden theilte. Es war eine Art stillschweigender Vertrag, den die holländischen Häuser vermöge ihrer Stellung in England vermittelten. Der Erfolg bewies später, daß ein solcher Vertrag theilweise, wenn auch nicht ganz ausführbar war. Ouvrard gedachte sich auch amerikanischer Häuser zu bedienen, die unter dem Schutze der neutralen Flagge aus Mexico Piaster holen und nach Spanien überführen konnten. Die Frage war nur die, wieviel Piaster Pitt durchlassen würde, und wieviel die Amerikaner übernehmen könnten. Wenn man Zeit hatte, so konnte eine solche Speculation leicht gelingen, Frankreich und Spanien wichtige Dienste leisten und der Gesellschaft bedeutenden Nutzen bringen. Unglücklicherweise war das Bedürfniß ein sehr dringendes. Von seinen 80 bis 90 Millionen Rückständen schuldete der Schatz ungefähr 30 Millionen der Gesellschaft der vereinigten Kaufleute und bezahlte sie mit Immobilien. Das war die erste Last, die sie zu tragen hatte. Außerdem hatte sie dem Schatz die spanische Subsidie für ein Jahr zu entrichten, d. h. 40 bis 50 Millionen Franken zu liefern; sie mußte die Obligationen der Generaleinnehmer discontiren und endlich das nach der spanischen Halbinsel geschickte Getreide und die Lebensmittel und die Flotte bezahlen. Eine solche Lage gestattete nicht, auf den Erfolg der Ope-

rationen lange zu warten. Bis dahin hatte die Gesellschaft sich immer durch Auskunftsmittel gefristet. Die vom Schatz erhaltenen Immobilien hatte sie an Darleiher verpfändet. Da sie durch die Gefälligkeit Marbois' in den Stand gesetzt war, über das Portefeuille des Staats beinahe frei zu verfügen, so nahm sie mit vollen Händen Obligationen der Generaleinnehmer und verpfändete sie gegen Wucherzinsen an Capitalisten. Einen Theil derselben Obligationen discontirte die Bank von Frankreich, die in Folge ihrer Verbindung mit der Regierung nichts abschlug, was zum Wohl des öffentlichen Dienstes verlangt wurde. Die Gesellschaft emfing den Betrag dieser Disconto's in Bankbillets, und so löste sich Alles in eine tägliche Zunahme solcher Bankbillets auf. Da aber die Metallwerthe nicht in demselben Maße vermehrt wurden, so entstand daraus eine wahre Gefahr, und es war vorauszusehen, daß die Bank zuletzt die ganze Last werde tragen müssen. Im Schooße des Directoriums erhoben sich auch Stimmen, daß man Desprez vorsichtiger unterstützen müsse, aber andere Betheiligte, die patriotischer und minder klug waren, namentlich Perrégaux, sprachen sich dagegen aus und bewilligten Desprez Alles.

Der französische Schatz, der spanische Schatz, die Gesellschaft der vereinigten Kaufleute, die als Verbindungsglied diente, verfuhren so, wie es unsolide Häuser machen, die sich ihre Giros leihen und sich gegenseitig mit einem Credit unterstützen, den sie nicht haben. Man muß jedoch anerkennen, daß der französische Schatz von diesen drei Häusern das solideste war und durch die Gemeinschaft am meisten litt; denn es waren einzig seine Hülfsquellen, d. h. die von der Bank discontirten Obligationen der Generaleinnehmer, womit man alle Bedürfnisse deckte und sowohl die spanischen als die französischen Heere ernährte. Ueberdies war das Geheimniß dieser außerordentlichen Lage unbekannt. Die Gesellschafter Ouvrards, deren Stellung zu ihm nie bekannt geworden ist, obgleich lange Processe darüber geführt wurden, wußten selbst nicht, welche ungeheuere Last auf ihnen ruhe. Da sie bereits in großer Verlegenheit waren, so ließen sie durch Marbois Ouvrard den Befehl geben, sofort nach Paris zurückzukehren. Marbois, der alle Einzelnheiten eines großen Geschäfts nicht übersehen konnte und überdies von einem ungetreuen Beamten getäuscht wurde, ahnte nicht, in welchem Grade die Hülfsquellen

des Schatzes der Gesellschaft überlassen seien. Napoleon selbst war mit der Verwirrung unbekannt, die innerhalb des Schatzes und in der Vereinigung mit der Gesellschaft der vereinigten Kaufleute herrschte und gab sich keine Rechenschaft von der wahren Verwirrung und Unruhe, die bereits bemerkt wurde. Er schob die Schuld der Geldverlegenheit auf die falschen Speculationen des französischen Handels, auf die Wucherzinsen der Capitalisten und beklagte sich über die Geschäftsleute etwa ebenso, wie er die Ideologen schalt, wenn er auf Ideen stieß, die ihm nicht behagten. Daß man aus diesem Zustand der Dinge etwa Einwürfe gegen seine Befehle hernehme, litt er durchaus nicht. Er wollte 12,000,000 baaren Geldes nach Straßburg haben und verlangte sie so gebieterisch, daß man zu den äußersten Mitteln griff, um das Geld herbeizuschaffen. Weitere 10 Millionen verlangte er für Italien, und die Gesellschaft kaufte sie in Hamburg auf und schickte sie nach Mailand. Uebrigens hoffte Napoleon in zwei bis drei Wochen durch seine Siege aller Verlegenheit ein Ende gemacht zu haben. — „Ehe vierzehn Tage vergehen,“ sagte er, „habe ich die Russen, die Oesterreicher und die Geldspeculanten geschlagen.“

Nachdem er diese Hülfsquellen wohl oder übel vom Schatz erlangt hatte, beschäftigte er sich mit der Conscription und der Organisation der Reserve. Das jährliche Contingent zerfiel damals in zwei Hälften, jede von 30,000 Mann, deren erste zum activen Dienst berufen wurde, während die zweite im Schooß der Bevölkerung blieb, aber auf den ersten Ruf der Regierung unter den Fahnen erscheinen mußte. Ein großer Theil des Contingents der Jahre 9 bis 13 war nicht einberufen worden. Alle diese Dienstpflichtigen hatten das gesetzliche Alter, und die Regierung konnte durch ein einfaches Decret über sie verfügen. Napoleon berief sie Alle; er wollte aber auch außerdem das Contingent des Jahres XIV. im Voraus ausheben, d. h. die Individuen, die vom 23. September 1806 bis zum 23. September 1806 in das dienstfähige Alter traten, und da der alte christliche Kalender mit dem nächsten Jahre wieder in Gebrauch kommen sollte, so gedachte er auch noch diejenigen jungen Leute hinzuzufügen, die vom 23. September bis 31. December 1806 der Conscription anheimfielen. Er wollte also alle die Conscribirten, auf

die das Gesetz vom Sept. 1805 bis Dec. 1806 anwendbar wurde, mit Einem Male ausheben. Diese Maßregel mußte ihm 80,000 Mann liefern, von denen die letzten noch nicht ganz zwanzig Jahre alt waren. Im Kriegsdienst sollten nicht Alle sogleich verwendet werden. Napoleon hatte die Absicht, sie erst zum Waffenhandwerke vorzubereiten, indem er sie in die dritten Bataillone oder das Depot jedes Regiments versetzte. Auf diese Weise hatten die Recruten ein bis zwei Jahre Zeit, sich auszubilden und Kräfte zu gewinnen, und waren dann beinahe ebenso gute Soldaten, wie jene aus dem Lager von Boulogne. Diese Anordnung war für die Gesundheit der Leute ebenso zuträglich, wie für ihre militairische Ausbildung; denn wenn der zwanzigjährige Conscribirte in das Feld rückt, so endet er bald im Hospitale. Aber eine solche Anordnung war auch nur einer Regierung möglich, die dem Feinde eine vollständig organisirte Armee entgegenstellen kann und das diesjährige Contingent nur als Reserve gebraucht.

Der gesetzgebende Körper war nicht versammelt, und es verfloß Zeit, wenn man ihn zusammenrufen wollte. Napoleon willigte in die Verzögerung nicht und dachte sich an die Regierung zu wenden, indem er sich auf zwei Motive stützte: einmal die Dringlichkeit der Umstände und dann die Unregelmäßigkeit eines Contingents, das einen größeren Zeitraum als zwölf Monate und Conscribirte unter 20 Jahren umfaßte. Man verließ den Weg des Gesetzes, wenn man so handelte; denn der Senat konnte weder die Contribution in Gelde, noch in Menschen votiren. Er hatte Functionen einer anderen Art, z. B. inconstitutionelle Gesetze zu verhindern, die Lücke der Verfassung auszufüllen und die Handlungen der Regierung zu überwachen. Die Bewilligung der Abgaben und des Contingents gehörte ausschließlich dem gesetzgebenden Körper an. Es war ein Fehler, daß man die so schon so sehr verstümmelte Verfassung noch mehr verletzte und gar zu fügsam machte, indem man es mit den Formen so leicht nahm. Es war ein zweiter Fehler, daß man nicht sparsamer umging mit dem Senat, aus dem man die gewöhnliche Hülfsquelle für alle schwierigen Fälle gemacht hatte, daß man gar zu sehr merken ließ, man zähle auf seine Geschmeidigkeit viel mehr, als auf jene des gesetzgebenden Körpers. Der Erzkanzler Cambacéres, der unnöthige

Ueberschreitungen nicht liebte, machte diese Bemerkungen und verlangte, man solle die Form wenigstens so weit beobachten, daß man den Senat über das Contingent durch ein organisches Gesetz votiren lasse. Napoleon verkannte zwar diese Einwürfe der Staatsweisheit nicht, verschob sie aber auf eine spätere Zeit, wo er weniger gedrängt sein würde, und wollte die Aushebung des Contingents weder aufschieben, noch eine allgemeine Regel darüber aufstellen. Er befahl demnach, daß ein Senatsbeschluß vorbereitet werde, der, auf die oben angeführten Gründe gestützt, die Aushebung des Contingents befehle, da die Dringlichkeit der Umstände eine Zusammenberufung des gesetzgebenden Körpers nicht gestatte.

Ebenso gedachte er auf die Nationalgarden zurückzukommen, die in Kraft der Gesetze von 1790, 1791 und 1795 eingeführt waren. Wenn die Zeiten sich auch geändert hatten, wenn Europa der Größe Frankreichs auch vielmehr feindlich war, als den Grundsätzen desselben, so hatte diese dritte Coalition doch ganz den Charakter der beiden früheren, und Napoleon dachte daher, daß die Nation ihm eine ebenso nachhaltige Mitwirkung schulde, wie früher. Denselben Eindruck durfte er nicht erwarten; denn der revolutionäre Enthusiasmus war verraucht, aber auf den vollkommensten Gehorsam aller Bürger, auf ein tiefes Ehrgefühl aller zu den Waffen Berufenen konnte er rechnen. Er befahl daher eine solche Reorganisation der Nationalgarden, die mehr auf Disciplin und militairische Ausbildung Rücksicht nehme. Zu diesem Zwecke ließ er einen Senatsbeschluß vorbereiten, der ihn autorisirte, die Organisation durch kaiserliche Decrete zu regeln. Er beschloß die Ernennung der Offiziere sich selbst vorzubehalten und den jüngeren mehr kriegerischen Theil der Bevölkerung mit den Jägern und Grenadiercompagnien zu vereinigen. Die Nationalgarde bestimmte er zur Vertheidigung der Festungen und momentan bedrohten Punkte, wie Boulogne, Antwerpen, die Vendée.

Diese verschiedenen Elemente wurden auf folgende Weise vertheilt: nahe an 200,000 Soldaten marschirten nach Deutschland: 70,000 vertheidigten Italien; 20 Bataillone Infanterie und 15 Bataillone Marine bewachten Boulogne. Wir haben bereits gesehen, daß die Regimenter aus 3 Bataillonen bestanden, wovon 2 activ waren und eins das Depot bildete, letzteres dazu bestimmt, die Kranken

und Reconvalescenten aufzunehmen und die Conscribirten einzuüben. Eine bestimmte Anzahl dieser dritten Bataillone stand in Boulogne. Alle andern wurden zwischen Mainz und Straßburg aufgestellt. Nach diesen drei Punkten schickte man die Mannschaften, die von den Jahren IX bis XIII noch auszuheben waren und die 80,000 Conscribirten von 1806. Sie hatten die Bestimmung, in die dritten Bataillone einzutreten, um sich dort zu üben und die nöthigen Kräfte zu gewinnen. Die Aeltesten sollten später die Lücken ausfüllen, welche der Krieg in die Reihen der Armee gerissen haben würde. Das Ganze bildete eine Reserve von mindestens 150,000 Mann, welche die Grenze bewachte und die Recrutirung der Corps sicherte. Auf diese Reserve gestützt, sollten die Nationalgarden im Norden und Westen organisirt werden, um zur Vertheidigung der Küste mitzuwirken und nach Boulogne und Antwerpen zu marschiren, wenn die Engländer die Flotte verbrennen oder die an der Schelde erbauten Werfte zerstören wollten. Der Marschall Brune befehligte in Boulogne, der Marschall Lefèbre in Mainz, der Marschall Kellermann in Straßburg. Diese Ernennungen sprachen für den ungemeinen Takt Napoleon's. Der Marschall Brune hatte sich schon 1799 Ruf erworben, als er die Russen und Engländer zurückschlug. Die Marschälle Lefèbre und Kellermann, alte Soldaten, die für ihre Dienste Stellen in dem Senate und den Marschallstab empfangen hatten, eigneten sich vorzüglich zur Reorganisation der Reserve, während ihre jüngern Waffengefährten im activen Dienst den Vorzug verdienten. Sie gaben zugleich Gelegenheit zu der Abschaffung des Gesetzes, das die Senatoren vom öffentlichen Dienste ausschloß. Dieses Gesetz mißfiel dem Senate sehr, und man umging es auf eine sehr geschickte Weise, indem man einige seiner Mitglieder an der Organisation der Landesvertheidigung Antheil nehmen ließ.

Nachdem diese Anordnungen beendigt waren, ließ Napoleon dem Senat die Maßregeln vorlegen, die wir bereits aufgezählt haben, und überreichte sie selbst in einer kaiserlichen Sitzung, die am 23. September im Luxembourg stattfand. Er sprach in bestimmten und festen Ausdrücken von dem Continentalkriege, der ihn überrascht habe, während er mit der Expedition nach England beschäftigt gewesen sei, von den zweideutigen Antworten Oesterreichs auf die geforderten Er-

klärungen, von seinen Lügen, die jetzt offenbar seien, da seine Armeen am 8. September, in demselben Augenblick, da das Wiener Cabinet seine Friedensliebe feierlichst betheuerte, den Inn überschritten hätten. Er rief die Ergebenheit Frankreichs an und versprach die neue Coalition bald vernichtet zu haben. Die Senatoren gaben laut ihre Zustimmung zu erkennen, obgleich sie im Grunde der Herzen sagten, daß die Uebergriffe in Italien diesen neuen Krieg hervorriefen. In den Straßen, durch die der kaiserliche Zug von dem Luxembourg bis zu den Tuilerien kam, äußerte sich die Volksbegeisterung minder laut wie gewöhnlich. Napoleon bemerkte es und sprach sich gegen den Erzkanzler Cambacéres mit einiger Bitterkeit aus. Er nannte die Pariser ungerecht, schien aber seinen Entschluß zu fassen und sich vorzunehmen, daß er den alten Ruf der Begeisterung bald lauter und lebhafter erregen werde, denn je zuvor. Ehe er abreiste, sorgte er für die Organisation der Regierung während seiner Abwesenheit. Sein Bruder Joseph sollte im Senat den Vorsitz führen, sein Bruder Ludwig in seiner Eigenschaft als Connetable die Aushebung der Mannschaft und die Bildung der Nationalgarde besorgen. Der Erzkanzler Cambacéres wurde mit dem Vorsitze im Staatsrath beauftragt. Alle Geschäfte sollten in einem Rathe besprochen werden, der unter dem Vorsitze des Großwahlherrn Joseph aus Ministern und Großwürdenträgern zusammengesetzt wurde. Es wurde bestimmt, daß jeden Tag Couriere abgehen sollten, um Napoleon jeden Tag Berichte mit einem Gutachten des Kanzlers zu überbringen. Dieser Letztere fürchtete, Joseph Bonaparte, der Präsident des Regierungsraths, würde sich beleidigt fühlen, daß ein Mitglied des Rathes die Rolle eines Kritikers übernehme, und machte Napoleon darüber eine Bemerkung. Aber dieser unterbrach ihn mit den Worten, er habe keine Lust, sich um einer Kleinigkeit willen eines Rathgebers zu berauben, der für ihn die größte Geltung habe. Es blieb also bei dem Befehle. Auf jeden Bericht wollte er die Entscheidung selbst geben und nach Paris schicken. Blos in dringlichen Fällen durfte der Rath Befehle geben, die jeder Minister unter seiner Verantwortlichkeit ausführte. Auf diese Weise behielt sich Napoleon selbst während seiner Abwesenheit die Entscheidung aller Sachen vor und machte den Erzkanzler zum Auge seiner ganzen Regierung.

Seine ganze Umgebung sah ihn mit Betrübniß scheiden. Man kannte seinen genialen Plan nicht, man wußte nicht, wie sehr er den Krieg abkürzen werde. Man fürchtete, daß er eine lange Dauer haben, man war überzeugt, daß er sehr blutig sein werde. Man fragte sich, wie das Schicksal Frankreichs sich gestalten werde, wenn ein solcher Mann dem Geschoß erliege, das die Brust Türenne's durchbohrte oder die Stirn Carl's XII. zerschmetterte. Ueberdies liebten ihn Alle, die ihm näher standen, so rauh und gebieterisch er auch war. Seine Abreise erregte daher auch den lebhaftesten Kummer. Der Kaiserin, die ihn in demselben Grade heißer liebte, als ihre Furcht vor der Scheidung zu wachsen begann, gestattete er, ihn bis Straßburg zu begleiten. Marschall Berthier war bei ihr, Talleyrand hatte Befehl, dem Generalquartier mit einigen Beamten in gewisser Entfernung zu folgen. Napoleon verließ Paris am 24. Septbr. und traf am 26. in Straßburg ein.

Die Armee, die 20 Tage früher noch an den Ufern des Oceans stand, war jetzt zum großen Staunen Europa's im Mittelpunkte von Deutschland, an den Ufern des Mains, des Neckars und des Rheins. Nie, zu keiner Zeit wurde ein Marsch schneller und geheimer ausgeführt. Die Colonnenspitzen trafen bereits überall zusammen, zu Würzburg, Mainz, Straßburg. Die Freude der Soldaten hatte den höchsten Punkt erreicht, und als sie Napoleon erblickten, empfingen sie ihn mit dem tausendfach wiederholten Rufe: Es lebe der Kaiser. Diese unzählbare Menge von Truppen aller Waffengattungen, Infanterie, Artillerie und Cavallerie, die urplötzlich vereinigt worden waren, diese in Eile gebildeten Convois von Lebensmitteln und Munition, diese langen Züge von Pferden, die man in der Schweiz und in Schwaben aufgekauft, alle diese Bewegungen einer Armee, die man vor einigen Tagen noch gar nicht erwartete, und die nun plötzlich da war, boten ein einziges Schauspiel dar, das durch die Anwesenheit eines kriegerischen, zugleich ernsten und glänzenden Hofstaats und durch das Zuströmen einer unermeßlichen Menge von Neugierigen, welche den zum Kriege abgehenden Kaiser der Franzosen sehen wollten, noch gehoben wurde.

Die Coalition hatte sich ihrerseits beeilt, war aber nicht so gut vorbereitet wie Napoleon und hauptsächlich nicht so thätig, obgleich

es ihr an Leidenschaftlichkeit nicht fehlte. Die verbündeten Mächte hatten verabredet, ihre Hauptkräfte vor Anbruch des Winters nach der Donau zu versetzen, damit Napoleon die Schwierigkeiten der Communication während der schlechten Jahreszeit nicht benutzen könne, um Oesterreich isolirt von seinen Verbündeten zu erdrücken. Die Marschbefehle lauteten daher auf das Ende des August und den Anfang Septembers. Die Verbündeten glaubten auf diese Weise Napoleon zuvorgekommen zu sein und schmeichelten sich mit der Hoffnung, die Bewegungen in dem Augenblicke beginnen zu können, der ihnen der günstigste sein werde. Sie erwarteten nicht, die Franzosen so frühzeitig auf dem Kriegstheater anzutreffen.

In Reval zogen sich russische Truppen zusammen und schifften sich in den ersten Tagen des Septembers nach Stralsund ein. Es waren 16,000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Tolstoi. 12,000 Schweden waren vor ihnen in Stralsund angekommen. Alle zusammen sollten durch Mecklenburg nach Hannover marschiren und sich dort mit 15,000 Engländern vereinigen, die in Curhaven gelandet sein würden. So erhielt man für den Angriff im Norden eine Armee von 43,000 Mann. Je nachdem Preußen sich anschließen würde oder nicht, sollte von dieser Seite ein Hauptangriff oder nur ein Nebenangriff stattfinden.

Zwei große russische Heere, jedes 60,000 Mann stark, waren im Vorrücken begriffen, das eine durch Galizien, unter General Kutusow, das zweite durch Polen unter dem General Buxhöwden. Dem zweiten Heere folgte die russische Garde unter dem Großfürst Constantin, 12,000 Mann ausgesuchter Truppen. In Wilna wurde eine Reservearmee unter dem General Michelson gebildet. Der junge Kaiser Alexander, den nur der Leichtsinn zum Kriege fortgerissen hatte, der Einsicht genug besaß, um seinen Fehler zu erkennen, aber nicht Willenskraft genug, ihn durch einen Rücktritt gut zu machen oder durch Energie der Ausführung zu verbessern, der jetzt von einer geheimen Furcht beherrscht wurde, die er sich selbst nicht zu gestehen wagte, der Kaiser Alexander hatte sich zu den letzten Vorbereitungen erst sehr spät entschlossen. Das Corps von Galizien, das unter Kutusow den Oesterreichern zu Hülfe kommen sollte, erreichte die Grenze Oesterreichs erst gegen Ende August. Es hatte jetzt noch durch Gali-

zien zu marschiren, von Brody bis Ollmütz, durch Mähren von Ollmütz bis Wien, durch Oesterreich und Baiern von Wien bis Ulm. Dies war ein weiterer Weg, als die Franzosen von Boulogne bis Ulm zurückzulegen hatten, und noch dazu verstanden die Russen die Entfernungen nicht so zu besiegen, wie die Franzosen. Die Voraussicht Napoleon's ging daher in Erfüllung; denn er war den Russen bereits zuvorgekommen.

Das zweite russische Heer, das in der Umgegend von Pulawy, zwischen Warschau und Krakau stand und mit den russischen Garden 70,000 Mann stark war, erwartete die Ankunft Alexander's, um seine Weisung in Bezug auf Preußen zu empfangen. Dieser Monarch hatte erst der Einschiffung seiner Truppen in Reval beigewohnt, ehe er zur polnischen Armee abging, und war dann nach Pulawy gereist, einer schönen Besitzung der berühmten Familie Czartoryski in geringer Entfernung von Warschau. Er befand sich hier bei seinem jungen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten Adam Czartoryski, und konnte mit dem Hofe von Berlin in größerer Nähe verkehren.

Zur Seite Alexander's befand sich der Fürst Peter Dolgorucki, ein Neuling in den Waffen, aber doch voll Anmaßung und Ehrgeiz, ein Feind der geistreichen jungen Leute, die das Reich beherrschten, und darum bestrebt, dem Kaiser einzureden, daß diese Männer ungetreue Russen seien, die den Thron im Interesse Polens verriethen. Die Beweglichkeit Alexander's gab dem Fürsten Dolgorucki mehr als eine Aussicht auf Erfolg. Es war unwahr, daß Fürst Adam, der ehrenhafteste aller Männer, Alexander zu verrathen fähig sei. Aber er haßte den preußischen Hof, dessen Schwäche ihm als Doppelzüngigkeit erschien, er wünschte als ächter Pole, daß man mit diesem Hofe, wenn er der Coalition nicht beitrete, breche, seine Heere zu Boden werfe und ihm Warschau und Posen nehme, um Alexander zum König des wiederhergestellten Polens zu machen. Dieser Wunsch war bei einem Polen nur natürlich, aber für einen russischen Staatsmann etwas unbesonnen. Napoleon genügte allein schon, um die Coalition zu schlagen, was sollte nun erst werden, wenn man Preußen zu einem Bündnisse mit ihm zwang?

Ueberdies verlangte man von dem unentschlossenen Charakter

Alexander's zu viel. Er hatte seinen Gesandten Alopäus nach Berlin geschickt, um für eine russische Armee den Durchmarsch nach Schlesien zu erlangen und zugleich zu verstehen zu geben, man zweifle nicht, daß Preußen dem verdienstlichen Werke der Befreiung Europa's sich anschließen werde. Der Unterhändler war sogar bevollmächtigt, dem preußischen Cabinet zu erklären, daß von einem Schwanken keine Rede sein könne, daß die Neutralität unmöglich sei, daß man den Durchmarsch erzwingen werde, wenn man ihn nicht auf friedlichem Wege erlange. Alopäus sollte durch Fürst Dolgorucki Alexander's Adjutanten, unterstützt werden. Dieser hatte den Auftrag, in Berlin kein Hehl aus dem Beschlusse der Verbündeten zu machen, Preußen entweder durch Liebkosungen zu gewinnen oder durch Gewalt zu bestimmen. Man war sogar in Pulawy soweit gegangen, das Manifest zu entwerfen, das den Feindseligkeiten vorhergehen sollte.

Während die russischen Agenten in Berlin diese lebhaften Vorstellungen machten, befanden sich eben daselbst die französischen Unterhändler Duroc und Laforest, die dem König Hannover anbieten sollten. Man wird sich erinnern, daß der Marschall Duroc von Boulogne mit dem Auftrage abgegangen war, dieses Anerbieten zu machen. Die Redlichkeit des jungen Königs war der Versuchung unterlegen, und auch Hardenberg, den man in Europa den wohldenkenden Minister nannte, hatte nicht Stich gehalten. Hardenberg sah in dieser Angelegenheit nur eine einzige Schwierigkeit, nämlich wie man eine Form finden könne, welche in den Augen Europa's die Ehre seines Herrn rette. Ueber dem Suchen dieser Form waren zwei Monate verflossen, der Juli und August. Endlich hatte man eine gefunden, die ziemlich geeignet war. Es war dieselbe, welche die Coalition ihrerseits ersonnen hatte, um den Krieg gegen Napoleon zu beginnen, nämlich eine bewaffnete Vermittelung. Der König von Preußen solle im Interesse des Friedens, der ein Bedürfniß aller Mächte sei, erklären, unter welchen Bedingungen das Gleichgewicht Europa's ihm gesichert erscheine; er sollte diese Bedingungen aussprechen und dann zu erkennen geben, daß er gegen die Mächte sei, die demselben nicht beiträten, was ebenso viel hieß, als daß er halb und halb für Frankreich sei, um Hannover zu gewinnen. In der That sollte er in seiner Erklärung die meisten Bedingungen Napo=

leon's annehmen, die Gründung des Königreichs Italien, die Vereinigung Piemonts und Genuas mit dem Reiche, das Recht Frankreichs zu freier Verfügung über Parma und Piacenza, die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands, endlich die Räumung von Tarent und Hannover beim Frieden. Die einzige Schwierigkeit war die, wie man die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands verstand. Napoleon, der damals auf beide Länder keine Absichten hatte, wollte die Unabhängigkeit derselben doch nicht der Art garantiren, daß es den Feinden Frankreichs gestattet sei, in denselben eine Gegenumwälzung zu bewirken.

Die Streitigkeiten über diesen Gegenstand hatten bis Ende September gedauert, und der junge König von Preußen war schon bereit nachzugeben, als er an dem Marsche der russischen, österreichischen und französischen Heere deutlich erkannte, daß der Krieg unvermeidlich und nahe sei. Bei diesem Anblick von Furcht ergriffen, trat er zurück und redete so wenig mehr von einer bewaffneten Vermittelung wie von der Erwerbung Hannovers. Er verschanzte sich wieder in sein altes System der Neutralität des nördlichen Deutschlands. Nun boten Duroc und Laforest das, was Preußen so oft selbst verlangt hatte, die Uebergabe Hannovers an Preußen unter dem Namen eines Depots und unter der Bedingung, daß das Letztere Frankreich den Besitz garantire. Aber so großes Vergnügen dem König Friedrich Wilhelm der Rückzug der Franzosen auch machte, so sah er doch, daß er der nordischen Expedition sich widersetzen müsse, und weigerte sich abermals. Er betheuerte hundertmal seine Liebe für Napoleon, dessen Dynastie und Regierung, indem er hinzufügte, wenn er seinen Sympathien nicht nachgäbe, so geschähe es nur deshalb, weil er gegen Rußland von Seiten Polens her ohne Vertheidigung sei. Duroc und Laforest antworteten darauf mit dem Anerbieten eines Heeres von 80,000 Franzosen, das sich sofort mit den Preußen vereinigen könne. Aber dies war wieder der Krieg, und Friedrich Wilhelm wies ihn auch unter dieser neuen Form zurück. In diesem Augenblick trafen Alopäus und Dolgorucki in Berlin ein, um von Preußen zu verlangen, daß es sich für die Coalition ausspreche. Den König schreckten die Forderungen des Einen nicht minder, als die Anträge des Andern. Er antwortete mit Protestationen, genau denen ähnlich, die er den

französischen Unterhändlern zu hören gab. Er hege die größte Zuneigung für den jungen Freund, sagte er, dessen Bekanntschaft er in Memel gemacht habe, aber er sei den Schlägen Napoleon's zuerst ausgesetzt und könne seine Unterthanen nicht in eine so große Gefahr bringen, ohne sich eines Verbrechens schuldig zu machen. Die russischen Gesandten antworteten, daß das Lager zwischen Warschau und Krakau ja keinen andern Zweck habe, als ihn zu beschützen, daß die darin versammelten 70,000 Russen durch Schlesien und Sachsen an den Rhein marschiren würden, um den ersten Stoß der französischen Heere auszuhalten. Diese Gründe bestimmten Friedrich Wilhelm nicht. Man ging nun weiter und gab ihm zu verstehen, es sei zu spät; denn man habe an seinem Beitritt nicht gezweifelt und den russischen Truppen bereits Befehl ertheilt, das preußische Gebiet zu betreten. Bei dieser Art von Zwang hielt sich Friedrich nicht länger an. Man hatte sich in seinem Charakter getäuscht. Er war unentschlossen, was ihm häufig den Anschein der Schwäche und Doppelzüngigkeit gab. Aber trieb man ihn zum Aeußersten, so wurde er hartnäckig und gereizt. Er gerieth in Zorn, berief einen Kriegsrath, in dem der alte Herzog von Braunschweig und der Marschall Möllendorf Platz nahmen, und beschloß trotz seiner Sparsamkeit die preußische Armee auf den Kriegsfuß zu setzen. Da er sich auf dem Punkte sah, entweder von der einen oder von der andern Partei Gewalt zu erfahren, so befahl er die Zusammenziehung von 80,000 Mann, welche ihn 16 Millionen Thaler kosten mußte, die theils von den Staatseinkünften genommen werden sollten, theils von dem Schatze des großen Friedrich, der nach den Verschwendungen der vorigen Regierung in Folge von Ersparungen wieder gefüllt worden war.

Alopäus, durch diese Maßregeln geschreckt, schrieb nach Pulawy und gab seinem Kaiser den Rath, den König von Preußen zu schonen, wenn er nicht alle Streitkräfte der preußischen Monarchie gegen sich haben wolle.

Diese Nachrichten erschütterten den Entschluß Alexander's. Der Fürst Adam Czartoryski hatte ihn lebhaft gedrängt, sich zu entscheiden, Preußen keine Zeit zu Rüstungen zu lassen und den Durchmarsch zu erzwingen, statt lange darum zu unterhandeln. Wenn Preußen für den Krieg sei, sagte der Fürst, so erkläre man Alexander zum

König von Polen und organisire dieses Land im Rücken der russischen Heere; füge der König sich dagegen, so habe man den Plan der Coalition verwirklicht und einen Verbündeten mehr gewonnen. Alexander, durch Alopäus unterrichtet, wies aber die Rathschläge seines jungen Ministers zurück und sandte Dolgorucki wieder nach Berlin, um seinem königlichen Freunde die Versicherung zu geben, daß er nicht daran gedacht habe, seinem Willen Zwang anzuthun, daß im Gegentheil der russischen Armee Befehl ertheilt sei, an der preußischen Grenze stehen zu bleiben, daß aber so wichtige Angelegenheiten durch Mittelspersonen nicht abgemacht werden könnten, und daß er daher um eine Unterredung bitte. Friedrich Wilhelm fürchtete die Liebkosungen Alexander's ebenso sehr als die russischen Armeen und hatte keine Lust zu einer solchen Zusammenkunft. Der Hof, der für die Coalition und für den Krieg war, und die Königin, deren Ansichten mit denen des jungen Kaisers übereinstimmten, überredeten ihn indessen, daß er sich nicht weigern könne. Die Zusammenkunft wurde für die ersten Tage des Octobers verabredet. Inzwischen gab man Laforest und Duroc in Berlin das feierliche Versprechen, neutral zu bleiben.

Während die Russen den Monat September auf die angegebene Art verwendeten, machte Oesterreich von dieser kostbaren Zeit einen bessern Gebrauch. In der Zwischenzeit, in welcher Cobenzl in Paris unaufhörlich wiederholte, man habe nur den einzigen Wunsch zu unterhandeln und für den Zustand von Italien Garantien zu erhalten, benutzte sein Cabinet die englischen Subsidien mit der größten Thätigkeit. Es hatte in Italien unter dem Erzherzog Carl 100,000 Mann aufgestellt. Dort stellte es seine stärkste Armee, seinen besten General auf, um seine schmerzlichst entbehrten Provinzen zurückzugewinnen. 20,000 Mann bewachten Tyrol unter dem Erzherzog Johann, demselben, der bei Hohenlinden befehligte; 80,000 bis 90,000 Mann waren bestimmt, in Baiern einzufallen, nach Schwaben vorzurücken und die berühmte Stellung vor Ulm einzunehmen, wo Kray im Jahre 1800 den General Moreau so lange zurückgehalten hatte. Mit den 50 — 60,000 Mann Russen des Generals Kutusow hatte man hier eine Macht von 140,000 Streitern, mit denen man die Franzosen lange genug zu beschäftigen

hoffte, daß die andern russischen Armeen inzwischen herbeikommen, der Erzherzog Carl Italien erobern und die nach Italien und Hannover geschickten Truppen nützliche Diversionen machen könnten. Mack, jener bekannte Feldherr, war es, der alle Feldzugspläne gegen Frankreich entworfen hatte und sich jetzt mit viel Thätigkeit beschäftigte, die österreichische Armee auf den Kriegsfuß zu bringen derselbe Mack war es, dem man den Oberbefehl über die Armee in Schwaben zur Hälfte mit dem Erzherzog Ferdinand übertragen hatte.

Man hatte die österreichischen Städte in dieser Gegend benutzt, um zwischen dem Bodensee und der Donau Magazine anzulegen. Zu diesen Städten gehörte auch Memmingen, das an der Iller liegt und von der Stellung den linken Flügel bildet, von der Ulm die rechte Flanke ist. Man hatte hier beträchtliche Wälle und einige Verschanzungen aufgeworfen, was in dem zu Baiern gehörenden Ulm nicht möglich war.

Dies Alles war in den letzten Tagen des August geschehen. Aber nun beging Oesterreich mit einer Hast, die ihm sonst nicht eigen war, einen großen Fehler. Man konnte die Stellung von Ulm nicht besetzen, ohne die baiersche Grenze zu überschreiten. Baiern besaß ein Heer von 25,000 Mann, große Magazine, die Innlinie, und man hatte daher gute Gründe, sich rasch auf eine so reiche Beute zu stürzen. Man wollte mit Baiern verfahren, wie Rußland mit Preußen, d. h. es überraschen und mit sich fortreißen. Dies war allerdings das Leichteste, aber wenn der Plan mißlang, waren die Folgen sehr zu fürchten.

Nachdem der General Mack an den Ufern des Inn angekommen war, wurde Fürst Schwarzenberg nach München geschickt, um dem Kurfürsten von Seiten des Kaisers die lebhaftesten Vorstellungen zu machen. Er sollte von ihm verlangen, daß er sich zu Gunsten der Coalition ausspreche, seine Truppen mit den österreichischen verbinde, sein Gebiet, seine Magazine der Coalition ausliefere, sich mit Einem Worte diesem neuen Kreuzzuge gegen den gemeinschaftlichen Feind Deutschlands anschließe. Schwarzenberg hatte die Vollmacht, Baiern im Nothfall Salzburg und selbst Tyrol anzubieten, vorausgesetzt, daß man Italien erobere und die Nebenzweige des kaiserlichen Hauses dahin zurückversetzen könne.

Als der Fürst von Schwarzenberg in München ankam, befand sich der Kurfürst in einer ziemlich gleichen Lage wie der König von Preußen. Otto, derselbe, der 1801 in London den Frieden so geschickt vermittelt hatte, war unser Gesandter in München. Er nahm den Anschein an, als werde er in der Hauptstadt selbst vom Hofe vernachlässigt, hatte aber nichtsdestoweniger mit dem Kurfürsten geheime Zusammenkünfte, bei denen er diesem zu beweisen suchte, daß Baiern blos dem Schutze Napoleon's seine Existenz verdanke. Es ist gewiß, daß dieses Land wie bei vielen anderen Gelegenheiten nur dadurch gegen die österreichische Begehrlichkeit sich schützen konnte, daß es sich auf Frankreich stützte. Wenn es 1803 einen tüchtigen Antheil an den deutschen Entschädigungen bekommen hatte, so verdankte es diesen doch blos der französischen Intervention. Indem Otto dies geltend machte, besiegte er die Bedenklichkeiten des Kurfürsten zuletzt und brachte ihn dahin, daß er am 24. August ein Bündniß abschloß. Das tiefste Geheimniß wurde versprochen und bewahrt. Einige Tage später, am 7. September traf der Fürst Schwarzenberg in München ein. Der Kurfürst, der schon an und für sich schwach war, besaß einen neuen Reiz zur Schwäche in seiner Gemahlin, einer jener drei schönen Prinzessinnen von Baden, welche die Throne von Rußland, Schweden und Baiern bestiegen hatten und sich alle drei durch ihre Leidenschaftlichkeit gegen Frankreich auszeichneten. Von allen dreien war die Kurfürstin von Baiern die lebhafteste. Sie bezeigte den größten Kummer, daß der Kurfürst mit Napoleon sich verbinden wolle, und machte ihren Gemahl dadurch noch unglücklicher, als er in Folge seiner eigenen Aufregung schon war. Für Schwarzenberg sprach außer den Thränen der Kurfürstin noch der Umstand, daß das österreichische Heer in einer Entfernung von zwei Tagemärschen ihm folgte, und so gelang es ihm, den Kurfürsten zu erschüttern und ihm das Versprechen zu entreißen, daß er sich mit Oesterreich verbinden wolle. Aber schon im nächsten Augenblicke erschrak er über die Folgen dieses Schrittes, benachrichtigte Otto davon und entschuldigte sich mit der Schwierigkeit seiner Lage. Otto zeigte ihm die Gefahr eines solchen Abfalles und warnte ihn, daß Napoleon bald siegreich in München einziehen und Frieden schließen könne, indem er Baiern an Oesterreich opfere.

Gewisse Umstände unterstützten ihn in seinen Vorstellungen. Die Forderung Oesterreichs, das Heer aufzulösen und unter die österreichischen Divisionen zu vertheihlen, hatte den Unwillen der baierischen Officiere und Generale erregt. Man hörte zu gleicher Zeit, daß die Oesterreicher, ohne auf die Vorstellungen des Hofes zu warten, den Inn überschritten hatten, und die öffentliche Meinung war über diese Gebietsverletzung empört. Man sagte laut, wenn Napoleon ehrgeizig sei, so sei Pitt dies nicht weniger. Pitt habe Oesterreich erkauft, und Deutschland, Dank sei es dem englischen Golde, solle wieder von den Soldaten ganz Europa's zertreten werden. Abgesehen von diesen für Otto günstigen Umständen, hatte der Kurfürst einen geschickten Minister, Herrn von Montgelas, den der Ehrgeiz verzehrte, Baiern im neunzehnten Jahrhundert ebenso groß zu machen, wie Preußen im achtzehnten geworden war, der unaufhörlich überlegte, ob man in Paris oder in Wien die meiste Aussicht auf Erfolg habe, und endlich zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Frankreich, als am meisten zu Neuerungen geneigt, den Vorzug verdiene. Er hatte daher für den mit Otto verabredeten Vertrag gestimmt. Jetzt aber gewannen ihn die Anerbietungen des Fürsten Schwarzenberg, und er schwankte einen Augenblick unter dem Einflusse des Ehrgeizes, wie der Kurfürst unter jenem der Schwäche. Aber die Vorstellungen Otto's gewannen ihn um so eher wieder, als sie von der öffentlichen Meinung und dem Groll des Heeres unterstützt wurden. Der Kurfürst kehrte zu Frankreich zurück. In der Unruhe, in der er sich befand, brachte man ihn zu Allem, was man wollte. Man machte ihm den Vorschlag, nach Würzburg zu flüchten und seine Armee dorthin folgen zu lassen. Er nahm den Vorschlag an. Um Zeit zu gewinnen, ließ er Schwarzenberg sagen, er werde nach Wien einen baierischen General schicken, Nogarola, der als Anhänger Oesterreichs bekannt war und mit dieser Macht unterhandeln solle. Der Kurfürst reiste daher mit seinem Hofe in der Nacht vom 8. zum 9. September ab und begab sich über Regensburg nach Würzburg, wo er am 12. Septbr. ankam. Die baierischen Truppen, die in Amberg und in Ulm standen, erhielten Befehl, sich um Würzburg zu concentriren. Vor seiner Abreise von München veröffentlichte der Kurfürst ein Manifest, um Baiern und Deutsch-

land mit den Gewaltthätigkeiten bekannt zu machen, deren Opfer er bald geworden wäre.

So sahen Schwarzenberg und der General Mack den Kurfürsten, seinen Hof und seine Armee entschlüpfen. Die Oesterreicher gingen in Gewaltmärschen vor, ohne die Baiern erreichen zu können, und fanden die Volksmeinung stark gegen sich. Ein Umstand reizte das Volk besonders auf. Die Oesterreicher hatten alle Hände voll Papiergeld, das nur in Wien und mit großem Verlust Cours hatte. Sie zwangen die Einwohner, dieses schlechte Papier wie baares Geld zu nehmen. So gesellte sich zu dem Nationalgefühle der Baiern noch ein materieller Verlust.

Der General Mack begab sich nach dieser traurigen Expedition, für die er übrigens weniger verantwortlich war als der österreichische Unterhändler, nach der obern Donau und nahm die Stellung ein, die ihm seit langer Zeit angewiesen war, den rechten Flügel in Ulm, den linken in Memmingen, die Front durch die Iller gedeckt, die durch Memmingen durchläuft und sich bei Ulm in die Donau wirft. Die Officiere des österreichischen Generalstabes hatten diese Stellung seit Jahren als die beste gerühmt, den aus dem Schwarzwalde debouchirenden Franzosen die Spitze zu bieten. Man stützte sich mit dem einen Flügel an Tyrol, mit dem andern an die Donau. Man hielt sich daher von beiden Seiten wohl gesichert, und was den Rücken betraf, so dachte man nicht daran, da man sich nicht vorstellen konnte, daß die Franzosen auf einer andern als der gewöhnlichen Straße marschieren würden. Der General Mack hatte den General Jellachich mit der Division von Vorarlberg an sich gezogen. Er hatte 65,000 Mann unmittelbar zu seiner Verfügung, und in seinem Rücken stand General Kienmayer mit 25,000, um die Verbindung mit den Russen zu unterhalten. Das ganze Heer zählte also 85,000 Streiter.

Der General Mack stand mithin gerade da, wo Napoleon ihn vermuthete und wünschte, nämlich an der obern Donau, von den Russen durch die ganze Entfernung von Wien bis Ulm getrennt. Der Kurfürst von Baiern befand sich in Würzburg, wo er mit seinem jammernden Hofe und seinem gegen die Oesterreicher erbitterten Heer die nahe Ankunft der Franzosen erwartete.

Um uns die Lage Europa's während dieser großen Krisis vollständig vor Augen zu führen, brauchen wir blos noch einen Blick auf die Vorgänge im südlichen Italien zu werfen. Die obersten Rathgeber der Coalition wollten nicht, daß der Hof von Neapel, der von 20,000 Franzosen unter General Saint-Cyr bewacht wurde, sich zu früh compromittire, und hatten ihm einen wahren Verrath an die Hand gegeben, der freilich einem durch Haß verblendeten und demoralisirten Hofe nicht schwer fallen konnte. Man hatte ihm gerathen, mit Frankreich einen neuen Neutralitätsvertrag zu unterzeichnen, um auf diese Weise den Rückzug der in Tarent befindlichen Franzosen zu erlangen. Wenn dieses Corps einmal fort sei, sagte man, dann habe der Hof freie Hand und Zeit, sich zu erklären und die Russen und Engländer aufzunehmen. Der russische General Lascy, ein kluger und besonnener Mann, befand sich in Neapel, um Alles insgeheim vorzubereiten und die Verbündeten im günstigen Augenblicke herbeizuführen. 12,000 Russen befanden sich auf Corfu, eine Reserve war in Odessa, auf Malta standen 6000 Engländer. Außerdem zählte man auf 36,000 Neapolitaner, die noch schlechter organisirt waren wie gewöhnlich, und auf den Landsturm der Banditen Calabriens.

Dieser Vertrag, der Napoleon kurz vor seiner Abreise aus Paris vorgeschlagen wurde, erschien ihm annehmbar; denn er glaubte nicht, daß ein so schwacher Hof sich ihm gegenüber den Folgen eines Verraths aussetzen werde. Er meinte, daß das furchtbare Beispiel, das er 1797 an Venedig gegeben hatte, die italienischen Regierungen von ihrer Vorliebe für Spitzbübereien geheilt haben würde. Ein Neutralitätsvertrag, der die Engländer und Russen von Italien ausschloß, verschaffte ihm den Vortheil, Massena mit 20,000 Mann verstärken zu können, wenn dessen 50,000 Mann zur Vertheidigung der Etsch nicht ausreichen sollten. Er nahm daher diesen Antrag an und versprach in einem am 21. Sept. in Paris unterzeichneten Vertrage seine Truppen von Tarent zurückzuziehen, wogegen Neapel sich anheischig machte, keine Landung von Russen und Engländern zu dulden. Saint-Cyr erhielt Befehl, nach der Lombardei zu ziehen, und die Königin Caroline und ihr schwacher Gemahl hatten nun volle Freiheit, im Rücken der Franzosen eine allgemeine Schilderhebung zu organisiren.

Die Stellung der Verbündeten war vom 20.—25. Sept. folgende: Die mit dem Angriff im Norden beauftragten Russen und Schweden versammelten sich in Stralsund, um mit den Engländern, die an den Elbmündungen landen würden, zusammen zu wirken; eine russische Armee unter dem General Michelson wurde in Wilna organisirt; der Kaiser Alexander befand sich mit den Garden und der Armee von Buxhöwden in Pulawy an der Weichsel und erwartete eine Zusammenkunft mit dem Könige von Preußen; eine zweite russische Armee unter dem General Kutusow war in Galizien und Mähren eingedrungen, um sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Diese befand sich in gleicher Linie mit Wien und schickte sich an, die Donau aufwärts zu gehen. Der General Mack stand hundert Stunden weiter vorwärts an der Spitze von 85,000 Mann bei Ulm, um die Franzosen an den Ausgängen des Schwarzwaldes zu empfangen. Der Hof von Neapel bereitete in Gemeinschaft mit den Engländern von Malta und den Russen von Corfu einen Ueberfall vor.

Napoleon war bekanntlich am 29. in Straßburg angekommen. Seine Colonnen hatten seine Befehle genau befolgt und die vorgeschriebenen Märsche gemacht. Der Marschall Bernadotte hatte die Festung Hameln mit Lebensmitteln, Munition und einer starken Besatzung versehen, für die er die zu einem Feldzuge am wenigsten geeigneten Soldaten auslas, und war mit 17,000 Soldaten, die allen Mühen gewachsen waren, von Göttingen abmarschirt. Er hatte den Kurfürsten von Hessen in den von Napoleon vorgeschriebenen Formen von seinem Durchmarsche benachrichtigt. Zuerst war ihm eine Zustimmung geworden, dann eine Weigerung, um die er sich aber weiter nicht kümmerte und durch Hessen marschirte, ohne Widerstand zu finden. Verwaltungsbeamte, die vor jedem Armeecorps vorausgingen, ließen bei jeder Station Lebensmittel herbeischaffen, und da sie Alles bezahlten, so fanden sie auch Speculanten, die für die Bedürfnisse der Armee gern sorgten. Ein Heer, das Geld mit sich führt, kann ohne Magazine leben, ohne darum Zeit zu verlieren oder dem Lande zu schaden, wenn dieses Land nur Lebensmittel genug besitzt. Bernadotte gelangte auf diese Weise ohne Schwierigkeit durch die beiden Hessen, Fulda, die Staaten des Fürsten Erzkanzlers und das baierische Franken. Er zog in

gerader Linie von Nord nach Süd. Am 17. Septbr. war er bei Cassel, am 20. in Gießen, am 27. in Würzburg, zur großen Freude des Kurfürsten, der bei den wiedersprechenden Nachrichten, die von den Oesterreichern und Franzosen kamen, in der größten Angst schwebte. Bei ihm befand sich ein Gesandter des deutschen Kaisers, um das Vorgefallene zu entschuldigen und noch einen neuen Versuch zu machen, ihn zu gewinnen. Der österreichische Minister erfuhr den Marsch des Corps von Bernadotte nicht eher, als bis die französischen Reiter auf den Höhen von Würzburg erschienen. Er reiste auf der Stelle ab und überließ den Kurfürsten den Franzosen für immer, das heißt so lange, als deren Glück dauerte.

Um das Benehmen seines Herrn besser beschönigen zu können, machte Montgelas Baiern einen wenig ehrenvollen Vorschlag, nämlich den, in dem Alliancevertrag mit Frankreich das Datum zu verändern. Dieser Vertrag war in Wahrheit am 24. August unterzeichnet worden, und Montgelas wünschte dafür den 23. Septbr. zu setzen. Er erhielt das Gewünschte und konnte nun gegen seine Mitstände in Regensburg behaupten, daß er mit Frankreich erst nach den Drohungen der Oesterreicher abgeschlossen habe.

Der General Marmont zog am Rhein aufwärts und bediente sich zum Transport seines Materials der schönen Straße, die Napoleon am linken Ufer des Flusses gebaut hatte, sich selbst zum ewigen Ruhme. Am 12. September war er in Nimwegen, am 18. in Köln, am 25. in Mainz, am 26. in Frankfurt, am 29. in der Umgegend von Würzburg. Er brachte ein Corps von 20,000 Mann, einen Park von 40 wohlbespannten Feuerschlünden und beträchtliche Munition. Unter diesen 20,000 Mann befand sich auch eine Division holländischer Truppen unter dem Befehle des Generals Dumonceau. Was die 15,000 Franzosen dieses Corps betrifft, so sei hier eine in der Geschichte des Krieges beispiellose Thatsache mitgetheilt, die von ihrer Beschaffenheit einen richtigen Begriff geben wird. Sie hatten einen Theil von Frankreich und Deutschland durchzogen, waren zwanzig Tage lang marschirt, ohne einen einzigen Ruhetag zu haben, und als sie in Würzburg ankamen, fehlten im Ganzen 9 Mann. Jeder General würde sich glücklich schätzen, wenn er bei einem solchen Marsche blos 2—300 Mann verlöre; denn bei der

Eröffnung eines Feldzugs, nach den ersten Märschen zeigen sich immer die Schwächen, und viele Soldaten bleiben zurück.

Gegen das Ende des Septembers hatte sonach Napoleon den General Bernadotte mit 17,000 und den Marschall Marmont mit 20,000 Mann mitten in Franken stehen, sechs Tagereisen von der Donau entfernt und die Oesterreicher in der Seite bedrohend. Zu diesen Streitkräften muß man noch 25,000 Baiern fügen, die in Würzburg versammelt waren und für die Franzosen die glühendste Begeisterung fühlten. Sie klatschten in die Hände, als sie unsere Regimenter erscheinen sahen.

Der Marschall Davout mit dem Corps von Ambleteuse, der Marschall Soult mit dem von Boulogne, der Marschall Ney mit dem von Montreuil waren durch Flandern, die Picardie, Champagne und Lothringen gezogen und befanden sich am 23. und 24. Septbr. am Rhein. Die Reiterei war schon weiter, da Napoleon sie vier Tage vor dem Fußvolk in Bewegung gesetzt hatte. Alle waren mit einem Eifer ohne Gleichen marschirt. Die Division Dupont hatte auf ihrem Marsche durch das Aisnedepartement etwa 50 Mann vermißt, die diesem Departement angehörten. Sie hatten ihre Familien besucht und waren am zweiten Tage alle wieder bei den Fahnen. Nachdem dies Heer mitten im Herbst 150 Stunden marschirt war, ohne einen einzigen Tag zu ruhen, hatte es weder Kranke noch Nachzügler, eine gewiß einzige Erscheinung, die man dem Geiste der Truppen und der langen Abhärtung des Lagers verdankte.

Der Marschall Augereau hatte seine Division in der Bretagne gebildet. Da er von Brest ausging, über Alençon, Sens, Langres und Befort zog, so hatte er Frankreich in seiner größten Ausdehnung zu durchmessen und konnte erst vierzehn Tage nach den andern Corps am Rhein stehen. Er war auch zur Reserve bestimmt.

Bei der unverhofften Ankunft dieses Heeres ergriff ganz Europa ein beispielloses Staunen. Man glaubte es an den Ufern des Oceans, und in 20 Tagen, während kaum das Gerücht von seinem Marsche sich zu verbreiten anfing, erschien es am Rhein und überschwemmte das südliche Deutschland. Diesen Erfolg verdankte Napoleon seinem raschen Entschlusse und dem Schleier des Geheimnisses, den er darüber warf.

Die Nachricht von dem Erscheinen der Franzosen verbreitete sich augenblicklich und erzeugte bei den deutschen Generalen keinen andern Gedanken als den, daß der Hauptschauplatz des Krieges nicht in Italien sein werde, sondern in Baiern, da hier Napoleon mit der Armee des Oceans erscheine; dies führte aber blos zu der Forderung, die österreichischen Streitkräfte in Schwaben zu vermehren und zu dem Befehl an den Erzherzog Carl, eine Abtheilung seines Heeres nach Tyrol zu schicken, damit sie dem General Mack vor Voralberg zu Hülfe komme. Aber der wahre Plan Napoleon's blieb Allen verborgen. Die in Würzburg versammelten Truppen schienen die einzige Aufgabe zu haben, die Baiern aufzunehmen und den Kurfürsten zu beschützen. Von den am obern Rhein, am Eingange der Schluchten des Schwarzwaldes aufgestellten Truppen glaubte man, daß sie durch die letztern hervorbrechen würden. Der General Mack bestärkte sich daher jeden Tag mehr in seiner Idee, die Stellung von Ulm zu behaupten.

Nachdem Napoleon seine ganze Armee vereinigt hatte, gab er ihr eine Organisation, die seitdem nicht verändert worden ist, und einen Namen, den sie in der Geschichte ewig behaupten wird, den Namen der großen Armee.

Er theilte sie in 7 Corps. Der Marschall Bernadotte mit dem Occupationsheere von Hannover bildete das erste Corps, das 17,000 Mann stark war. Das zweite Corps, das 20,000 Soldaten unter den Fahnen zählte, bestand aus den unter Marmont von Holland angekommenen Truppen. Die Truppen des Marschall Davout, die früher in Ambleteuse lagerten, empfingen den Namen des dritten Corps und erhoben sich auf einen Bestand von 26,000 Streitern. Der Marschall Soult mit dem Centrum der großen Armee des Oceans, das aus 40,000 Mann Infanterie und Artillerie bestand, bildete das vierte Corps. Die Division Suchet sollte bald davon getrennt werden, um mit der Division Gazan und den Grenadieren von Arras (später Grenadiere Oudinot's) das fünfte Corps zu bilden. Dieses Corps bestand ohne das Corps Suchet aus 18,000 Mann. Es war dem treuen und heldenmüthigen Freunde Napoleon's bestimmt, dem Marschall Lannes, der von Portugal zurückberufen worden war, um an der gefährlichen Expedition von Boulogne Theil zu nehmen, und

jetzt seinem Kaiser zu den Ufern der March, der Weichsel und des Niemen folgen sollte. Unter dem unerschrockenen Ney bildete das Lager von Montreuil, 24,000 Mann stark, das sechste Corps. Das siebente bestand aus den zwei Divisionen Augereau's, die höchstens 14,000 Mann stark waren. Als später die Truppen von Italien in Deutschland fochten, erhielten diese den Namen des achten Corps. Diese Organisation war dieselbe der Rheinarmee, aber mit wichtigen Veränderungen, wie sie dem Genie Napoleon's angemessen waren.

In der Rheinarmee war jedes Corps in den Waffen vollständig und bildete für sich allein eine kleine Armee, die sich selbst genügte und eine Schlacht zu liefern im Stande war. Deshalb strebten diese Corps sich zu isoliren, hauptsächlich unter einem General wie Moreau, der blos nach dem Maßstabe seines Geistes und seines Charakters den Befehl zu führen verstand. Napoleon hatte sein Heer in einer Art organisirt, daß es in seiner Gesammtheit zu seiner Verfügung stand. Jedes Corps war blos an Fußvolk vollzählig; an Artillerie hatte es das Nothwendigste, von Reiterei gerade soviel, als zum Vorpostendienst erforderlich war, d. h. einige Schwadronen Husaren oder Jäger. Die Vervollständigung der einzelnen Corps durch Geschütze und Reiterei behielt Napoleon sich selbst vor und bediente sich dazu einer Reserve beider Waffen, über die er allein verfügte. Je nach der Bodenbeschaffenheit oder nach der Gelegenheit gab oder nahm er dem einen Corps bald Geschütz, bald Reiterei.

Hauptsächlich lag ihm daran, die Hauptmasse seiner Reiterei unter demselben Anführer zu vereinigen und in unmittelbarer Abhängigkeit von seinem Willen zu erhalten. Da es diese Waffe ist, mit der man den Feind beobachtet, mit der man seine Niederlage vollendet, wenn er erschüttert ist, mit der man ihn verfolgt und umzingelt, wenn er sich auf der Flucht befindet, so hatte Napoleon das Mittel, den Sieg zu entscheiden und zu benutzen, sich ausschließlich vorbehalten wollen. Er hatte daher die schwere Reiterei (Kürassiere und Carabiniere) unter den Generalen Nansouty und Hautpoul in ein einziges Corps vereinigt; er hatte dazu die Dragoner zu Fuß und zu Pferd gefügt, die unter den Generalen Klein, Walther, Beaumont, Bourcier und Baraguay d'Hilliers standen, und das Ganze seinem Schwager Murat anvertraut, der der kühnste Reiteroffizier der Zeit

war und auf diese Weise etwa die Macht erhielt, wie der magister equitum der römischen Heere. Dieser Reiterei folgten fliegende Batterien, so daß die Wirkung des Feuers mit jener des Säbels sich verband. Man wird bald sehen, wie diese Reiterei in dem Thal der Donau sich ausbreitete, die Oesterreicher und Russen zu Boden warf und vermischt mit ihnen in das staunende Wien eindrang, wie sie dann in den Ebenen Sachsens und Preußens die preußische Armee auseinandersprengte und bis zu den Ufern der Ostsee verfolgte, wie sie bei Eylau auf das russische Fußvolk sich stürzte und das Glück Napoleon's durch einen der furchtbarsten Angriffe rettete, den jemals bewaffnete Massen ausführten oder erlitten. Diese Reserve zählte 22,000 Reiter, darunter 6000 Kürassiere, 9 bis 10,000 Dragoner zu Pferd, 6000 Dragoner zu Fuß und 1000 berittene Artilleristen.

Die allgemeine Reserve der großen Armee war die Kaisergarde, das schönste Elitencorps des Weltalls, das den Soldaten zugleich zur Nacheiferung und zur Belohnung diente; denn in den Reihen dieser Garde fanden nur Diejenigen Aufnahme, die ihre Proben abgelegt hatten. Die kaiserliche Garde bestand ebenso wie die Consulargarde aus Grenadieren und Jägern zu Fuß und aus Grenadieren und Jägern zu Pferde, und glich mithin einem Regimente, von dem man blos die Elitencompagnien beibehält. Sie enthielt außerdem ein schönes italienisches Bataillon, welches die königliche Garde des Königs von Italien darstellte, eine prachtvolle Schwadron Mameluken, die letzte Erinnerung an Aegypten, und zwei Schwadronen Elitegensd'armerie, um im Hauptquartier die Polizei zu handhaben, im Ganzen 7000 Mann. Napoleon hatte die Waffe, die er so sehr liebte, weil sie in gewissen Fällen alle andern ersetzt, die Artillerie, in einem starken Verhältniß aufgenommen. Er hatte einen Park von 24 besonders sorgfältig ausgerüsteten und bespannten Geschützen gebildet, was auf 1000 Mann beinahe 4 Kanonen machte.

Die Garde verließ das Hauptquartier selten und marschirte fast immer mit Lannes und Oudinot's Grenadieren zur Seite des Kaisers.

So war die große Armee. Sie bildete eine Masse von 186,000 wirklich unter den Fahnen gegenwärtigen Streitern. Man zählte in ihr 38,000 Reiter und 340 Feuerschlünde. Fügt man dazu die 50,000 Mann Massena's, die 20,000 des Generals Saint-Cyr, so

erhält man ein Total von 256,000 Franzosen, die von dem Golf von Tarent bis zu den Mündungen der Elbe vertheilt waren, nebst einer Reserve von ungefähr 150,000 Soldaten im Innern. Rechnet man dazu etwa noch 25,000 Baiern und 7 bis 8000 Badenser und Würtemberger, so kann man sagen, daß Napoleon mit 250,000 Franzosen und 30 und einigen tausend Deutschen gegen 500,000 Verbündete zog, worunter 250,000 Oesterreicher, 200,000 Russen, 50,000 Engländer, Schweden und Neapolitaner, die ebenfalls ihre Reserven theils im Innern von Oesterreich und Rußland, theils auf den englischen Flotten hatten. Die Coalition hoffte zu ihrer halben Million noch 200,000 Preußen zu fügen; dies war nicht unmöglich, wenn Napoleon nicht rasch siegte.

Es drängte ihn, zum Schlagen zu kommen. Für den 25. und 26. September befahl er den Uebergang über den Rhein, nachdem er zwei bis drei Tage dazu verwendet hatte, die Menschen ausruhen zu lassen, die Schäden im Geschirr, der Artillerie und der Reiterei auszubessern, die gedrückten oder ermatteten Pferde gegen frische Thiere auszutauschen, endlich den großen Artilleriepark einzurichten und beträchtliche Massen Schiffszwieback einzusammeln. Folgendes war sein Plan: den Schwarzwald zu umgehen, hinter dem Mack die Franzosen bei Ulm erwartete.

Richtet man die Blicke auf diese von unsern Heeren so oft durchschnittenen und in dieser Geschichte daher so oft beschriebenen Gegenden, so sieht man, daß der Rhein aus dem Bodensee tritt, bis Basel westlich fließt und dann eine Wendung macht, um fast in gerader Linie nach Norden zu strömen. Die Donau dagegen, die ziemlich nahe an dem Punke, wo der Rhein den Bodensee verläßt, aus einigen schwachen Quellen entspringt, wendet sich gen Osten und folgt dieser Richtung in geringen Abweichungen bis zu ihrer Mündung in das schwarze Meer. Ein unbedeutender Bergrücken, den man sehr uneigentlich die schwäbische Alp nennt, trennt die beiden Flüsse und bedingt, daß der Rhein in die Meere des Nordens, die Donau in die Meere des Ostens sich ergießt. Diese Berge wenden ihre schroffsten Berggipfel Frankreich zu und enden mit einem unmerklichen Abfalle in den fränkischen Ebenen zwischen Nördlingen und Donauwerth. An ihren halb offenen und mit Wäldern, dem sogenannten Schwarz-

walde, bekleideten Seiten fließen links, d. h. nach dem Rheine zu, Neckar und Main, rechts die Donau in einer holzlosen, staffelförmig aufsteigenden Gegend. Hier finden sich enge Schluchten, durch die man hindurch muß, wenn man vom Rheine nach der Donau gelangen will, ausgenommen, wenn man diese Gebirge vermeidet, indem man entweder den Rhein bis oberhalb Schaffhausen aufwärts geht oder der Straße folgt, die am Fuße der Berge von Straßburg nach Nördlingen führt. In den früheren Kriegen hatten die Franzosen abwechselnd zwei Straßen gewählt. Bald gingen sie zwischen Straßburg und Hüningen über den Rhein und brachen durch die Schluchten des Schwarzwaldes; bald gingen sie den Fluß bis Schaffhausen aufwärts, überschritten ihn nahe am Bodensee und befanden sich so an den Quellen der Donau, ohne die Schluchten berührt zu haben.

Napoleon, der sich zwischen die bei Ulm stehenden Oesterreicher und die anrückenden Russen stellen wollte, mußte einer ganz andern Straße folgen. Zuerst kam es darauf an, durch den Marsch seiner Colonnen die Augen der Oesterreicher auf die Schluchten des Schwarzwaldes zu richten, dann mußte er an der schwäbischen Alp bis Nördlingen hingehen, die niedrige Endspitze derselben mit allen den Seinigen umgehen und bei Donauwerth über die Donau setzen. In Folge dieser Bewegung nahm er unterwegs die Corps von Bernadotte und Marmont, die von Würzburg heranrückten, auf, erschien plötzlich im Rücken der Oesterreicher, umging die Stellung bei Ulm und realisirte auf diese Weise seinen längst entworfenen Plan, von dem er sich den größten Erfolg versprach.

Am 25. Septbr. gab er Murat und Lannes den Befehl, mit der Reiterei der Reserve, Oudinot's Grenadieren und der Division Gazan bei Straßburg über den Rhein zu gehen. Murat sollte seine Dragoner von Oberkirch bis Freudenstadt, von Offenburg bis Rothweil, von Freiburg bis Neustadt ausbreiten und sich auf diese Weise an dem Haupteingange aller Pässe zeigen, so daß der Glaube entstehen mußte, daß die Armee selbst diese Pässe durchschreiten werde. Ueberall auf dieser Straße waren Lebensmittel bestellt worden, um die Täuschung zu erhöhen. Lannes sollte diese Recognoscirungen mit einigen Grenadierbataillonen unterstützen; die Masse seines Corps stand aber vorwärts von Straßburg auf der Straße nach

Stuttgart und diente zur Deckung der Bewegungen der Marschälle Ney, Soult und Davout, welche weiter unten über den Rhein setzten.

Der General Songis, der die Artillerie befehligte, hatte zwei Schiffbrücken geschlagen, die erste zwischen Lauterburg und Carlsruhe für das Corps des Marschalls Ney, die zweite in der Umgegend von Speyer für das Corps des Marschalls Soult. Dem Marschall Davout stand die Mannheimer Brücke zur Verfügung. Diese Marschälle sollten die Thäler, welche sich von der Kette der schwäbischen Alp absenken, in schräger Richtung durchschreiten und sich gegenseitig auf einander stützen, so daß sie sich Hülfe leisten konnten, wenn der Feind etwa plötzlich erschien. Es war ihnen Befehl gegeben, den Soldaten Brod auf vier Tage zu geben und die Magazinwagen auf ebenso lange mit Schiffszwieback zu versehen, damit sie Gewaltmärsche ausführen könnten. Napoleon verließ Straßburg nicht eher, als bis er seine Parks und seine Reserve unter dem Schutze einer Division Infanterie in Bewegung sah. Am 1. October ging er, von seiner Garde begleitet, über den Rhein, nachdem er von der Kaiserin Abschied genommen hatte, welche Letztere mit dem kaiserlichen Hofe und mit der Kanzlei Talleyrand's in Straßburg blieb.

Auf dem Gebiet des Großherzogthums Baden angekommen, fand Napoleon die dort regierende Familie zu seinem Empfange bereit. Der alte Kurfürst war von drei Generationen von Prinzen umgeben. Er hätte gern neutral bleiben wollen, wie dies alle deutsche Fürsten zweiten und dritten Ranges wünschten, aber eine solche Idee war unter den obwaltenden Umständen ein wahrer Traum; denn wenn die kleinen deutschen Fürsten die Großmächte vom Kriege nicht hatten zurückhalten können, so durften sie nicht hoffen, den Leiden desselben durch eine Neutralität zu entgehen, die unmöglich war, da ihre Staaten fast sämmtlich auf der Marschlinie der kriegführenden Heere lagen. Napoleon bot ihnen statt der Neutralität sein Bündniß, indem er versprach, er wolle die streitigen Gebiets- und Souveränetätsfragen, die so lange zwischen ihnen und Oesterreich schwebten, zu ihren Gunsten entscheiden. Der Großherzog von Baden nahm dieses Bündniß an und verpflichtete sich zur Stellung von 3000 Menschen, wie zur Lieferung von Lebensmitteln und Wagen. Napoleon übernach-

tete in Ettlingen und setzte am 2. Octbr. seine Reise nach Stuttgart fort. Vor seiner Ankunft wäre es zwischen dem Kurfürsten von Würtemberg und dem Marschall Ney fast zum Bruch gekommen. Der Kurfürst, in Europa durch die außerordentliche Lebhaftigkeit seines Geistes und seines Charakters bekannt, erörterte mit dem französischen Gesandten die Bedingungen eines Bündnisses, das ihm wenig gefiel. Er verlangte, daß vor dem Abschluß weder in Ludwigsburg noch in seiner Hauptstadt Stuttgart französische Truppen einrückten. In Beziehung auf Ludwigsburg gab der Marschall Ney nach, aber vor Stuttgart ließ er Geschütz aufpflanzen und erzwang sich dadurch den Eingang. Napoleon kam zur rechten Zeit, um den Zorn des Kurfürsten zu besänftigen. Er wurde mit großem Pomp empfangen und schloß mit ihm ein Bündniß, das die Größe dieses Hauses begründet hat. Der Vertrag wurde am 5. Octbr. unterzeichnet. Frankreich versprach Würtemberg einen Gebietszuwachs zu verschaffen, der Kurfürst verpflichtete sich, 10,000 Mann zu stellen und Lebensmittel, Pferde und Fuhrwerk gegen Vorausbezahlung zu liefern.

Napoleon blieb in Ludwigsburg 3—4 Tage, um seinem linken Flügel Zeit zu lassen, in die Linie einzurücken. Es war eine mißliche Lage, eine Strecke vierzig Stunden weit zur Seite eines Feindes zu marschiren, der 80—90,000 Mann stark war, ohne daß er aufmerksam wurde und plötzlich hervorbrach. Napoleon überwand die Schwierigkeit mit einer bewunderungswürdigen Voraussicht und Geschicklichkeit. Die Straßen führten durch Würtemberg zu jenen letzten Höhenzügen der schwäbischen Alp, die man erreichen mußte, um zwischen Donauwerth und Ingolstadt an die Donau zu gelangen. Die bedeutendste war jene von Pforzheim, Stuttgart und Heidenheim, die unmittelbar am Gebirge hinlief und durch eine Menge von Engpässen mit der Straße bei Ulm zusammenhing. Auf dieser mußte man wegen der Nähe des Feindes mit der größten Vorsicht marschiren. Napoleon besetzte sie mit der Reiterei von Murat, dem Corps des Marschalls Lannes, jenem des Marschalls Ney und der Garde. Soult marschirte auf der zweiten, welche von Speyer über Heilbronn, Hall, Ellwangen nach der Ebene von Nördlingen führte. Die dritte führte von Mannheim über Heidelberg, Neckar-Elz, Ingolfingen

und Oettingen. Auf dieser marschirte der Marschall Davout. Sie näherte sich der Richtung, welcher die Corps von Bernadotte und Marmont folgen mußten, um von Würzburg an die Donau zu gelangen. Napoleon leitete den Marsch dieser verschiedenen Colonnen so, daß sie sämmtlich am 6. oder 7. in der Ebene eintreffen mußten, die sich am Ufer der Donau zwischen Nördlingen, Donauwerth und Ingolstadt ausdehnt. Da aber bei dieser Bewegung der linke Flügel um den rechten sich schwenken mußte, so hatte der letztere einen kleineren Kreis zu beschreiben als der erstere. Napoleon hielt daher den Marsch des rechten Flügels auf, damit die Corps von Marmont und Bernadotte, von Soult und Davout Zeit gewönnen, ihre Bewegungen auszuführen.

Nachdem der Kaiser die erforderliche Zeit gewartet hatte, setzte er sich am 4. October mit dem ganzen rechten Flügel in Marsch. Murat erschien nach und nach an jedem der Engpässe, welche die Gebirge durchschneiden, zeigte sich aber blos und zog seine Geschwader zurück, sobald seine Geschütze und Bagage weit genug vor waren, um nichts mehr zu befürchten zu brauchen. Napoleon folgte mit dem Corps von Lannes, Ney und der Garde der Straße von Stuttgart und konnte Murat mit seinen 50,000 Mann stets zu Hülfe eilen, sobald der Feind in einem der Engpässe mit Macht erschien. Was die Corps von Soult, Davout, Marmont und Bernadotte betrifft, welche das Centrum und den rechten Flügel der Armee bildeten, so begann die Gefahr für sie erst dann, wenn sie die Ebene von Nördlingen erreichten. Es war in der That möglich, daß der General Mack frühzeitig benachrichtigt wurde, von Ulm nach Donauwerth aufbrach, über die Donau ging und in der Ebene von Nördlingen die Schlacht anbot. Napoleon hatte Alles so geordnet, daß Murat, Ney, Lannes und außer ihnen mindestens auch noch Soult und Davout am 6. October zwischen Heidenheim, Oettingen und Nördlingen zusammen eintrafen, so daß sie dem Feinde eine imposante Macht entgegenstellen konnten. In der Hauptsache war seine Sorgfalt aber darauf gerichtet, den General Mack so lange zu täuschen, daß man die Donau bei Donauwerth erreichen konnte, ehe jener seine Stellung bei Ulm verließ. Vom 4. bis zum 6. October blieben die Aussichten vortrefflich. Das Wetter war herrlich; die Soldaten mit Schuhen

und Mänteln gut versehen, marschirten heitern Muthes. So gingen 180,000 Franzosen auf einer Schlachtlinie von 26 Stunden Weite vor, der rechte Flügel die Gebirge berührend, der linke den Ebenen der Oberpfalz zustrebend, das Ganze so geordnet, daß 80—90,000 Mann in wenig Stunden auf dem einen oder dem andern dieser Flügel vereinigt sein konnten, ohne daß die Oesterreicher von dieser großartigen Operation die geringste Kenntniß hatten, was jedenfalls das Außerordentlichste ist.

„Die Oesterreicher stehen an den Schluchten des Schwarzwaldes," schrieb Napoleon an Talleyrand und den Marschall Augereau. „Gott gebe, daß sie dort bleiben! Meine einzige Sorge ist es, daß ich ihnen zu viel Furcht einjage. Wenn ich noch einige Tagemärsche gewinne, so habe ich sie umgangen und stehe mit meiner ganzen Armee zwischen dem Lech und der Isar." — Dem Polizeiminister schrieb er: „Verbieten Sie den rheinischen Zeitungen über die Armee zu schreiben; sie darf für sie nicht existiren."

Um ihr Ziel zu erreichen, mußten die Corps von Bernadotte und Marmont durch eine der Provinzen marschiren, welche Preußen in Franken besaß, das Fürstenthum Anspach. Im Nothfall hätte Napoleon beide näher an das Corps des Marschalls Davout heranziehen und auf diese Weise das preußische Gebiet vermeiden können. Aber die Straßen wimmelten bereits von Menschen, und noch mehr Truppen auf ihnen anzuhäufen, war für die Ordnung der Bewegungen und wegen der Lebensmittel bedenklich. Ueberdies hatte man weniger Aussicht, den Feind einzuschließen, wenn man den von der Armee beschriebenen Kreis enger zog. Napoleon wollte den Lauf der Donau bis Ingolstadt mit seinem Marsche umfassen, um den Oesterreichern so weit als möglich in den Rücken zu kommen und sie in dem Falle aufhalten zu können, daß sie von der Iller bis zum Lech zurückwichen. Da er aber bei seinen Beziehungen zu Preußen nicht glaubte, daß er von dort Schwierigkeiten zu erwarten habe, und außerdem den im letzten Kriege eingeführten Gebrauch im Auge hatte, diese Provinzen, als außerhalb der Neutralitätslinie liegend, zu durchziehen, so legte er auf die Gebietsverletzung kein Gewicht und ertheilte Marmont und Bernadotte seine Befehle. Die preußischen Beamten zeigten sich an der Grenze und protestirten im Namen

ihres Herrn gegen diesen Gewaltschritt. Man antwortete ihnen mit der Vorzeigung der Befehle des Kaisers und marschirte ungestört weiter, wobei Alles bezahlt und die genaueste Mannszucht beobachtet wurde. Die preußischen Unterthanen, die für ihr Brod und Fleisch gut bezahlt wurden, schienen über die angebliche Verletzung ihres Gebiets gar nicht böse zu sein.

Am 6. October waren die sechs französischen Armeecorps ohne Unfall auf der andern Seite der schwäbischen Alp angelangt, der Marschall Ney in Heidenheim, der Marschall Lannes in Neeresheim, der Marschall Soult in Nördlingen, der Marschall Davout in Oettingen, der General Marmont und der Marschall Bernadotte auf der Straße von Eichstädt, Alle im Angesicht der Donau, weit jenseits der Stellung von Ulm.

Was thaten während dieser Zeit der General Mack, der Erzherzog Ferdinand und alle die anderen Offiziere des österreichischen Generalstabs? Zum großen Glück war die Absicht Napoleon's ihnen nicht klar geworden. Die 40,000 Mann, die bei Straßburg über den Rhein gegangen und anfangs in die Engpässe des Schwarzwaldes vorgedrungen waren, hatten sie in der Idee bestärkt, daß die Franzosen der gewöhnlichen Straße folgen würden. Falsche Berichte von Spionen, die Napoleon geschickt zu veranlassen wußte, bestärkten sie noch mehr in dieser Meinung. Allerdings hatten sie von einigen französischen Truppen gehört, die in Würtemberg verbreitet seien, nahmen aber an, daß diese die kleinen Staaten Deutschland besetzen und vielleicht den Baiern Hülfe leisten sollten. Ueberdies verwickelt nichts mehr in Widerspruch oder erzeugt größere Verwirrung, als diese Masse Berichte von Spionen und Offizieren, die auf Recognoscirung ausgesandt sind. Die Einen sprechen von Armeecorps, wo blos Detachements sind, die Andern sind kleinen Detachements begegnet, während es in Wahrheit Armeecorps waren. Häufig haben sie nicht mit eigenen Augen gesehen, was sie berichten, und erzählen nach den Aussagen einfältiger oder furchtsamer Leute. Die militairische Polizei lügt, übertreibt, widerspricht sich gerade so wie die bürgerliche Polizei. Der höhere Geist unterscheidet in dem Chaos ihrer Berichte die Wahrheit, der mittelmäßige Verstand geräth in Verwirrung. Wenn nun gar von früher her ein Vorurtheil

existirt, wenn man die Neigung hat zu glauben, daß der Feind eher an diesem als an jenem Punkte zum Vorschein kommen wird, so legt man die gesammelten Thatsachen in einem einzigen Sinne aus, wie wenig sie dazu auch geeignet sein mögen. Auf diese Weise entstehen die großen Irrthümer, welche häufig Heere und Reiche zu Grunde richten.

In dieser Lage befand sich der General Mack. Die österreichischen Offiziere hatten seit langer Zeit die Stellung gepriesen, die sich rechts auf Ulm, links auf Memmingen stützt und gegen den Schwarzwald Front macht. Durch diese allgemeine Meinung mit fortgerissen und außerdem bestimmten Befehlen gehorchend, hatte General Mack diese Stellung bezogen. Er hatte dort seine Lebensmittel, seine Munition und glaubte sich in der günstigsten Lage zu befinden. Die einzige Vorsichtsmaßregel, die er im Rücken seines Heeres getroffen hatte, bestand darin, daß er den General Kienmayer mit einigen Tausend Mann nach Ingolstadt entsandte, um die in die Oberpfalz geflüchteten Baiern zu beobachten und den auf der Straße von München heranziehenden Russen die Hand zu bieten.

Während der General Mack in Ulm unbeweglich blieb, erreichten die sechs Armeecorps des französischen Heeres am 6. October die Ebene von Nördlingen. Die Division Vandamme von dem Corps des Marschalls Soult, die allen übrigen voraus war, stand am 6. Abends an der Donau und nahm die Brücke von Münster, die eine Stunde oberhalb Donauwerth liegt. Am 7. October nahm der Marschall Soult die Brücke von Donauwerth selbst, welche ein Bataillon Colloredo vergebens zu vertheidigen, dann zu zerstören suchte. Die französischen Truppen besserten die geringen Schäden bald wieder aus und gingen rasch an das andere Ufer über. Murat, der mit seinen Dragonerdivisionen den Vortrab des rechten Flügels unter Lannes und Ney bildete, hatte sich zur Brücke von Münster begeben, die schon von Vandamme eingenommen war. Er reclamirte diesen Uebergang für seine Dragoner und die ihm folgenden Truppen, überließ die Brücke von Donauwerth dem Corps des Marschalls Soult und ging sogleich mit einer Division Dragoner auf das andere Ufer, um die Brücke zu nehmen, die bei Rain über den Lech führt. Der Lech, der hinter der Iller fast in gleicher Richtung mit ihr

fließt und bei Donauwerth in die Donau fällt, giebt demjenigen, der Rain besetzt hat, den Vortheil, daß er Iller und Lech zugleich umgangen hat. Verlor Mack die Brücke von Münster und Rain, so hatte er wenig Aussicht, sich zu rechter Zeit zurückziehen zu können. Die Dragoner Murat's nahmen Rain und die Brücke über den Lech fast ohne Widerstand. 200 Reiter warfen alle Patrouillen Kienmayer's über den Haufen, und unterdessen setzte sich Marschall Soult in Donauwerth fest, kam Marschall Davout im Angesicht der Brücke von Neuburg an.

Napoleon begab sich an demselben Tage nach Donauwerth. Seine Hoffnungen waren jetzt in Erfüllung gegangen, aber er hielt den Erfolg erst dann für vollständig gesichert, wenn er alle Früchte seines schönen Marsches geerntet hatte. Man hatte bereits einige Hundert Gefangene gemacht, und ihre Aussagen lauteten übereinstimmend. Der General Mack stand in Ulm an der Iller; es war sein Nachtrab unter General Kienmayer, den man über die Donau geworfen hatte. Napoleon beschloß auf der Stelle zwischen den Oesterreichern und Russen Stellung zu nehmen, damit sich Beide nicht vereinigen könnten. Wenn General Mack zur rechten Zeit einen Entschluß zu fassen wußte, so mußte seine erste Bewegung die sein, die Iller zu verlassen, sich an den Lech zu ziehen und auf der Straße von München seine Verbindung mit Kienmayer zu suchen. Napoleon traf sogleich folgende Anordnungen. Ney blieb diesseits der Donau auf den Straßen, die von Würtemberg nach Ulm führen, um das linke Donauufer zu bewachen. Murat und Lannes sollten auf den Brücken von Münster und Donauwerth auf das rechte Ufer übergehen, den Fluß aufwärts ziehen und sich zwischen Ulm und Augsburg aufstellen, damit Mack sich nicht auf der großen Straße von Augsburg nach München zurückziehen könne. Beide sollten Burgau besetzen. Marschall Soult erhielt Befehl, von der Mündung des Lech aufzubrechen und mit den drei Divisionen St. Hilaire, Vandamme und Legrand nach Augsburg zu marschiren. Die vierte Division des Marschalls Soult, die Division Suchet, stand bereits unter dem Befehl von Lannes. So war Mack, welchen Ausweg er auch suchen mochte, von allen Seiten umzingelt, von Marschall Ney mit 20,000 Mann am linken Ufer der Donau, von Murat

und Lannes mit 40,000 am rechten Ufer, vom Marschall Soult mit 30,000 Mann am Lech.

Marschall Davout erhielt den Befehl, mit möglichster Eile bei Neuburg über die Donau zu setzen und bei Ingolstadt, wo Marmont und Bernadotte bald erscheinen mußten, den Uebergang zu sichern. Da Beide den weitesten Weg hatten, so waren sie um zwei Tagemärsche zurück. Der Marschall Davout sollte sich dann nach Aichach auf die Straße nach München begeben, um den General Kienmayer vor sich her zu treiben und den Nachtrab der rings um Ulm sich anhäufenden Massen zu bilden. Die Corps von Marmont und Bernadotte hatten Befehl ihren Marsch zu beschleunigen, bei Ingolstadt über die Donau zu gehen und sich nach München zu begeben, damit der Kurfürst in seine Hauptstadt wieder einziehen könne, die er kaum vor einem Monat verlassen hatte. In Folge dieser Anordnung stellte Napoleon den von München kommenden Russen Bernadotte und die Baiern entgegen, im Nothfall auch Marmont und Davout, da Beide je nach den Umständen so gut nach München wie nach Ulm marschiren konnten, um zur völligen Einschließung Mack's mitzuwirken.

Am 8. October ging Soult den Lech aufwärts, um sich nach Augsburg zu begeben. Er fand keine Feinde vor sich. Murat und Lannes, die das Land zwischen Lech und Iller besetzen sollten, marschirten von Donauwerth nach Burgau und fanden ein Terrain, das hier und da von Gehölz bedeckt oder von kleinen Flüssen durchschnitten war. Die Dragoner hatten den Vortrab und stießen plötzlich auf ein feindliches Corps, das zahlreicher war als alle, die man bisher noch gesehen hatte und in und bei einem großen Flecken, Wertingen genannt, Stellung genommen hatte. Dieses feindliche Corps bestand aus 6 Grenadier- und 3 Füselierbataillonen, unter dem Befehl des Baron Auffenberg, 2 Schwadronen Kürassiere vom Regiment Herzog Albert und 2 Schwadronen Latour Cheveaux légers. General Mack hatte sie auf Recognoscirung geschickt, da ein Gerücht von dem Erscheinen der Franzosen an der Donau in Umlauf war. Er glaubte noch immer, daß diese Franzosen zu dem Corps von Bernadotte gehörten, das, wie er glaubte, bei Würzburg stehe, um die Baiern zu unterstützen. Die österreichischen

Offiziere saßen bei Tische, als man ihnen das Erscheinen der Franzosen meldete. Sie waren davon außerordentlich überrascht, wollten es anfangs nicht glauben, konnten aber bald nicht länger zweifeln und stiegen rasch zu Pferde, um sich an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Vor Wertingen liegt ein Weiler, Hohenreichen genannt, den einige Hundert Oesterreicher, Fußvolk und Reiter, besetzt hielten. Durch die Häuser des Weilers geschützt, unterhielten sie ein unbequemes Feuer und wiesen ein Dragonerregiment zurück, das zuerst an Ort und Stelle angekommen war. Der Escadronchef Excellmans, der seinen Namen seit dieser Zeit so berühmt gemacht hat und damals einfacher Adjutant Murat's war, eilte auf den Lärm des Gewehrfeuers herbei. Auf seinen Befehl stiegen 200 Dragoner ab, warfen sich mit der Flinte in der Hand auf den Weiler und vertrieben die Oesterreicher. Da inzwischen neue Detachements Dragoner herbeikamen, so drängte man die Feinde lebhafter, verfolgte sie bis Wertingen, ging noch über den Flecken hinaus und fand hier auf einer Art von Hochebene die neun Bataillone in einem einzigen Viereck aufgestellt, das bei wenig Ausdehnung viel Tiefe hatte und auf den Seiten durch Geschütze und Reiterei gedeckt war. Der tapfere Excellmans griff auf der Stelle mit einer seltenen Kühnheit an, wobei ihm ein Pferd getödtet wurde. Der Obrist Maupetit wurde an seiner Seite von einem Bajonnetstoß durchbohrt. So kräftig der Angriff auch war, so konnte man doch in die compacte Masse nicht eindringen. Eine Zeit lang versuchten die französischen Dragoner die österreichischen Grenadiere niederzusäbeln, und diese vertheidigten sich mit Kugel und Bajonnet. Endlich erschien Murat mit der Hauptmasse seiner Reiterei und Lannes mit Oudinot's Grenadieren. Murat ließ auf der Stelle angreifen, und Lannes wandte sich nach einem im Hintergrunde liegenden Gehölz, um den Oesterreichern den Rückzug gänzlich abzuschneiden. In der Stirn angegriffen, im Rücken bedroht, zogen diese sich zurück, anfänglich in geschlossenen Reihen, bald aber in Unordnung. Wären die Grenadiere um einige Augenblicke früher gekommen, so hätte man die neun Bataillone sämmtlich gefangen genommen. Auch so machte man 2000 Gefangene, nahm mehrere Kanonen und einige Fahnen.

Lannes und Murat, die Excellmans mitten unter den Bajon=

netten gesehen hatten, wollten, daß er die Nachricht von diesem ersten Erfolge und die eroberten Fahnen überbringe. Napoleon empfing den jungen Offizier in Donauwerth, bewilligte ihm einen Grad in der Ehrenlegion und übergab ihm die Insignien in Gegenwart seines Generalstabes mit eigener Hand, damit die erste in diesem Kriege verdiente Belohnung größeren Glanz erhalte.

An demselben Tage, am 8. Octbr., war der Marschall Soult in Augsburg eingezogen, ohne einen Schuß abzufeuern. Der Marschall Davout hatte die Donau bei Neuburg überschritten und war nach Aichach marschirt, um dort zwischen den französischen Truppen vor Ulm und denen in München, welche den Russen die Spitze bieten sollten, die Verbindung zu unterhalten. Der Marschall Bernadotte und der General Marmont bereiteten sich bei Ingolstadt zum Uebergange vor, um von dort nach München zu gehen.

Napoleon beschloß, die Stellung von Ulm enger einzuschließen. Marschall Ney erhielt Befehl, am linken Ufer der Donau aufwärts zu gehen und sich aller Brücken zu bemächtigen, damit er nach Befinden auf beiden Flußufern handeln könne. Murat und Lannes hatten die Weisung, am rechten Ufer aufwärts zu gehen und mit Ney zur engern Einschließung der Oesterreicher zusammen zu wirken. Ney, immer rasch bereit, erhaltene Befehle auszuführen, vorzüglich dann, wenn sie ihn dem Feinde näher brachten, erreichte am 9. die Ufer der Donau und ging an ihnen aufwärts bis zur Höhe von Ulm. Die ersten Brücken, welche sich ihm darboten, waren die von Günzburg. Die Division Malher sollte sie nehmen. Dieser Brükken waren drei; die Hauptbrücke lag vor der kleinen Stadt Günzburg, die zweite oberhalb, vor dem Dorfe Leipheim, die dritte unterhalb, vor dem Weiler Reißenburg. Der General Malher ließ sie alle drei zu gleicher Zeit angreifen. Der Stabsoffizier Lefol ging bei Leipheim mit einem Detachement vor, der General Labassée bei Reißenburg mit dem 59ten Linienregiment. Er selbst, an der Spitze der Brigade Marcognet, behielt sich den Angriff auf die Hauptbrücke bei Günzburg vor. Das Bett der Donau ist in diesem Theile ihres Laufes nicht regelmäßig gebildet, und man mußte eine Menge von Inseln überschreiten, wie auch mehrere Flußarme, die mit Weiden und Pappeln eingefaßt waren. Die Vorposten gingen entschlossen

vorwärts, überschritten alle Flußarme, die ihnen im Wege standen, und nahmen 2—300 Tyroler nebst ihrem Befehlshaber gefangen. Unsere Truppen gelangten bald zu dem Hauptarme, über den die Brücke von Günzburg gebaut war. Die Oesterreicher hatten auf ihrem Rückzuge ein Brückenjoch zerstört. Der General Malher wollte dasselbe wieder herstellen. Aber auf dem andern Ufer befanden sich mehrere österreichische Regimenter, eine zahlreiche Artillerie und der Erzherzog Ferdinand, der in eigener Person mit beträchtlichen Verstärkungen herbeigeeilt war. Die Oesterreicher begannen einzusehen, wie ernsthaft die in ihrem Rücken ausgeführte Operation sei, und waren zu den größten Anstrengungen entschlossen, um wenigstens die Ulm nächstgelegenen Brücken zu retten. Sie richteten auf die Franzosen ein mörderisches Gewehr- und Geschützfeuer. Diese, durch die bewaldeten Inseln nicht mehr geschützt und auf den Abhängen des Flusses gänzlich bloßgestellt, ertrugen das Feuer mit einer seltenen Beharrlichkeit. Den Fluß zu durchwaten war unmöglich, und man dachte daher an Wiederherstellung der Brücke. Die Arbeiter, unter denen die feindlichen Kugeln furchtbar aufräumten, mußten sich zurückziehen, und die französischen Truppen erlitten furchtbare Verluste. Der General Malher zog sich daher auf die bewaldeten Inseln zurück, um dem unnützen Gefechte ein Ende zu machen.

Dieser unglückliche Versuch hatte einige Hundert Menschen gekostet. Die beiden andern Angriffe waren gleichzeitig ausgeführt worden. Bei Leipheim hatten ungangbare Sümpfe den Erfolg unmöglich gemacht. Bei Reißenburg hatte man besseres Glück. Die Oesterreicher hatten auch hier ein Brückenjoch zerstört, aber nicht vollständig genug, daß unsere Soldaten dasselbe nicht hätten herstellen können. Das 29. Regiment überschritt die Brücke und nahm Reißenburg mit den umliegenden Höhen, obgleich die Feinde über dreifache Streitkräfte verfügten. Hier wurde der Oberst Lacuée an der Spitze seiner Soldaten getödtet. Die österreichische Cavallerie, die ein einziges französisches Regiment auf ihrer Seite der Donau erblickte, eilte ihrem Fußvolk zu Hülfe und griff das 59. Regiment wüthend an. Dreimal warf sie sich auf die Bajonette dieses tapfern Regiments, und dreimal wurde sie mit Gewehrfeuer

zurückgewiesen. Das 59. Regiment blieb im Besitze des Schlachtfeldes, nachdem es Thaten verrichtet hatte, die der Aufzeichnung würdig sind.

Da diese Brücke genommen war, so ließ General Malher gegen Abend seine ganze Division nach Reißenburg marschiren. Die Oesterreicher hüteten sich nun, Günzburg noch länger streitig zu machen; sie zogen sich noch in derselben Nacht zurück und hinterließen den Franzosen 1000 Gefangene und 300 Verwundete.

Dem Obrist Lacuée wurden große Ehren erwiesen, die Divisionen von Ney's Corps wohnten am 10. seinem Leichenbegängnisse in Günzburg bei und zollten seinem Gedächtniß einstimmig ihr Bedauern. Der Marschall Ney stellte die Division Dupont auf dem linken Flußufer auf und ließ die Divisionen Malher und Loisson auf das rechte Ufer übergehen, um seine Verbindung mit Lannes zu unterhalten.

Napoleon war bis zum 9. Abends in Donauwerth geblieben. Er ging von da nach Augsburg, weil er dort am besten Nachrichten einziehen und Befehle ertheilen konnte. In Augsburg befand er sich einerseits zwischen Ulm, andererseits zwischen München, zwischen der Armee von Schwaben, die er einschließen wollte, und den Russen, deren Herannahen das Gerücht behauptete. Den Oberbefehl bei Ulm übergab er, hauptsächlich aus Verwandtschaftsrücksichten, Murat, und stellte Ney und Lannes unter ihn, was Beiden sehr mißfiel und zu fatalen Reibungen führte. Solche Unannehmlichkeiten waren von der neuen Ordnung der Dinge unzertrennlich Die Republik hatte ihre blutigen Nebenbuhlerschaften, die Monarchie ihre Familienrücksichten. Murat hatte auf diese Weise etwa 60,000 Mann zu seiner Verfügung, um den General Mack unter den Mauern von Ulm in Schach zu halten.

Napoleon fand in Augsburg den Marschall Soult mit dem 4. Armeecorps. Davout stand in Aichach, der General Marmont folgte ihm, Bernadotte marschirte nach München. Das französische Heer befand sich beinahe in derselben Lage wie damals in Mailand, als es den St. Bernhard überschritten hatte, im Rücken des Generals Melas stand und ihn zu umzingeln suchte, aber nicht wußte, auf welcher Straße es ihn fassen könne. Dieselbe Ungewiß-

heit herrschte in Beziehung auf die Pläne des Generals Mack. Napoleon erwog mit der größten Anstrengung, was er ferner in einer so dringenden Gefahr unternehmen könne, und vermochte es kaum zu errathen; denn der General Mack wußte es selbst nicht. Man kann einen unentschlossenen Widersacher schwerer durchschauen, als einen festen Charakter, und wenn dich deine Unentschlossenheit nicht heute zu Grunde richtet, so kann sie dir morgen dazu dienen, den Feind zu täuschen. Bei der Ungewißheit, in der er sich befand, schrieb Napoleon dem General Mack den vernünftigsten Plan zu, nämlich den, nach Tyrol zu flüchten. In der That, wenn dieser General sich nach Memmingen, nach seinem linken Flügel wandte, so konnte er Tyrol über Kempten in zwei bis drei Tagemärschen erreichen. Auf diese Weise schloß er sich der Armee an, welche die Kette der Alpen bewachte, und an jene, welche Italien besetzt hielt. Er rettete sich und trug dazu bei, eine Streitmasse von 200,000 Mann zu bilden, eine Masse, die stets furchtbar ist, welches auch die Stellung sein möge, die sie auf dem Schauplatze der allgemeinen Operation einnimmt. Jedenfalls entging er einer Katastrophe, die in den Kriegsannalen für immer denkwürdig ist.

Napoleon entging ein anderer Plan, den der General fassen konnte und einen Augenblick auch wirklich hegte, nämlich auf dem linken Donauufer zu entfliehen, wo sich blos die Division Dupont befand. Dieser verzweifelte Entschluß ließ sich am wenigsten annehmen; denn er erforderte eine außerordentliche Kühnheit. Man mußte die Straße durchschneiden, auf der die Franzosen gekommen waren, auf der es noch von ihren Wagenzügen und Depots wimmelte; vielleicht stieß man auf Feindesmassen und mußte sich dann nach Böhmen durchschlagen. Napoleon dachte an eine solche Möglichkeit nicht und beschäftigte sich nur damit, die Straße nach Tyrol zu schließen. Er befahl daher dem Marschall Soult, am Lech bis Landsberg hinaufzugehen, Memmingen zu nehmen und die Straße nach Kempten zu versperren. In Augsburg ersetzte Marmont den Marschall, und außerdem kam auch die Garde in die Stadt, die gewöhnlich in's Hauptquartier nachfolgte. Hier wartete der Kaiser die Bewegungen seiner verschiedenen Corps ab, um ihrem Marsch erforderlichen Falls eine bessere Richtung zu geben.

Bernadotte trieb Kienmayer's Nachtrab vor sich her und zog am 12. Morgens in München ein, genau einen Monat nach dem Einfall der Oesterreicher und dem Rückzuge der Baiern. Er nahm der feindlichen Abtheilung, die er vor sich her trieb, etwa 1000 Gefangene ab. Die Baiern empfingen die Franzosen mit der lebhaftesten Freude. Man kann einem Verbündeten nicht schneller und sicherer zu Hülfe kommen, vorzüglich wenn man sich an der andern Seite des Festlandes, am Ufer des Canals befindet. Napoleon schrieb auf der Stelle an den Kurfürsten und lud ihn zur Rückkehr in seine Hauptstadt ein. Er bat ihn, die ganze baierische Armee mitzubringen, die in Würzburg unnütz war und in Gemeinschaft mit Bernadotte die Innlinie besetzen sollte. Napoleon wollte diese Truppen zu Recognoscirungen verwenden, da sie mit dem Lande genau bekannt waren und über den Marsch der von Wien kommenden Russen die besten Nachweisungen geben konnten.

Der Marschall Soult stieß auf seinem Marsche blos auf die Kürassiere unter Erzherzog Ferdinand, die sich in Eilmärschen auf Ulm zurückzogen. Der Eifer unserer Truppen war so groß, daß das 26. Jägerregiment keinen Anstand nahm, sich mit der schweren österreichischen Reiterei zu messen, und ihr eine ganze Schwadron mit zwei Geschützen abnahm. Dieses Zusammentreffen bewies augenscheinlich, daß die Oesterreicher, statt nach Tyrol zu fliehen, sich hinter der Iller, zwischen Memmingen und Ulm concentrirten, so daß man hier eine neue Schlacht von Marengo erwarten durfte. Napoleon ordnete Alles, um den Kampf mit soviel Truppen als möglich führen zu können. Er nahm an, daß derselbe am 13. oder 14. October stattfinden werde. Da er nicht gedrängt war, indem die Oesterreicher dieÍnitiative nicht ergriffen, wählte er den 14., um zum Herbeiziehen seiner Truppen Zeit zu gewinnen. Zuerst veränderte er die Stellung des Marschalls Soult und schickte ihn von Aichach nach Dachau, so daß dieser Marschall im Stande war, sich entweder in München mit Bernadotte und den Baiern gegen die Russen zu vereinigen, oder nach Augsburg zurückzukehren und Napoleon in seinen Operationen gegen den General Mack zu unterstützen. Nachdem Napoleon diese Vorsichtsmaßregeln in seinem Rücken getroffen hatte, ordnete er für den angenommenen Schlachttag, den 14. Octo-

ber, Folgendes an: Der Marschall Soult sollte am 13. in Memmingen sein, diese Stellung mit seiner rechten Flanke überflügeln und sich rechts an die Corps anschließen, die an der Iller aufgestellt sein würden. Die Garde zog nach Weißenhorn, wo der Kaiser selbst eintreffen wollte. Er hoffte auf diese Weise auf einem Raume von 10 Stunden, von Memmingen bis Ulm, 100,000 Mann zu vereinigen. Da die Truppen in einem Tage einen Marsch von fünf Stunden machen und doch noch kämpfen konnten, so war es in der That leicht, die Garde und die Corps von Ney, Lannes, Murat, Marmont und Soult auf demselben Schlachtfelde zu vereinigen. Uebrigens hatte ihm das Geschick einen ganz andern Triumph bestimmt, als er selbst erwartete. Napoleon verließ Augsburg am 12. Abends, um sich nach Weißenhorn zu begeben. Unterwegs stieß er auf die Truppen von Marmont's Corps, theils Franzosen, theils Holländer, die den Mühen fast erlagen, da sie nicht blos ihre Waffen, sondern auch Lebensmittel auf mehrere Tage tragen mußten. Das Wetter, das bis zum Uebergange über die Donau nicht besser sein konnte, war plötzlich abscheulich geworden. Es fiel ein dichter Schnee, der auf der Erde schmolz und die Wege fast ungangbar machte. Alle die kleinen Flüsse, die in die Donau fallen, waren ausgetreten. Die Soldaten marschirten in einem wahren Sumpfe und wurden noch dazu von Artilleriezügen häufig gehemmt. Dennoch murrten sie nicht. Napoleon ließ sie einen Kreis um sich bilden, erklärte ihnen die Lage des Feindes und versprach ihnen einen Triumph, so schön wie jenen von Marengo. Die Soldaten, von seinen Worten berauscht und nicht wenig stolz darauf, daß der größte Feldherr des Jahrhunderts ihnen seine Pläne auseinandersetzte, überließen sich der lebhaftesten Begeisterung und antworteten mit dem einstimmigen Rufe: Es lebe der Kaiser! Sie glühten vor Ungeduld, an der großen Schlacht Antheil zu nehmen. Diejenigen, welche die Worte des Kaisers gehört hatten, wiederholten sie den ferner Stehenden, und Alle riefen aus, daß es um die Oesterreicher geschehen sei, daß nicht Einer entkommen solle.

Es war Zeit, daß Napoleon an die Donau zurückging; denn Murat hatte seine Befehle falsch verstanden, und es hätte leicht ein Unglück entstehen können, wenn die Oesterreicher unternehmender gewesen wären.

Während Lannes und Murat Ulm auf dem rechten Donauufer einschlossen, war Ney zu beiden Seiten des Flusses aufgestellt und hatte auf dem rechten Ufer zwei Divisionen, auf dem linken eine, die des Generals Dupont. Ney fühlte das Gefährliche, das eine solche Stellung hatte, wenn er sich Ulm näherte. Durch die Thatsachen, die er in seiner Nähe beobachten konnte, belehrt, von einem glücklichen Instinct für den Krieg geleitet und von Obrist Jomini in seiner Meinung bestärkt, hielt er es für bedenklich, auf dem linken Flußufer blos eine einzige Division zu lassen. „Weshalb," sagte er, „sollten die Oesterreicher nicht die Gelegenheit ergreifen, auf dem linken Ufer zu entkommen und zugleich unser Gepäck und unsere Artillerieparks zu nehmen, die ihnen sicherlich keinen großen Widerstand entgegensetzen würden?" — Murat gab dies nicht zu. Indem er sich auf falsch verstandene Briefe des Kaisers berief, welche die Concentration aller Truppen an der Iller anbefahlen, ging er so weit, zu behaupten, daß selbst die Division Dupont auf dem linken Ufer zu viel sei, da dieselbe am Tage des großen Kampfes auf dem Schlachtfelde fehlen werde. Diese Meinungsverschiedenheit führte zu dem lebhaftesten Streit zwischen Ney und Murat. Ney gehorchte ungern einem Führer, dessen Talent er für ein untergeordnetes hielt, wenn die kaiserliche Verwandtschaft ihn auch zu dem Vornehmeren von den Beiden machte. Murat, auf seinen Rang stolz und hauptsächlich darauf pochend, daß er in die Pläne Napoleon's tiefer eingeweiht sei, ließ Ney seine höhere Stellung fühlen und gab ihm zuletzt seine Befehle in absoluter Weise. Wären nicht gemeinschaftliche Freunde gewesen, so würden beide Marschälle ihren Streit auf eine Weise entschieden haben, der ihrer Stellung wenig entsprach. Dieses Gezänk hatte die Folge, daß die Division Dupont wiedersprechende Befehle bekam und in eine gefährliche Lage gerieth. Zum Glück rettete sie sich selbst, während noch über sie gestritten wurde, durch einen Kampf, der für sie ewig merkwürdig ist.

General Mack, der über sein Mißgeschick nicht mehr ungewiß sein konnte, hatte eine Frontveränderung ausgeführt. Sein rechter Flügel stand jetzt in Ulm, der linke in Memmingen. Noch immer auf die Iller gestützt, kehrte er jetzt Frankreich den Rücken zu, als ob er von dort her gekommen sei, während Napoleon mit dem Rücken

gegen Oesterreich stand, als ob dort sein Ausgangspunkt läge. Dies war die natürliche Stellung der beiden Generale, von denen der eine den andern umgangen hatte. Nachdem der General Mack die in Schwaben zerstreuten Truppen wie die bei Wertingen und Günzburg an sich gezogen hatte, vereinigte er den größten Theil seiner Streitkräfte in dem verschanzten Lager von Ulm und ließ blos einige Detachements an der Iller von Ulm bis Memmingen stehen.

Man kennt die Lage und die Form dieses Lagers, das in dieser Geschichte bereits beschrieben wurde. Auf diesem Punkte tritt das linke Donauufer weit über das rechte hervor. Während das rechte Ufer eine sumpfige, leicht nach dem Flusse geneigte Ebene bildet, besteht das linke Ufer aus einer Reihe terrassenförmig ansteigender Höhen, die von der Donau bespült werden. Der Michelsberg ist die bedeutendste dieser Höhen. Die Oesterreicher lagerten dort 60,000 Mann stark und hatten die Stadt Ulm zu ihren Füßen.

Dupont, der auf dem linken Ufer allein zurückgeblieben war und nach den Befehlen des Marschalls Ney am 11. October Morgens Ulm sich nähern sollte, war im Angesichte dieses Platzes auf der Straße von Albeck eingetroffen. In diesem Augenblicke stritten Murat und Ney noch in Günzburg, und Napoleon traf seine allgemeinen Anordnungen. Der General Dupont konnte vom Dorfe Haslach aus den Michelsberg in dessen ganzer Ausdehnung übersehen und entdeckte dort 60,000 Oesterreicher in einer imponirenden Haltung. Durch die letzten Märsche, die bei dem schlechtesten Wetter und mit einer außerordentlichen Schnelligkeit hatten ausgeführt werden müssen, war seine Division auf 6000 Mann herabgekommen. Indessen hatte man ihm die Dragoner zu Fuß unter Baraguay d'Hilliers gelassen, welche auf dem Marsche vom Rhein nach der Donau dem Corps von Ney zugetheilt waren, während sie eigentlich zur Reserve Murat's gehörten. Diese Verstärkung von 5000 Mann hätte sehr nützlich werden können, wenn sie nicht in Langenau, drei Stunden rückwärts geblieben wäre.

Der General befand sich dem Michelsberg und den 60,000 Oesterreichern darauf mit 3 Regimentern Fußvolk, 2 Regimentern Reiterei und einigen Geschützen gegenüber. Dieser später so unglückliche Offizier hatte bei diesem Anblick eine Eingebung, welche

dem größten Feldherrn Ehre machen würde. Wenn er zurückkehre, urtheilte er, verrathe er seine Schwäche und werde bald von überlegenen Reitermassen umringt werden; trete er dagegen kühn auf, so täusche er die Oesterreicher, daß sie ihn für den Vortrab der französischen Armee hielten, vorsichtig verführen und ihm so Zeit ließen zu entkommen.

In diesem Sinne traf er seine Anordnungen zur Schlacht. Zu seiner Linken lag das Dorf Haslach, von einem kleinen Gehölz umgeben. Er stellte dort das in Italien berühmt gewordene 32. Regiment unter Darricau, das 1. Regiment der Husaren und einen Theil seines Geschützes auf. Zur Rechten, ebenfalls an ein Gehölz gelehnt, nahm das 96. Linienregiment unter Barrois Stellung, das 9. leichte unter Meunier und das 17. der Dragoner. Das Dorf Jungingen, das vor diesem rechten Flügel lag und ebenfalls von etwas Gehölz umgeben war, besetzte ein Detachement.

In dieser Stellung erwartete der General Dupont die Oesterreicher, die unter dem Erzherzog Ferdinand 25,000 Mann stark herbeikamen, um 6000 Franzosen zu bekämpfen. Der französische Anführer überlegte ganz richtig, daß seine Division durch das bloße Gewehrfeuer vernichtet werden müsse, wenn er den Oesterreichern Zeit lasse, ihre Linie zu entwickeln. Mit einer Kühnheit, würdig seines großen Entschlusses, befahl er den beiden Regimentern seines rechten Flügels, mit dem Bajonnet anzugreifen. Auf das von ihm gegebene Zeichen setzten sich diese beiden tapfern Regimenter in Marsch und stürzten sich mit gefälltem Bajonnet auf die österreichische Linie. Sie werfen sie zurück, bringen sie in Unordnung und machen 1500 Gefangene, die man auf dem linken Flügel in dem Dorfe Haslach einschließt. Nach dieser Waffenthat geht der General Dupont in seine Stellung zurück und erwartet die Folgen des merkwürdigen Kampfes. Aber die Oesterreicher halten sich noch nicht für geschlagen und kehrten mit neuen Truppen zurück. Unsere Soldaten gehen noch einmal mit dem Bajonnet vor, treiben die Angreifenden zurück und machen wieder zahlreiche Gefangene. Dieser unnützen Frontangriffe überdrüssig, richten die Oesterreicher ihre Angriffe gegen unsere Flügel. Sie werfen sich auf Haslach, das den linken Flügel deckte und die Gefangenen enthielt. Das 32. Regiment, an

das jetzt die Reihe zu kämpfen gekommen ist, macht ihnen dieses Dorf kräftig streitig und vertreibt sie daraus, während das erste Husarenregiment, mit dem Fußvolk wetteifernd, auf die zurückgeworfenen Colonnen Angriffe macht. Die Oesterreicher beschränken sich auf diesen Angriff nicht, sondern machen zugleich einen Versuch auf dem entgegengesetzten Flügel und wollen Jungingen nehmen. Durch ihre Zahl begünstigt, dringen sie ein und behaupten sich einen Augenblick. Der General Dupont, die Gefahr erkennend, läßt das 96. Regiment vorgehen und gelangt wieder in den Besitz des Dorfes. Man entreißt es ihm auf's Neue, er erstürmt es wieder. So wird dieses Dorf fünfmal hintereinander mit Gewalt genommen, und in der Verwirrung dieser wiederholten Angriffe machen die Franzosen jedesmal Gefangene. Aber während die Oesterreicher sich in machtlosen Anstrengungen gegen diese Handvoll Soldaten erschöpfen, wirft sich ihre zahllose Reiterei auf das 17. Dragonerregiment, tödtet diesem seinen Obrist, den tapfern Saint-Dizier, und wirft es in das Gehölz zurück, an das es sich lehnte. Nun schwärmt eine Wolke von österreichischen Reitern über die umliegenden Felder bis zum Dorfe Albeck, nimmt dort das Gepäck, das die Dragoner nicht mehr vertheidigen können, und rafft einige armselige Trophäen auf, ein trauriger Trost für eine Niederlage, die 25,000 Mann von 6000 erlitten hatten!

Es war Zeit, einem so gefährlichen Kampfe ein Ende zu machen. Nachdem Dupont die Oesterreicher fünf Stunden lang durch einen hartnäckigen Kampf aufgehalten hatte, benutzte er die Nacht, um sich nach Albeck zurückzuziehen. Er marschirte in guter Ordnung und nahm 4000 Gefangene mit.

Wenn Dupont die Oesterreicher durch diesen außerordentlichen Kampf nicht aufgehalten hätte, so würden sie nach Böhmen entkommen sein, und eine der schönsten Combinationen Napoleon's wäre vollständig gescheitert. Dies ist ein Beweis, daß große Generale auch großer Soldaten bedürfen; denn selbst bei dem genialsten Feldherrn kommt es vor, daß seine Truppen Kriegszufälle oder selbst Fehler durch ihre Tapferkeit ausgleichen müssen.

Dieses Zusammentreffen mit einem Theile des französischen Heeres rief im österreichischen Hauptquartier stürmische Berathungen

hervor. Man war von der Anwesenheit des Marschalls Soult in Landsberg unterrichtet, man glaubte nicht, daß der General Dupont in Albeck allein stehe, man fing an zu glauben, daß man von allen Seiten umringt sei. Der General Mack, auf den die Oesterreicher die ganze Schmach ihres Unglücks wälzen wollen, war in eine leicht begreifliche Geistesverwirrung gefallen. Wie auch Diejenigen urtheilen mögen, die ihre Betrachtungen erst nach den Ereignissen anstellen, so ist es doch gewiß, daß er zu seiner Rettung einer Inspiration des Himmels bedurft hätte, durch die ihm offenbar geworden wäre, daß er das schwache Corps vor ihm leicht vernichten und sich nach Böhmen zurückziehen konnte. Der Unglückliche, der nicht wußte, was man nachher freilich erfahren hat, und der nicht annehmen konnte, daß die Franzosen auf dem linken Donauufer so schwach seien, begann mit seinem erlauchten Schicksalsgenossen, dem Erzherzog Ferdinand, zu berathen. Er verlor dabei eine kostbare Zeit und konnte sich weder zur Flucht nach Böhmen entschließen, noch zum Rückzuge nach Tyrol. Am sichersten schien es ihm zu sein, wenn er sich bei Ulm noch mehr verschanze, alle seine Truppen dort vereinige und mit dieser schwer zu bewältigenden Masse die Ankunft der Russen von München und des Erzherzogs Carl von Tyrol erwarte. Er sagte sich, daß der General Kienmayer mit 20,000 Oesterreichern, der General Kutusow mit 60,000 Russen auf der Straße von München erscheinen würde, daß Erzherzog Johann mit dem Corps von Tyrol und der Erzherzog Carl mit der Armee von Italien gewiß nicht ermangelten, über Kempten zu Hülfe zu eilen, und daß dann Napoleon in Gefahr gerathe, da er von 80,000 aus Oesterreich kommenden Oesterreichern und Russen, 25,000 Oesterreichern aus Tyrol und 70,000 bei Ulm gelagerten Oesterreichern, zusammen also von 175,000 Mann bedroht sei. Diese verschiedenen Vereinigungen waren aber nicht möglich, da Napoleon mit 160,000 sieggewohnten Franzosen im Centrum der Armee stand. Im Unglück begrüßt man den geringsten Hoffnungsschimmer mit Freuden, und Mack glaubte zuletzt den falschen Gerüchten, die Napoleon ihm durch seine Spione überbringen ließ. Bald sollten die Engländer in Boulogne gelandet sein, bald hieß es, die Russen unter dem Erzherzog Carl kämen auf der Straße von München herbei.

In schwierigen Lagen werden die Untergebenen keck und geschwätzig, tadeln ihre Vorgesetzten und suchen ihre eigenen Meinungen geltend zu machen. Der General Mack hatte Untergebene um sich, die große Herren waren und frei mit der Sprache herausgingen. Die Einen wollten sich nach Tyrol zurückziehen, die Andern nach Würtemberg, wieder Andere nach Böhmen. Die Letzteren, welche zufällig Recht hatten, suchten durch das Gefecht von Haslach zu beweisen, daß die Straße nach Böhmen frei sei. Die gewöhnliche Wirkung des Widerspruchs auf einen aufgeregten Geist ist die, ihn noch schwächer zu machen und zu halben Entschlüssen zu bestimmen, die stets die schlimmsten von allen sind. Der General Mack wollte den Meinungen, die er bekämpfte, Einiges bewilligen und faßte zwei Entschlüsse, die bei einem Manne unerklärlich sind, der Ulm behaupten wollte. Er schickte die Division Jellachich nach Memmingen, um diesen Posten zu verstärken, den General Spangen mit 5000 Mann besetzt hielt, um in Verbindung mit Tyrol zu bleiben. Der General Riese mußte sich mit einer Division der Höhe von Elchingen bemächtigen, und Beides hatte den Zweck, den Rückzug nach Tyrol wie nach Böhmen zu sichern. Wollte er in Ulm bleiben und dort Hülfe erwarten, im Nothfall auch zu seiner Vertheidigung eine Schlacht liefern, so mußte er seine ganzen Truppen zusammenhalten und nicht einzelne Corps nach den Endpunkten der Linie schicken; denn er setzte sich dadurch der Gefahr aus, eins nach dem andern vernichtet zu sehen. Diese einfache Wahrheit entging ihm aber, und so ließ er den General Riese das Kloster von Elchingen besetzen, das auf den Höhen des linken Ufers liegt, nahe bei Haslach, wo man am 11. gekämpft hatte. Am Fuß dieser Höhen und unterhalb des Klosters befand sich eine Brücke, die Murat mit einem Detachement hatte besetzen lassen. Die Oesterreicher hatten früher versucht, sie zu zerstören. Murat's Detachement verbrannte sie jetzt, um sich gegen die neu ankommenden Truppen zu schützen. Indessen blieben die Pfeiler stehen, soweit sie der Fluß mit seinem Wasser bedeckte. Auf diese Weise hatte das französische Heer nur eine Verbindung mit dem linken Ufer, nämlich bei Günzburg, weit unterhalb von Elchingen. Die Division Dupont hatte sich nach Langenau zurückgezogen, und den Oesterreichern lag jetzt die Straße nach Böhmen offen. Zum Glück wußten sie es nicht!

So war die Lage der Dinge, als Napoleon am Abend des 12. Augsburg verließ; er kam am 13. bei Ulm an. Kaum eingetroffen, warf er sich im schlechtesten Wetter auf's Pferd und besuchte alle Stellungen der Truppen. Er fand seine Unterbefehlshaber gegenseitig gegen sich aufgebracht und der verschiedensten Meinung. Lannes, der im Kriege sicher und scharfsinnig urtheilte, war mit Marschall Ney der Meinung, daß die Oesterreicher, statt an der Iller eine Schlacht anzunehmen, nach Böhmen flüchten und die Division Dupont über den Haufen werfen würden. Wenn Napoleon während seiner Abwesenheit noch Zweifel haben konnte, so verschwanden diese alle, als er an Ort und Stelle eintraf. Da er überdies befohlen hatte, das linke Ufer zu bewachen und die Division Dupont daselbst aufzustellen, so verstand sich von selbst, daß diese Division nicht ohne Unterstützung bleiben konnte, daß man sich namentlich ein Mittel verschaffen mußte, von einem Ufer auf das andere zu gelangen. Die Instructionen Napoleon's waren eben sowohl mißverstanden worden, als die Lage selbst. Napoleon gab daher den Marschällen Lannes und Ney gegen Murat vollkommen Recht und traf Anstalten, die begangenen Fehler auszugleichen. Er beschloß die Verbindung zwischen beiden Ufern am nächsten Punkte, an der Brücke von Elchingen herzustellen. Man hätte bis Günzburg zurückmarschiren, dort über die Donau gehen und die verstärkte Division Dupont bis Ulm zurückführen können. Dadurch würden die Oesterreicher aber Zeit zur Flucht bekommen haben. Es war besser, am 14. mit Tagesanbruch die Brücke von Elchingen herzustellen und sich in hinreichender Zahl auf das andere Ufer zu begeben, während Dupont angewiesen war, über Langenau und Albeck sich Ulm wieder zu nähern.

In diesem Sinne gab Napoleon seine Befehle für den 14. Der Marschall Soult hatte sich nach dem äußersten Endpunkte der Illerlinie gegen Memmingen hin begeben, der General Marmont rückte an die Iller vor, um die Verbindung zu unterhalten. Lannes, Ney und Murat, die vor Ulm standen, sollten beide Donauufer besetzen, um der Division Dupont die Hand zu reichen. Zu diesem Zwecke mußte man aber die Brücke von Elchingen wiederherstellen. Dieser ehrenvolle Auftrag wurde Ney zugewiesen.

Der unerschrockene Marschall konnte sich noch immer nicht über

einige unschickliche Worte trösten, die Murat bei ihrem letzten Streite an ihn gerichtet hatte. Murat, durch lange Vorstellungen ungeduldig gemacht, hatte ihm gesagt, er verstehe von alle den Plänen nichts, die er ihm auseinander setze, seine Gewohnheit sei, seine Entwürfe im Angesicht des Feindes zu machen. Eine solche Antwort schickte sich nur für einen Mann der That einem leeren Schwätzer gegenüber. Am 14. nun nahm Ney seine Rache, indem er zu Pferde, in großer Uniform, mit allen seinen Orden geschmückt, Murat beim Arme ergriff, ihn lebhaft schüttelte und vor dem ganzen Generalstabe und dem Kaiser selbst sagte: „Kommen Sie, Fürst, und machen Sie mit mir Ihre Pläne im Angesicht des Feindes.“ Dann galoppirte er nach dem Ufer der Donau, sprengte unter einem Hagel von Kugeln und Kartätschen bis an den Leib seines Pferdes in das Wasser, um in dieser Stellung die gefährliche Operation zu leiten, mit der er beauftragt war.

Man mußte die Brücke wiederherstellen, von der blos die Pfeiler noch da waren, den Uebergang erzwingen, über eine kleine Wiese marschiren, die zwischen der Donau und dem Fuße der Höhen lag, und endlich Dorf und Kloster Elchingen nehmen, die amphitheatralisch in die Höhe stiegen und von 20,000 Mann und einer furchtbaren Artillerie besetzt waren.

Der Marschall Ney, den alle Hindernisse nicht schreckten, befahl dem Capitain Coisel, Adjutanten des Generals Loison, und einem Sappeur, die erste Planke auf die Pfeiler zu legen, um die Brücke unter dem Feuer der Oesterreicher herzustellen. Dem braven Sappeur riß eine Kugel das Bein weg, aber auf der Stelle ersetzte ihn ein anderer. Nachdem das erste Brückenjoch belegt war, ging man an die folgenden und gelangte so bis zum letzten, obgleich geschickte Schützen von dem andern Ufer aus ein mörderisches Feuer auf die Arbeiter unterhielten. Auf der Stelle, ehe noch die Planken gehörig befestigt waren, gingen die Voltigeure des 6. leichten Regiments, die Grenadiere des 39sten und eine Compagnie Carabiniere auf das andere Ufer, zerstreuten die Oesterreicher und gewannen so viel Terrain, daß die Division Loison ihnen zu Hülfe kommen konnte.

Der Marschall Ney ließ nun das 39. und das 6. leichte Regiment übergehen. Der General Villatte sollte mit dem 39. die Oe-

sterreicher von der Wiese vertreiben, er selbst wollte mit dem 6. leichten Regiment das Kloster nehmen. Das 39. wurde aber beim Uebergang über die Brücke durch die französische Reiterei, die mit Ungestüm vorwärts ging, in Unordnung gebracht und konnte nicht ganz übersetzen. Blos das erste Bataillon dieses Regiments vermochte den erhaltenen Befehl auszuführen. Es hatte Angriffe der feindlichen Reiterei und mehrerer Bataillone Fußvolks auszustehen und wurde nach einem hartnäckigen Widerstande bis zur Brücke zurückgetrieben. Bald kam ihm aber sein zweites Bataillon nebst dem 69. und 76. Linieninfanterieregimente zu Hülfe, und nun gewann es das verlorene Terrain wieder, kam in den Besitz der ganzen Wiese zur Rechten und zwang die Oesterreicher zum Rückzuge auf die Höhen. Während dieser Zeit erstieg Ney an der Spitze des 6. Regiments die gewundenen Straßen des Dorfes Elchingen unter einem furchtbaren Feuer aus den von Infanterie besetzten Häusern. Er entriß den Oesterreichern das Dorf, ein Haus nach dem andern, und nahm auch das Kloster, das auf dem Gipfel der Höhe liegt. An diesem Punkte angelangt hatte er eine wellenförmige, mit Gehölz übersäete Ebene vor sich, dieselbe, auf der Dupont am 11. gekämpft hatte. Diese Hochebene erstreckt sich bis zum Michelsberg Ulm gegenüber. Ney wollte sich hier festsetzen, um bei einem neuen Angriffe der Feinde nicht in die Donau gedrängt zu werden. Ein größeres Gehölz reichte bis zum Rande der Höhe und schloß sich an Kloster und Dorf an. Ney wollte sich desselben bemächtigen, um seinen linken Flügel darauf zu stützen, eine Schwenkung um denselben machen und seinen rechten Flügel vorwärts führen. Das 96. Linienregiment drang in dieses Gehölz trotz eines lebhaften Gewehrfeuers ein. Während man auf dieser Seite mit Wuth kämpfte, hatte der Rest des österreichischen Corps mehrere Vierecke, jedes 2—3000 Mann stark, gebildet. Ney ließ sie durch die Dragoner angreifen, die der Infanterie gefolgt waren. Das 18. Dragonerregiment machte auf eins derselben einen so kräftigen Angriff, daß es gesprengt wurde und die Waffen strecken mußte. Bei diesem Anblick zogen sich die Oesterreicher eilig zurück, zuerst nach Haslach, dann nach dem Michelsberg.

Unterdessen war General Dupont auf seinem Marsche von Lan-

genau nach Albeck auf das Corps des Generals Werneck gestoßen, das zu den Abtheilungen gehörte, die am Abend vorher von Ulm ausgezogen waren, um am linken Ufer Streifparteien vorzuschieben und einen Rückzugsweg zu suchen. Als Werneck in seinem Rücken Geschützfeuer hörte, kehrte er um und suchte den Michelsberg über Albeck zu erreichen. Er traf dort in dem Augenblicke ein, als die Division Dupont sich eben dorthin begab und Ney die Höhen von Elchingen nahm. Auf diesem Punkte entspann sich nun ein neuer Kampf zwischen dem General Werneck, der Ulm wieder zu erreichen suchte, und dem General Dupont, der ihn daran verhindern wollte. Das 32. und 9. Regiment warfen sich in geschlossener Colonne auf das Fußvolk der Oesterreicher und trieben es zurück, während das 96., in ein Viereck aufgestellt, die Angriffe der feindlichen Reiterei abwies. Die anbrechende Nacht machte den Kämpfen ein Ende, die entschieden glücklich gewesen waren, da der Marschall Ney das linke Ufer erobert und Dupont dem General Werneck die Rückkehr nach Ulm abgeschnitten hatte. Man hatte 3000 Gefangene gemacht und viele Geschütze genommen. Noch mehr fiel in's Gewicht, daß die Oesterreicher definitiv in Ulm eingeschlossen waren, und zwar ohne Hoffnung auf Rettung, wenn sie selbst die glücklichste Inspiration gehabt hätten.

Während diese Ereignisse an dem linken Ufer stattfanden, hatte sich Lannes auf dem rechten Ufer Ulm genähert, war General Marmont gegen die Iller vorgedrungen, hatte Marschall Soult Memmingen genommen. Man arbeitete noch an der Verpallisadirung dieser Stadt, als der Marschall Soult ankam. Er drang rasch ein und zwang den General Spangen mit 5000 Mann, seiner ganzen Artillerie und vielen Pferden die Waffen zu strecken. Als General Jellachich mit seiner Division zu spät ankam, um noch Hülfe bringen und sich einem Corps von 30,000 Mann gegenüber sah, zog er sich zurück, aber nicht auf Ulm, das er nicht mehr erreichen zu können fürchtete, sondern auf Kempten und Tyrol. Der Marschall wandte sich auf der Stelle gegen Ochsenhausen, um die Einschließung von Ulm zu vollenden.

So war die Lage der Dinge am Abend des 14. Octobers. Nach dem Abmarsch des Generals Jellachich und den verschiedenen Kämpfen, die stattgefunden hatten, verfügte Mack noch über 50,000

Mann, wovon man noch Werneck's Corps abziehen muß. Der unglückliche General befand sich in einer verzweifelten Lage. Es blieb ihm weiter nichts mehr übrig, als sich mit dem Degen in der Hand auf einen der Punkte des eisernen Kreises zu stürzen, der ihn umschloß, um zu sterben, oder sich einen Ausgang zu eröffnen. Am wenigsten mißlich war, wenn er Ney und Dupont angriff. Gewiß wäre er geschlagen worden; denn Lannes und Murat eilten unstreitig zur Hülfe herbei, und einer solchen Vereinigung von Streitkräften konnten die entmuthigten Oesterreicher nicht widerstehen. Dann wäre aber die Ehre der Waffen gerettet gewesen, und nächst dem Siege ist dies das Höchste, was man erstreben kann. Aber der General Mack beharrte auf seinem Entschlusse, sich in Ulm zu concentriren und die ankommenden Russen dort zu erwarten. Der Fürst von Schwarzenberg und der Erzherzog Ferdinand griffen ihn darüber heftig an. Der Letzte namentlich wollte dem Unglück, in Gefangenschaft zu gerathen, um jeden Preis entgehen. Der General Mack zeigte die Vollmachten des Kaisers vor, die ihm im Fall eines Zwistes die höchste Gewalt beilegten. Dies war freilich genug, ihm alle Verantwortlichkeit aufzubürden, aber nicht genug, ihm Gehorsam zu verschaffen. Der Erzherzog Ferdinand benutzte seine weniger abhängige Stellung, um sich den Befehlen seines Oberbefehlshabers zu entziehen. Sobald die Nacht angebrochen war, verließ er Ulm mit 6 — 7000 Pferden und einem Corps Fußvolk, um sich mit dem General Werneck zu vereinigen und durch die Oberpfalz den Rückzug nach Böhmen zu nehmen. Er beraubte den General Mack einer Streitmacht von 20,000 Mann und ließ ihn in Ulm mit blos 30,000 zurück, von allen Seiten umschlossen und bald gezwungen, die Waffen auf die schimpflichste Weise zu strecken.

Man hat fälschlich behauptet, daß der Abmarsch des Erzherzogs die Möglichkeit, Ulm zu verlassen, beweise. Einmal ist es in jeder Hinsicht unwahrscheinlich, daß das ganze Heer mit seiner Artillerie und seinem Material auf dieselbe Weise hätte entkommen können, wie eine Abtheilung, die meistens aus Reiterei bestand. Dann beweist auch der Unfall, der wenige Tage später dem Erzherzog Ferdinand widerfuhr, daß die ganze Armee auf der Flucht ihren Untergang gefunden haben würde. Der große Fehler lag darin,

daß man sich trennte. Man mußte entweder in Gemeinschaft bleiben, oder in Gemeinschaft abmarschiren; bleiben, um an der Spitze von 70,000 Mann auf das Aeußerste zu kämpfen; abmarschiren, um sich mit diesen 70,000 Mann auf einen Punkt der Einschließungslinie zu stürzen und den Tod zu finden oder einen Erfolg, wie ihn das Glück zuweilen der Verzweiflung schenkt. Aber daß man sich trennte, daß Jellachich nach Tyrol flüchtete, Erzherzog Ferdinand nach Böhmen, während Mack in Ulm blieb, um eine Capitulation zu unterzeichnen, war das Traurigste, was man nur thun konnte. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß in solchen Lagen die niedergeschlagene menschliche Seele gewöhnlich den unrichtigsten Entschluß faßt. Um gerecht zu sein, müssen wir hinzufügen, daß der General Mack später fortwährend behauptet hat, dieser Trennung der Streitkräfte mit Entschiedenheit entgegen gewesen zu sein.*)

Napoleon hatte die Nacht vom 14. auf den 15. im Kloster Elchingen zugebracht. Am 15. Morgens beschloß er dem Kampfe ein Ende zu machen und gab Marschall Ney den Befehl, die Höhen des

*) Die Oesterreicher haben über ihre Operationen in der ersten Hälfte des Feldzugs von 1805 nie Aufschluß gegeben. Trotzdem sind in Deutschland viele Schriften erschienen, in denen man sich bemüht, Mack mit Vorwürfen zu überhäufen und den Erzherzog Ferdinand in den Himmel zu erheben, um auf solche Weise das Unglück der österreichischen Armee aus der Unfähigkeit eines einzelnen Menschen erklären und gleichzeitig den Ruhm der Franzosen verkleinern zu können. Diese durchgängig ungenauen und ungerechten Schriften führen meist Umstände an, die erdichtet oder ganz unmöglich sind. Mit vieler Mühe habe ich mir ein seltenes Exemplar der Vertheidigung verschafft, welche Mack dem zum Spruch über ihn eingesetzten Kriegsgericht übergeben hat. Diese Schrift ist in einer eigenthümlichen Form und in einem zwangvollen Tone abgefaßt, namentlich, wo vom Erzherzog Ferdinand die Rede ist; obwohl sie mehr declamatorische Betrachtungen als Thatsachen enthält, konnte sie mir doch dienen, die Absichten Mack's bestimmt zu bezeichnen und eine große Anzahl absurder Muthmaßungen zu berichtigen. Ich glaube also in meiner Darstellung die Wahrheit getroffen zu haben, wenigstens so weit dies zu hoffen steht in Rücksicht auf Begebenheiten, deren Verlauf selbst in Oesterreich nicht schriftlich bekannt geworden ist, und deren Zeugen jetzt größtentheils todt sind. Die Hauptpersonen leben nicht mehr, und in Deutschland hat man einen sehr natürlichen, sehr verzeihlichen Grund zur Entstellung der Wahrheit gehabt: nehmlich Schonung der Nationaleitelkeit, indem man alle Schuld auf einen Einzigen wälzte.

Michelsberges zu nehmen. Diese Höhen liegen vor Ulm, wenn man vom linken Ufer kommt, und beherrschen die Stadt, die am Fuße der Höhen hart am Ufer der Donau liegt. Lannes war mit seiner Abtheilung über die Brücke von Elchingen gegangen und flankirte Ney's Angriff. Er sollte den Frauenberg nehmen, der an den Michelsberg angrenzt.

Napoleon befand sich auf dem Schlachtfelde, Lannes zu seiner Seite, und beobachtete auf der einen Seite die Stellung, die Ney angreifen sollte, auf der andern die Stadt Ulm, die im Hintergrunde lag. Plötzlich demaskirte sich eine Batterie der Oesterreicher und beschoß die Gruppe mit Kartätschen. Lannes ergriff die Zügel von Napoleon's Pferde, um den Kaiser aus diesem mörderischen Feuer zu entfernen. Napoleon, der das Feuer ebenso wenig aufsuchte als vermied und sich ihm nur so weit näherte, als nöthig war, um die Dinge mit eigenen Augen beurtheilen zu können, Napoleon nahm einen weniger gefährlichen Platz ein. Indessen setzt Ney seine Colonnen in Bewegung, erklimmt die Höhen des Michelsberges und nimmt sie mit dem Bajonnet. Napoleon fürchtete, daß Ney zu rasch vorgehe, und wollte den Angriff mäßigen, damit Lannes Zeit erhalte, den Frauenberg anzugreifen und so die Aufmerksamkeit des Feindes zu theilen. „Der Ruhm wird nicht getheilt!" antwortet Ney dem General Dumas, der ihm den Befehl bringt, auf Lannes' Angriff zu warten, und er setzt seinen Marsch fort, überwindet alle Hindernisse und gelangt mit seinem Corps auf die andere Seite der Höhen, wo er über der Stadt Ulm steht. Lannes nimmt seinerseits den Frauenberg, und nun steigen Beide von den Höhen, um sich der Seite des Platzes zu nähern. In der Hitze des Gefechtes ersteigt das 17. Regiment, unter den Befehlen des Obrist Vedel, die dem Flusse nächstgelegene Bastion und setzt sich darin fest. Aber die Oesterreicher bemerken die blosgestellte Lage dieses Regiments, werfen es zurück und nehmen ihm einige Gefangene.

Napoleon glaubte den Kampf unterbrechen zu müssen und wollte den Platz erst am folgenden Tage zur Ergebung auffordern oder mit Sturm nehmen, wenn Widerstand geleistet würde. Während dieses Tages hatte Dupont Werneck auf's Neue angegriffen, um ihn zu verhindern, sich in das feste Ulm zu werfen. Napoleon konnte sich

nicht erklären, was hier vorgehe, da er von dem Entkommen eines Theiles der feindlichen Armee nicht unterrichtet war, und schickte daher Murat ab, um Nachrichten einzuziehen. Es wurde ihm nun bald klar, daß mehrere Detachements aus Ulm entkommen sein müßten. Auf der Stelle beauftragte er Murat, mit der Reserve der Reiterei, mit der Division Dupont und Oudinot's Grenadieren die entflohenen Feinde auf das Eifrigste zu verfolgen. Am andern Tage ließ er einige Bomben in die Stadt werfen und gab einem der Offiziere des Generalstabes, Segur, den Befehl, sich zu Mack zu begeben und ihn zur Uebergabe aufzufordern. Da Segur in der Dunkelheit und im schlechtesten Wetter abging, so hatte er die größte Mühe in den Platz zu gelangen. Er wurde mit verbundenen Augen vor den General geführt, der seine Aengstlichkeit möglichst zu verheimlichen strebte, seine Ueberraschung und seinen Schmerz aber nicht ganz unterdrücken konnte, als er das ganze Unglück vor sich sah. Er kannte den Umfang desselben nicht vollkommen; denn er wußte noch nicht, daß mehr denn 100,000 Franzosen ihn umringten, daß 60,000 Andere die Innlinie besetzt hielten, daß die Russen dagegen weit entfernt waren und der Erzherzog Carl, vom Marschall Massena an der Etsch zurückgehalten, nicht zu Hülfe kommen konnte. Jede dieser Nachrichten, die er anfangs nicht glauben wollte, aber bald als wahr erkannte, zerriß sein Herz. Nachdem er sich gegen den Vorschlag zu capituliren lange gesträubt hatte, ging er endlich darauf ein, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm acht Tage Zeit lasse, die Russen zu erwarten. Er sei bereit, sich zu ergeben, sagte er, wenn die Russen in dieser Frist nicht erschienen. Segur hatte Befehl, ihm blos 5, höchstens 6 Tage zu bewilligen. Wenn er sich weigerte, so sollte er ihm mit einem Sturm und mit der härtesten Behandlung der unter seinem Befehl stehenden Truppen drohen.

Der unglückliche General suchte seine Ehre, die jetzt bereits verloren war, darin, statt 6 Tage 8 zu erhalten. Segur zog sich zurück, um dem Kaiser seine Antwort zu überbringen. Die Unterhandlungen dauerten fort, und endlich kam Berthier mit Mack über folgende Bedingungen überein. Wenn bis zum 25. October vor 12 Uhr in der Nacht kein österreichisches oder russisches Corps erschien, das im Stande wäre, Ulm zu entsetzen, so sollte die österreichische Armee

die Waffen strecken, sich kriegsgefangen geben und nach Frankreich geführt werden. Die österreichischen Offiziere durften nach Oesterreich zurückkehren, unter der Bedingung gegen Frankreich nicht mehr zu dienen. Pferde, Waffen, Munition, Fahnen, Alles sollte der französischen Armee anheimfallen.

Der Vertrag wurde am 19. October abgeschlossen, aber vom 17. datirt, wodurch Mack anscheinend die verlangten acht Tage erhielt. Als der Unglückliche im Generalquartier des Kaisers erschien, wo man ihn mit den größten Rücksichten aufnahm, versicherte er wiederholt, daß er das Unglück seiner Armee nicht verschulde; denn er habe sich in Ulm auf Befehl des Hofkriegsraths aufgestellt, und die spätere Trennung seiner Truppen sei wider seinen Willen geschehen.

Diese Capitulation war ein neuer Vertrag von Alessandria, wie man sieht, jedoch ohne das furchtbare Blutbad von Marengo.

Während dieser Zeit machte Murat seinen neulichen Fehler wieder gut, indem er an der Spitze der Division Dupont, der Grenadiere Oudinot's und der Reserve-Cavallerie die Oesterreicher mit wunderbarer Schnelligkeit verfolgte. Er setzte dem General Werneck und dem Erzherzog Ferdinand auf das Aeußerste zu und schwur, daß nicht ein einziger Oesterreicher entkommen solle. Am Abend des 16. Octobers lieferte er dem General Werneck bei Neerenstetten ein Nachtrabsgefecht und nahm ihm 2000 Gefangene ab. Am 17. marschirte er auf Heidenheim und suchte den Feind mit seiner Reiterei zu überflügeln. Der General Werneck und der Erzherzog Ferdinand, die sich jetzt vereinigt hatten, zogen sich gemeinschaftlich zurück. In der Nacht erreichte man Neeresheim zugleich mit Werneck's Nachtrabe. Man brachte ihn in Unordnung und zwang ihn, sich in den Wäldern zu zerstreuen. Am 18. folgte Murat dem Feinde nach Nördlingen, wobei das Regiment Stuart umzingelt wurde und sich ergeben mußte. Da General Werneck sich von allen Seiten umringt sah und mit seiner ermüdeten Infanterie nicht mehr vorwärts konnte, so erbot er sich zu capituliren. Die Capitulation wurde angenommen, und der General legte mit 8000 Mann die Waffen nieder. Drei österreichische Generale wollten trotz der Capitulation mit einem Theile der Reiterei entfliehen. Murat schickte ihnen einen Offizier nach, um sie an ihre Verpflichtung zu erinnern. Sie hörten aber nicht auf ihn und such-

ten ihre Vereinigung mit dem Erzherzog Ferdinand herzustellen. Murat gelobte, sie für ihren Treubruch zu bestrafen und ließ am andern Tage noch schärfer verfolgen. In der Nacht bemächtigte man sich des großen Parks, der aus 500 Wagen bestand.

Die Straße bot ein unbeschreibliches Schauspiel dar. Die Oesterreicher hatten sich auf unsere Verbindungslinien geworfen, unsere Nachzügler gefangen gemacht, viele unserer Wagen und einen Theil der Kriegscasse genommen. Man nahm ihnen das Alles wieder ab und dazu ihr Geschütz, ihre Wagen und ihre Kriegscasse. Man sah Soldaten und Beamte beider Heere in Unordnung fliehen, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollten und wer der Sieger, wer der Besiegte sei. Die Landleute der Oberpfalz schlichen den Fliehenden nach, plünderten sie und schnitten der österreichischen Artillerie die Stränge ab, um sich der Pferde zu bemächtigen. Im Verlaufe seiner Verfolgung gelangte Murat am 19. an die preußische Grenze. Ein preußischer Offizier wollte die Neutralität des Landes geltend machen, da doch den Oesterreichern der Durchmarsch gestattet worden war. Murat drang statt aller Antwort mit Gewalt in Gunzenhausen ein und verfolgte den Erzherzog bis über den Ort hinaus. Am 20. kam er bis jenseits Nürnberg. Der Feind fühlte seine Kräfte schwinden und hielt Stand. Zwischen der Reiterei beider Theile entspann sich ein Gefecht. Nach zahlreichen Angriffen zerstreuten sich die Schwadronen des Erzherzogs und streckten größtentheils die Waffen. Einige Infanterie, die noch übrig war, ergab sich ebenfalls. Der Erzherzog hatte einem Unteroffizier, der ihm sein Pferd gab, zu verdanken, daß er sich retten konnte. Er gewann mit 2000 — 3000 Pferden die Straße nach Böhmen.

Murat glaubte die Verfolgung abbrechen zu müssen. Er war vier Tage ohne zu ruhen marschirt und hatte täglich mehr als zehn Stunden zurückgelegt; seine Truppen erlagen fast den Anstrengungen. Ging er weiter als bis Nürnberg, so entfernte er sich aus dem Operationskreise des Heeres. Ueberdies waren die schwachen Truppenreste des Feindes keiner Verfolgung mehr werth. Murat hatte im Ganzen 12,000 Gefangene gemacht, darunter 200 Offiziere und 7 Generale, 120 Geschütze, 500 Wagen, 11 Fahnen und die Kriegs-

casse erbeutet. Er hatte mithin einen reichlichen Antheil an dem Ruhme dieses unsterblichen Feldzuges.

Der Plan Napoleon's war vollkommen gelungen. Es war jetzt der 20. October, und man hatte in 20 Tagen ohne eine eigentliche Schlacht, blos durch Märsche und einige Gefechte, ein Heer von 80,000 Mann vernichtet. Entkommen waren blos Kienmayer mit 12,000 Mann, Jellachich mit 5 — 6000 und der Erzherzog Ferdinand mit 2 — 3000 Pferden. Man hatte ungefähr 30,000 Gefangene gemacht und bekam noch die 30,000 in Ulm eingeschlossenen Oesterreicher.*) So hatte man im Ganzen 60,000 Mann gefangen genommen, dazu 200 Geschütze erobert, 4 — 5000 Pferde, die unsrer Reiterei sehr gelegen kamen, das ganze Material des österreichischen Heeres und 80 Fahnen. Das französische Heer hatte in Folge der angestrengten Märsche einige Tausend Kranke, und der übrige Verlust an Kampfunfähigen belief sich höchstens auf 2000 Mann.

Da Napoleon in Beziehung auf die Russen beruhigt war, so blieb er gern einige Tage vor Ulm stehen, damit seine Soldaten sich erholen und hauptsächlich wieder zu den Regimentern stoßen konnten; denn die letztern Operationen waren so rasch vor sich gegangen, daß ein Theil der Truppen zurückgeblieben war. — „Unser Kaiser," sagten sie, „hat eine neue Art gefunden, den Krieg zu führen; er schlägt die Feinde mit unsern Beinen statt mit unsern Armen."

Länger als fünf Tage wollte Napoleon jedoch nicht warten, und es lag ihm viel daran, die 3 bis 4 Tage zu gewinnen, die er nach der Capitulation noch warten mußte. Er ließ den General Mack kommen, goß einigen Trost in sein Herz und erhielt eine neue Concession,

*) Nach einer eher zu geringen als übertriebenen Aufzählung hatten die Franzosen Gefangene gemacht

bei Wertingen . . .	2000,
bei Günzburg . . .	2000,
bei Haslach	4000,
zu München	1000,
bei Elchingen . . .	3000,
zu Memmingen . . .	5000,
und auf der Flucht nach Böhmen	12 bis 13,000.
	29 bis 30,000 Mann.

nämlich, daß Ulm am 20. übergeben werden sollte unter der Bedingung, daß Ney bis zum 25. in dem Platze stehen blieb. Der General Mack glaubte seine letzte Pflicht erfüllt zu haben, wenn er bewirkte, daß ein französisches Corps bis zum achten Tage unthätig blieb. Uebrigens vermochte er in seiner Lage sehr wenig. Er willigte daher ein, den Platz am anderen Tage zu verlassen.

Am 20. October 1805 sah Napoleon das österreichische Heer vor sich vorbeiziehen. Er befand sich auf einer kleinen Anhöhe, hinter ihm, auf den Abhängen der Berge, stand sein Fußvolk in einem Halbkreise, gegenüber entfaltete sich die Reiterei in einer langen Linie. Die Oesterreicher defilirten paarweise und legten ihre Waffen beim Eintritt in diese Art vom Amphitheater nieder. Man hatte ein großes Bivouacfeuer angezündet, neben dem Napoleon stand. Der General Mack erschien zuerst und übergab seinen Degen mit den schmerzlichen Worten: „Hier ist der unglückliche Mack!" Napoleon empfing ihn und seine Offiziere mit der größten Freundlichkeit und ließ sie an seiner Seite Platz nehmen. Die Soldaten warfen ihre Gewehre mit einer für sie ehrenvollen Entrüstung weg und wurden diesen Gefühlen nur durch die Neugier entrissen, die sie bei ihrer Annäherung an Napoleon ergriff. Alle verschlangen den furchtbaren Mann mit den Augen, der sie seit zehn Jahren so oft besiegt hatte. Napoleon unterhielt sich mit den österreichischen Offizieren und sagte ihnen laut genug, um von Allen verstanden zu werden: „Ich weiß nicht, weshalb wir uns bekriegen. Mein Wille war es nicht, ich dachte nur an den Krieg mit England, als Ihr Herr mich herausforderte. Sie sehen mein Heer; ich habe in Deutschland 200,000 Mann, und Ihre Gefangenen werden 200,000 Andere sehen, die durch Frankreich marschiren, um den Ersten zu Hülfe zu kommen. Sie wissen selbst, daß ich mit einer geringeren Macht zu siegen verstehe. Ihr Herr muß an den Frieden denken; denn sonst könnte das Haus Habsburg leicht fallen. Ich wünsche keine neuen Staaten auf dem Continente, mein Verlangen geht nach Schiffen, Colonien, einem ausgedehnten Handel, und dieser Ehrgeiz ist Ihnen ebenso nützlich als mir." — Die Offiziere hörten diese Worte schweigend an. Napoleon unterhielt sich darauf mit den bekanntesten der österreichischen Generale und wohnte dem außerordentlichen Schauspiele fünf Stunden lang

bei. 27,000 Mann zogen bei ihm vorbei, in Ulm lagen noch 2 — 3000 Verwundete. Nach seiner Gewohnheit richtete Napoleon am folgenden Tage an seine Soldaten eine Proclamation. Diese lautete wie folgt:

Kaiserliches Hauptquartier Elchingen, am 29. Vendemiaire des Jahres XIV. (21. Oct. 1805.)

„Soldaten der großen Armee!

„In vierzehn Tagen haben wir einen Feldzug beendigt; was „wir beschlossen hatten, ist ausgeführt. „Wir haben die Truppen „des Hauses Oesterreich aus Baiern vertrieben und unsern Verbündeten in seine Staaten wieder eingesetzt. Dieses Heer, das sich so „prahlerisch und unvorsichtig an unsern Grenzen aufstellte, ist vernichtet. Aber was kümmert das England? Sein Zweck ist erreicht, „wir sind nicht mehr in Boulogne.

„Von den 100,000 Mann, die diese Armee bildeten, sind 60,000 „unsere Gefangene; sie werden unsere Conscribirten bei den Feldarbeiten ersetzen. 200 Geschütze, 90 Fahnen, alle Generale sind in „unserer Gewalt; von den Feinden haben blos 15,000 sich retten „können. Soldaten, ich hatte euch eine große Schlacht angekündigt, „aber, Dank sei es den schlechten Combinationen des Feindes, ich „konnte dasselbe Resultat erlangen, ohne euch zu sehr auszusetzen, „und, was in der Geschichte der Nationen beispiellos ist, ein so herrlicher Erfolg schwächt uns blos um 1500 Mann, die kampfunfähig „geworden sind.

„Soldaten, dieses Resultat ist die Folge eures schrankenlosen Zutrauens zu eurem Kaiser, eures seltenen Muthes und der Geduld, „womit ihr Mühen und Entbehrungen aller Art ertrugt.

„Aber wir werden uns damit nicht begnügen; ihr seid ungeduldig, einen zweiten Feldzug zu beginnen. Diese russische Armee, die „das englische Gold von den Endpunkten der Welt herbeigezogen hat, „muß ebenfalls vernichtet werden.

„Bei diesem neuen Kampfe ist hauptsächlich die Ehre des Fußvolks betheiligt. Jetzt muß zum zweiten Male die Frage entschieden „werden, die schon in der Schweiz und in Holland erledigt wurde, „ob das französische Fußvolk das erste oder das zweite in Europa ist. „Es giebt da keine Generale, gegen die ich Ehre gewinnen könnte;

„meine ganze Sorge wird darauf gerichtet sein, den Sieg mit so we-„nig Blutverlust als möglich zu erringen. Meine Soldaten sind „meine Kinder.“

Am Tage nach der Uebergabe von Ulm begab sich Napoleon nach Augsburg, um den Inn vor den Russen zu erreichen, nach Wien zu marschiren und so die vier gegen sein Reich gerichteten Angriffe durch die Besetzung der österreichischen Hauptstadt zu vereiteln.

Daß wir doch nicht genöthigt wären, auf die Darstellung der glücklichsten Ereignisse einen Bericht der traurigsten Art unmittelbar folgen lassen zu müssen! Während derselben Tage des Monats October, die für Frankreich auf immer ruhmwürdig sind, traf unsere Flotte der härteste Schlag. Die Geschichte, deren Aufgabe es ist, die Triumphe und die Niederlagen der Nationen wechselsweise zu erzählen und die wißbegierigen Nachkommen dieselben Gefühle der Freude und des Schmerzes empfinden zu lassen, welche die früheren Generationen bewegten, deren Leben sie darstellt, die Geschichte muß nach den wunderbaren Thaten von Ulm die furchtbare Scene der Zerstörung schildern, die zu derselben Zeit an der spanischen Küste im Angesicht des Caps Trafalgar stattfand.

Als der unglückliche Villeneuve von Ferrol auslief, wollte er nach dem Canal segeln, um zu den großen Zwecken des Kaisers mitzuwirken; aber ein unwiderstehliches Gefühl führte ihn nach Cadiz zurück. Die Nachricht von der Vereinigung Nelson's mit den Admiralen Calder und Cornwallis erfüllte ihn mit einer Art von Entsetzen. In gewisser Beziehung war diese Nachricht wahr, da Nelson bei seiner Rückkehr nach England den Admiral Cornwallis vor Brest besucht hatte, aber in der Hauptsache war sie falsch; denn Nelson war vor Brest nicht geblieben, sondern nach Portsmouth gesegelt. Der Admiral Calder war allein nach Ferrol zurückgekehrt und dort erst nach dem Auslaufen Villeneuve's erschienen. So segelten diese Befehlshaber einer dem andern vergebens nach, wie es auf dem ungeheuern Raume der Meere so häufig geschieht, und wäre Villeneuve fest geblieben, so hätte er vor Brest blos Cornwallis ohne Nelson und Calder gefunden. Er ließ sich die schönste Gelegenheit entschlüpfen, doch kann man nicht sagen, welches das Resultat dieser außerordentlichen Unternehmung gewesen wäre, wenn Napoleon vor den Thoren von

London gestanden hätte, während die österreichischen Heere am Rheine erschienen. Vielleicht hätte die Schnelligkeit, mit der er seine Schläge zu führen wußte, die Entscheidung gebracht, wenn anders 40 Tage, d. h. die Zeit vom 20. August bis zum 30. September, hinreichend gewesen wären, um England zu unterjochen.

Als Villeneuve Ferrol verließ, wagte er dem General Lauriston nicht zu sagen, daß er nach Cadiz segele. Als er jedoch auf dem Meere war, verhehlte er ihm die Unruhe nicht länger, die ihn bestimmte, sich vom Canal nach dem äußersten Endpunkte der Halbinsel zu entfernen. Auf die lebhaften Vorstellungen des Generals Lauriston kam er für kurze Zeit zu dem Entschlusse zurück, nach dem Canal zu segeln, und ließ nordöstlich steuern. Da aber ein widriger Wind, der direct aus Nordosten wehte, anhielt, so beschloß er definitiv nach Cadiz zu gehen, obgleich er Napoleon's Zorn zu erregen fürchten mußte. Am 20. August erschien er im Angesicht von Cadiz. Diesen Hafen blokirte gewöhnlich ein englisches Geschwader von geringer Stärke. Villeneuve konnte mit seinen vereinigten Flotten dieses Geschwader nehmen, wenn es sich zeigte. Aber immer von derselben Furcht verfolgt, schickte er einige Schiffe voraus, um sich zu überzeugen, ob vor Cadiz nicht etwa eine feindliche Streitmacht liege, warnte auf diese Weise die englischen Kreuzer und gab ihnen Zeit, die Flucht zu ergreifen. Als der Admiral Ganteaume im Jahre 1801 den Zweck seiner Expedition nach Aegypten verfehlte, da nahm er wenigstens den Swiftsure; Villeneuve hatte nicht einmal den schwachen Trost, als Entschädigung für seine unnütze Fahrt mit einigen feindlichen Schiffen in Cadiz einzulaufen.

Er fürchtete von Seiten Napoleon's einen heftigen Ausbruch des Zorns und brachte einige Tage in völliger Verzweiflung zu. Er täuschte sich nicht. Daß er bei seinem Auslaufen aus Ferrol eine verschiedene Sprache geführt hatte, hielt Napoleon für Doppelzüngigkeit, daß er die Rückkehr der Flotte nach Cadiz Lallemand nicht angezeigt hatte, erschien ihm als Verrath, da der Letztere dadurch der Gefahr ausgesetzt wurde, vor Brest allein zu erscheinen. Hauptsächlich gab er aber Villeneuve das Mißlingen seines größten Planes schuld, gab ihm deshalb die schimpflichsten Namen und nannte ihn sogar einen Feigling und Verräther. Villeneuve war keines von Bei=

den. Er war ein tapferer Soldat und ein guter Bürger; aber die Unerfahrenheit der französischen Seeleute, die Mangelhaftigkeit des Materials, die gänzliche Zerrüttung der spanischen Marine entmuthigten ihn so sehr, daß er eine gänzliche Niederlage voraussah. Er sah nicht genug ein, was Napoleon von ihm verlange, nämlich nicht zu siegen, sondern sich schlagen zu lassen, wenn nur der Canal frei werde. Hatte er diese furchtbare Bestimmung vielleicht auch verstanden, so besaß er doch nicht so viel Resignation, sich ihr zu unterwerfen. Man wird bald sehen, daß er dasselbe Opfer doch bringen mußte, aber ohne damit ein so glänzendes Resultat zu erreichen.

Bei dem Strome von Begebenheiten, der ihn umwogte, verlor Napoleon den Admiral Villeneuve bald aus dem Gesicht. Ehe er indessen nach den Ufern der Donau abreiste, warf er einen letzten Blick auf seine Marine und überlegte, wie er sie verwenden könne. Er befahl, die Flotte von Brest in mehrere Geschwader aufzulösen, ganz nach dem Plane von Decrès, welcher darin bestand, vor der Hand jede große Seeschlacht zu vermeiden und bis zur besseren Ausbildung unserer Marine kleine Expeditionen zu unternehmen, die den Engländern schwer erreichbar waren, ihrem Handel sehr schaden mußten und zur Ausbildung unserer Seeleute viel beitrugen. Außerdem war es sein Zweck, dem schwachen Heere unter Saint-Cyr die Unterstützung der Flotte von Cadiz und der auf ihr befindlichen Landungstruppen zu verschaffen. Er berechnete, daß diese Flotte, die nach ihrer Vereinigung mit der Division von Carthagena 46 Linienschiffe zählte, eine Zeitlang das Mittelmeer beherrschen, die schwachen englischen Geschwader verjagen und dem General Saint-Cyr wichtige Hülfe leisten würde. Er befahl ihr daher, Cadiz zu verlassen, in das Mittelmeer einzulaufen, die Division von Carthagena an sich zu ziehen und nach Tarent zu segeln. Wären die Engländer vor Cadiz erschienen, so sollte Villeneuve, wenn er den Vortheil der Zahl für sich hätte, sich nicht einschließen lassen, da es besser war, geschlagen zu werden, als sich durch ein schwaches Benehmen zu entehren.

Der Admiral Decrès meldete Villeneuve alle Worte des Kaisers nicht, aber er zählte ihm, mit Weglassung der beschimpfenden Ausdrücke, alle die Vorwürfe auf, denen er sich durch sein Benehmen ausgesetzt habe, und verschwieg ihm nicht, daß er große Dinge aus-

führen müsse, wenn er die Achtung des Kaisers wieder gewinnen wolle.

Indem er ihn von seiner neuen Bestimmung unterrichtete, befahl er ihm unter Segel zu gehen, Carthagena, Neapel und Tarent der Reihe nach zu berühren und die erhaltenen Weisungen auszuführen. Er meldete ihm, der Kaiser wolle, daß die französische Marine nie den Kampf ausschlage, sobald die Engländer an Zahl schwächer seien. Darauf beschränkte er sich und verschwieg sowohl die ganze Wahrheit, wie auch den Umstand, daß der Kaiser lange auf einer großen Seeschlacht bestanden habe, obgleich dieselbe jetzt unnütz geworden war. So trug jeder zu der großen Niederlage bei, Napoleon durch seinen Zorn, Decrès durch seine Zurückhaltung, Villeneuve durch seine Verzweiflung.

Vor seiner Abreise nach Straßburg ertheilte Napoleon Decrès einen letzten Befehl, bezüglich auf die Seeoperation. — „Ihr Freund Villeneuve," sagte er, „wird wahrscheinlich zu feig sein, um aus Cadiz auszulaufen. Schicken Sie den Admiral Rosily ab, damit er den Oberbefehl über die Flotte übernimmt, wenn dieselbe nicht bereits ausgelaufen ist, und befehlen Sie Villeneuve, daß er nach Paris kommt und mir über sein Benehmen Rechenschaft giebt." — Decrès hatte nicht die Kraft, Villeneuve mit diesem neuen Unglück bekannt zu machen, und begnügte sich damit, ihm die Abreise Rosily's anzuzeigen, ohne den Grund anzugeben. Er gab Villeneuve nicht den Rath, unter Segel zu gehen, ehe Rosily ankomme, hoffte aber, daß er dies thun werde. In seinem Schwanken zwischen einem unglücklichen Freunde, dessen Fehler er keineswegs verkannte, und dem Kaiser, dessen Befehl er für unvorsichtig hielt, beging er den sehr häufigen Fehler, die Dinge sich selbst zu überlassen, statt die Verantwortlichkeit der Leitung zu übernehmen.*)

Als Villeneuve die Briefe des Ministers empfing, errieth er Alles, was Jener ihm nicht sagte, und fühlte sich höchst unglücklich, wie

*) Ueber die Ursachen des Auslaufens der Flotte von Cadiz und der Seeschlacht bei Trafalgar sind eine Menge Vermuthungen aufgestellt worden. Wahr ist nur, was wir hier berichten. Unsere Erzählung ist aus der echten Correspondenz Napoleons und der Admirale Decrès und Villeneuve geschöpft.

dies nicht anders sein konnte. Was ihn am schmerzlichsten berührte, war der unverdiente Vorwurf der Feigheit, den er aus den halben Worten seines Freundes und Beschützers herauslas. Er antwortete Decrès: „Die Seemänner aus Paris und den Departements sind ebenso thöricht als unwürdig, wenn sie mich mit Steinen werfen. Sie bereiten sich selbst das harte Urtheil vor, das sie später treffen wird. Mögen sie an Bord der Geschwader kommen und sehen, mit welchen Elementen wir kämpfen sollen. Wenn übrigens der französischen Marine nichts fehlt als Kühnheit, wie man behauptet, so wird der Kaiser bald zufrieden gestellt sein und kann auf glänzende Erfolge rechnen."

Diese bitteren Worte enthielten die Andeutung dessen, was bald kommen sollte. Villeneuve traf die Vorbereitungen zu einer neuen Ausfahrt, ließ die Truppen ausschiffen, um ihnen Ruhe zu gewähren, und die Kranken, um sie zu heilen. Mit den ärmlichen Mitteln Spaniens besserte er seine Schiffe aus, verschaffte sich auf drei Monate Lebensmittel und organisirte die verschiedenen Theile seiner Flotte. Auf seinen Rath entledigte sich der Admiral Gravina seiner schlechten Schiffe, indem er sie gegen bessere aus dem Arsenal von Cadiz austauschte. Darüber verfloß der ganze Monat September. Die Flotte gewann viel, was das Material betrifft, das Personal blieb dasselbe. Die französischen Mannschaften hatten auf einer beinahe achtmonatlichen Fahrt einige Erfahrung gewonnen und waren ebenso eifrig als gehorsam. Einige der Capitaine waren ausgezeichnet. Aber unter den Offizieren befand sich eine zu große Anzahl solcher, die neuerdings die Handelsmarine verlassen hatten und weder Erfahrung, noch militairischen Geist besaßen. Der Unterricht war zu sehr vernachlässigt, namentlich was die Bedienung der Geschütze betrifft. Unsere Matrosen waren damals noch nicht die geschickten Artilleristen, die sie geworden sind, seitdem man diesem Zweige ihrer Erziehung eine größere Sorgfalt geschenkt hat. Ferner fehlte unserer Marine ein System der Seetaktik, das der neuen Kampfweise der Engländer angemessen war. Diese stellten sich nicht mehr in zwei Schlachtlinien auf, wie man es früher machte, rückten nicht mehr methodisch vor, indem ein jedes Schiff seine Reihenfolge behauptete und das nächste Fahrzeug der feindlichen Linie angriff, son-

dern hatten seit Rodney und Nelson die Gewohnheit angenommen, kühn vorwärts zu gehen, und keine andere Reihenfolge anzunehmen, als die aus der verschiedenen Geschwindigkeit der Schiffe hervorging, sich auf die feindliche Flotte zu werfen, sie zu durchbrechen und einen Theil abzuschneiden, um ihn zwischen zwei Feuer zu bringen. Die Erfahrung, die Geschicklichkeit und das Vertrauen ihrer Schiffsmannschaften auf den Erfolg gaben ihnen bei diesen kühnen Unternehmungen stets eine Ueberlegenheit über ihre Feinde, die minder geschickt und erfahren waren, wenn sie auch ebenso viel und vielleicht mehr Muth besaßen. Die Engländer hatten auf dem Meere mithin eine ähnliche Revolution durchgeführt, wie Napoleon auf dem Lande. Nelson, der zu dieser Revolution viel beigetragen hatte, besaß nicht den überlegenen und Alles umfassenden Geist eines Napoleon; weit gefehlt; denn in Dingen, die sein Fach nicht berührten, zeigte er sich sogar beschränkt. Aber seines Faches war er vollkommen Meister, war entschlossen, verständig und besaß in einem hohen Grade alle Eigenschaften für den Angriffskrieg: Thätigkeit, Kühnheit und raschen Ueberblick.

Villeneuve, der Geist und Muth besaß, aber nicht jene Festigkeit, die dem Feldherrn so nöthig ist, wußte recht gut, worin unsere Kampfesweise fehlerhaft war. Er hatte über diesen Gegenstand an Decrès die verständigsten Briefe geschrieben, und dieser theilte seine Ansicht, wie alle Seeleute; aber er hielt es für unmöglich, mitten im Kriege neue Instructionen auszuarbeiten und seine Capitaine so vertraut damit zu machen, daß sie dieselben bei der nächsten Schlacht anwenden könnten. Bei der Seeschlacht von Ferrol hatte er indeß den Engländern ein unerwartetes Manöver entgegengesetzt, daß Napoleon und Decrès höchlich billigten. Als sich der Admiral Calder damals in Colonne auf den Endpunkt seiner Linie warf, um die dort aufgestellten Schiffe abzuschneiden, wußte er sie ihm geschickt zu entziehen. Als aber die Schlacht einmal im Gange war, verstand er nicht mehr zu manövriren, ließ einen Theil seiner Streitkräfte müssig, und als dann eine einfache Vorwärtsbewegung seiner ganzen Linie genügte, um zwei entmastete spanische Schiffe wieder zu nehmen, wagte er diese Bewegung nicht vorzuschreiben. Dennoch zeigte er in dieser Schlacht nach dem Urtheile Napoleon's wahres Talent, aber

zu wenig Charakter. Später gab er seinen Capitainen blos die eine Instruction, den Signalen, die er während der Schlacht geben werde, zu gehorchen, wenn der Stand des Windes zu manövriren gestatte, wenn dies aber nicht der Fall sei, ihr Möglichstes zu thun, um in den Bereich des Feuers zu kommen und sich einen Gegner zu suchen. — „Man muß nicht auf die Signale des Admirals warten," sagte er; „denn dieser kann in der Verwirrung einer Seeschlacht häufig nicht beurtheilen, was vorgeht, vermag oft keine Befehle zu ertheilen und noch häufiger sie nicht zur Kenntniß des Betheiligten zu bringen. Jeder muß nur auf die Stimme der Ehre hören und stets die bedrohtesten Punkte aufsuchen. Jeder Capitain steht auf seinem Posten, wenn er im Feuer ist. —" Selbst Bruix, der doch Villeneuve weit überlegen war, hatte seinen Offizieren keine andern Befehle ertheilt. Wenn bei unsern Seeschlachten jeder Capitain diese einfachen Vorschriften befolgt hätte, so würden die Engländer weniger Triumphe gezählt oder sie doch theuer bezahlt haben.

Was den Admiral Villeneuve hauptsächlich beunruhigte, war der Zustand der spanischen Flotte. Sie besaß einige schöne und große Schiffe, unter ihnen die Santissima Trinidad von 140 Kanonen, das größte Linienschiff Europa's. Aber diese ungeheuern Kriegsmaschinen, die an den alten Glanz der Marine unter Carl III. erinnerten, waren wie die türkischen Schiffe dem Schein nach vortrefflich, aber unnütz in der Gefahr. Die Entblößung der spanischen Arsenale hatte nicht gestattet, sie angemessen zu betakeln, und die Schiffsmannschaften waren von einer verzweifelten Schwäche. Man hatte in den Seestädten der Halbinsel Leute aller Art aufgerafft, die weder Kenntnisse, noch Erfahrung hatten und sich in keiner Beziehung mit den alten englischen Matrosen messen konnten, wenn auch das edle spanische Blut in ihren Adern floß. Die Offiziere waren der Mehrzahl nach nicht besser als die Matrosen. Einige indessen, wie der Admiral Gravina und der Viceadmiral Alava, wie die Capitaine Valdes, Churruca und Galiano waren der schönsten Zeiten der spanischen Marine würdig.

Villeneuve, der um jeden Preis beweisen wollte, daß er nicht feig sei, verwendete den Monat September und die ersten Tage des Octobers dazu, um einige Ordnung in die beiden Marinen zu brin-

gen. Er bildete zwei Geschwader, das eine zur Schlacht, das andere zur Reserve. Er selbst übernahm den Befehl über das Schlachtgeschwader, das aus 21 Linienschiffen bestand, und theilte es in drei Divisionen, jede von 7 Linienschiffen. Unter seinem directen Befehle stand die Division des Centrums; der Admiral Dumanoir, dessen Flagge auf dem Formidable wehte, befehligte die Nachhut, der Viceadmiral Alava, der seine Flagge auf der Santa Anna aufgezogen hatte, das Vordertreffen. Das Reservegeschwader bestand aus 12 Linienschiffen in 2 Divisionen. Der Admiral Gravina war der Anführer dieses Geschwaders, und unter ihm befehligte der Admiral Magon auf dem Algesiras die zweite Division. Mit diesem Reservegeschwader gedachte Villeneuve unvorhergesehene Manövres des Feindes abzuweisen, wenn anders der Wind ihm selbst das Manövriren gestatte. Im entgegengesetzten Falle vertraute er der Ehre seiner Capitaine, daß sie am Gefecht Theil nehmen würden.

Das vereinigte Geschwader bestand aus 33 Linienschiffen, 5 Fregatten und 2 Briggs. In seiner Ungeduld, unter Segel zu gehen, wollte Villeneuve am 8. October einen Ostwind benutzen, um die Rhede zu verlassen; aber drei der spanischen Linienschiffe waren mit ihren Vorbereitungen eben erst fertig geworden und hatten ihre Mannschaften nicht früher, als am Abend vorher, bekommen; es waren die Santa Anna, der Rayo und der San Justo. Sie konnten wohl mit der Flotte aussegeln, waren aber unfähig, in einer Schlachtlinie ihren Platz einzunehmen. Dies machten die spanischen Offiziere bemerklich. Um sich gegen die Verantwortlichkeit zu decken, versammelte Villeneuve einen Kriegsrath. Die tapfersten Offiziere beider Flotten erklärten, sie seien bereit, überall hinzugehen, wohin es auch sein müsse, um die Pläne des Kaisers zu fördern, aber es sei eine höchst gefährliche Unvorsichtigkeit, wenn man sich dem Feinde mit den Schiffen in ihrem jetzigen Zustande sogleich entgegenstellen wolle; es sei leicht möglich, daß die Flotte, nachdem sie die Rhede verlassen, in wenigen Stunden auf ein englisches Geschwader von gleicher oder größerer Stärke stoße, und in diesem Falle treffe sie unfehlbar Vernichtung; es sei besser, irgend eine günstige Gelegenheit zu erwarten, z. B. eine Trennung der englischen Streitkräfte, und inzwischen die Organisation der Schiffe zu vollenden.

Villeneuve schickte diese Verhandlung nach Paris und fügte seine eigene Ansicht hinzu, welche gegen jede große Schlacht ging. Er übersandte die unnützen Documente aber nur deshalb, um seine ruhige Resignation noch mehr hervortreten zu lassen, und fügte hinzu, er sei entschlossen, mit dem ersten Ostwinde abzusegeln.

Er wartete daher auf einen günstigen Augenblick, um Cadiz auf jede Gefahr hin zu verlassen. So stand er denn endlich dem furchtbaren Nelson gegenüber, dessen Bild ihn auf allen Meeren verfolgt und unfähig gemacht hatte, seine große Aufgabe zu erfüllen. Und jetzt fürchtete er diesen Gegner nicht mehr; denn seine Seele, deren Spannkraft die Verzweiflung erhöht hatte, sehnte sich nach Gefahren, ja selbst nach einer Niederlage, weil diese den Beweis lieferte, wie Recht er gehabt habe, ein Zusammentreffen mit der englischen Marine zu vermeiden.

Nelson hatte einen Augenblick die englischen Ufer berührt, die er nicht mehr wiedersehen sollte, und war dann nach Cadiz gesegelt. Er befehligte eine der Flotten, welche die britische Admiralität, nach zwei Jahren die Pläne Napoleon's endlich errathend, in dem Canal vereinigt hatte. Nach Cadiz führte ihn das auf dem Ocean verbreitete Gerücht, daß Villeneuve dorthin zurückgekehrt sei.

Nelson hatte beinahe dieselben Kräfte zu seiner Verfügung wie Villeneuve, d. h. 33 bis 34 Linienschiffe, die aber alle durch lange Fahrten erprobt waren. Außerdem hatte er über die vereinigte Flotte Spaniens und Frankreichs den Vortheil, den ein blokirendes Geschwader stets über ein blokirtes besitzt. Spanische Spione hatten ihn von allen Vorbereitungen Villeneuve's genau unterrichtet, und er zweifelte deshalb nicht, daß es bald zum Kampfe kommen werde. Für diesen Fall hatte er den englischen Offizieren Instructionen gegeben, die seitdem bekannt geworden sind und von allen Seemännern bewundert werden.

Er schrieb ihnen sein Lieblingsmanövre vor, indem er ihnen seine Motive erklärte. — „Wenn man sich in Linie aufstellt," sagte er, „so verliert man zu viel Zeit; denn nicht alle Schiffe haben im Winde gleiche Führung, und es entsteht noch der Nachtheil, daß das Geschwader seine Bewegungen nach den schlechtesten Seglern einrichten muß. Man giebt dadurch dem Feinde Zeit zur Flucht, und dazu

darf es jetzt am wenigsten kommen." — Nelson vermuthete, daß Villeneuve die Division Lallemand und vielleicht auch die von Carthagena an sich gezogen habe und mithin über 46 Linienschiffe verfügen könne. Er selbst hoffte seine Schiffszahl durch erwartete Verstärkungen auf 40 zu bringen und wollte sich um so weniger in einer Schlachtlinie aufstellen, je zahlreicher seine Flotte wäre. Er hatte daher befohlen, zwei Colonnen zu bilden, die eine unter seinem eignen Befehl, die andere unter dem Viceadmiral Collingwood. Beide sollten sich auf die feindliche Linie werfen, ohne eine andere Ordnung zu beobachten, als die durch die verschiedene Schnelligkeit der Schiffe gegebene, diese Linie an zwei Stellen, im Centrum und nach dem Endpunkte hin durchbrechen, die abgeschnittenen Fahrzeuge umzingeln und zerstören. — „Der Theil der feindlichen Flotte, der nicht in den Kampf verwickelt wird," fügte er hinzu, indem er sich auf die zahlreichen Erfahrungen des Jahrhunderts berief, „wird den angegriffenen Schiffen schwer zu Hülfe kommen können, und der Sieg ist entschieden, ehe er eintrifft." — Man konnte die Folgen eines solchen Manövers nicht scharfsinniger und richtiger voraussehen. Nelson hatte seine Unterbefehlshaber im Voraus mit seinen Gedanken vertraut gemacht und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, sie zur Ausführung zu bringen. Um seinen Gegner nicht zu sehr einzuschüchtern, schloß er Cadiz nicht enge ein. Er beobachtete die Rhede blos durch einige Fregatten, er selbst kreuzte mit seinen Linienschiffen in der großen Bucht vor der Meerenge und hielt sich von den Küsten sorglich entfernt.

Von dem wahren Zustande Villeneuve's genau unterrichtet, der weder Lallemand noch Salcedo an sich gezogen hatte, nahm er keinen Anstand, vier Linienschiffe in Gibraltar zu lassen, eins dem nach England abberufenen Admiral Calder zu geben und ein anderes nach Gibraltar zurückzuschicken, um sich mit Wasser zu versehen. Dieser Umstand wurde in Cadiz bekannt und bestärkte Villeneuve in seinem Entschluß, unter Segel zu gehen. Er hatte die Engländer auf 33—34 Linienschiffe geschätzt und war entzückt zu hören, daß sie nicht so stark seien. Er schätzte sie sogar schwächer, als sie wirklich waren, nämlich auf 23 bis 24 Schiffe.

Unter diesen Umständen kamen in Cadiz die letzten Depeschen

aus Paris an, welche die Abreise des Admirals Rosily ankündigten. Anfangs wurde er davon wenig berührt. Unter dem Gewicht einer zu großen Verantwortlichkeit fast erliegend, erleichterte ihn der Gedanke, daß er unter einem Anführer, der durch Alter und Dienstgrad sein Vorgesetzter war, ehrenvoll dienen und sich tapfer schlagen werde. Aber bereits war der Admiral Rosily in Madrid, und noch immer meldete Villeneuve keine Depesche die Stellung, die ihm unter dem neuen Admiral bestimmt sei. Er begann daher zu glauben, daß man ihn absetzen wolle, daß er die Gelegenheit verlieren werde, seine Ehre durch Tapferkeit im Kampfe herzustellen. Um dieser Schande zu entgehen, benutzte er seine Instructionen, die ihn autorisirten und sogar anwiesen, wenn der Feind an Zahl schwächer sei, den Hafen zu verlassen. Auf der Stelle gab er das Signal dazu. Am 19. October (27. Vendémiaire) bei einem schwachen Südostwind schickte er den Gegenadmiral Magon über die Rhede hinaus. Dieser machte auf ein Linienschiff und einige Fregatten des Feindes Jagd und ankerte Nachts außerhalb der Rhede. Am folgenden Tage segelte Villeneuve selbst mit der ganzen Flotte ab. Der schwache und veränderliche Wind blies aus Osten. Die Flotte steuerte südlich, an der Spitze segelte die Reserve unter Admiral Gravina. Die ganze Stärke betrug 33 Linienschiffe, 5 Fregatten und 2 Briggs. Die französischen Schiffe manövrirten gut, aber die spanischen ziemlich schlecht, wenigstens der Mehrzahl nach.

Obgleich man den Feind noch nicht sah, so ließ doch die Bewegung seiner Fregatten schließen, daß er nicht fern sei. Ein Linienschiff, der Achilles, entdeckte ihn endlich, sah und signalisirte aber blos 18 Segel. Man glaubte einen Augenblick, daß die Engländer weit schwächer an Zahl seien. Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in Villeneuve's Seele auf; es war der letzte seines Lebens.

Am Abend befahl er, sich nach der Reihenfolge der Schnelligkeit zur Schlacht aufzustellen und auf das Schiff, das am weitesten unter dem Winde sei, eine Linie zu bilden. Der Wind war veränderlich. Man steuerte südöstlich, d. h. nach dem Eingange der Meerenge zu. Auf allen Schiffen der Flotte war das Signal zum Kampf aufgezogen.

Während der Nacht sah und hörte man unaufhörlich die Signale

der englischen Fregatten, die durch Lichter und Kanonenschüsse Nelson die Richtung unsrer Flotte anzeigten. Bei Tagesanbruch wehte der Wind, der noch immer schwach und veränderlich war, aus Westen, das Meer ging hohl, die Wellen stiegen hoch empor, aber ohne sich zu brechen, und man entdeckte jetzt den Feind, in mehrere Gruppen vertheilt, deren Anzahl Einige auf zwei, Andere auf drei angaben. Er segelte der französischen Flotte entgegen und war von ihr noch fünf bis sechs Stunden entfernt.

Villeneuve befahl auf der Stelle, die Linie regelmäßig zu bilden, und zwar so, daß jedes Schiff die Stellung behielt, die es in der Nacht eingenommen hatte, und sich so nahe als möglich an seinen Nachbar anschloß. Den Wind hatte man zur Rechten. Die Linie wurde ziemlich schlecht gebildet. Die Wellen gingen hoch, der Wind war schwach, und man manövrirte mit großer Schwierigkeit, lauter Umstände, welche die Unerfahrenheit der Mannschaft noch bedauerlicher machten.

Das Reservegeschwader, 12 Linienschiffe stark, segelte unabhängig von der Hauptflotte. Es hatte sich beständig in der Richtung oberhalb des Windes gehalten, was ein Vortheil war; denn wenn es sich treiben ließ, d. h. dem Winde nachgab, so konnte es sich stets mit dieser vereinigen und eine den Umständen angemessene Stellung annehmen, z. B. den Feind zwischen zwei Feuer bringen. Ließ sich die Aufstellung eines Reservegeschwaders rechtfertigen, so war es gewiß für den Fall, in dem man sich befand. Der Admiral Gravina, der in der Schlacht rasch und richtig zu urtheilen pflegte, bat Villeneuve durch ein Signal, unabhängig manövriren zu dürfen. Villeneuve verweigerte es ihm aus Motiven, die man Mühe hat zu begreifen. Vielleicht fürchtete er, daß das Reservegeschwader durch seine vorgerückte Stellung bloßgestellt werde, und verzweifelte an der Möglichkeit, ihm zu Hülfe zu kommen, da er sich unter dem Winde befand. Dieser Grund war an und für sich nicht ausreichend; denn wenn er jenem Geschwader sich nicht nähern konnte, so vermochte er es doch zu jeder Zeit an sich heranzuziehen. Indem er es mit in die Linie eintreten ließ, beraubte er sich für immer eines beweglichen Detachements, das zum Manövriren die beste Stellung hatte, und verlängerte nutzlos seine schon zu lange Linie. Nichtsdestoweniger

befahl er dem Admiral Gravina, sich der Hauptflotte anzuschließen. Diese Signale waren dem ganzen Geschwader sichtbar. Der Gegenadmiral Magon, der nicht minder glückliche Eigenschaften besaß als der Admiral Gravina, bemerkte die Bitte und die Antwort an den Masten der beiden Generale und rief laut aus, daß sein ganzer Stab es hörte: „das ist ein arger Fehler.“

Gegen halb neun Uhr wurde die Absicht des Feindes deutlicher. Die verschiedenen Gruppen des englischen Geschwaders, die jetzt weniger schwer zu unterscheiden waren, schienen sich in zwei Colonnen vereinigt zu haben. Sie verriethen deutlich den Plan Nelson's, unsere Linie an zwei Punkten zu durchbrechen. Mit vollen Segeln kamen sie heran und hatten den Wind hinter sich, wodurch ihr Plan sehr begünstigt wurde, da sie mit Westwind herbeisegelten, unsere Linie aber von Nord nach Süd mit einer geringen Neigung nach Ost sich ausdehnte. Die erste Colonne, nördlich von unserer Stellung befindlich und 12 Linienschiffe stark, von Nelson selbst befehligt, bedrohte unser Hintertreffen. Die zweite, südlich von der ersten aufgestellt, 15 Linienschiffe stark, von Collingwood befehligt, bedrohte unser Centrum. Von jenem Instinct geleitet, der uns immer die bedrohten Punkte anzeigt, wollte Villeneuve seinem Hintertreffen zu Hülfe kommen und sich zugleich mit Cadiz in Verbindung erhalten, das im Norden im Rücken der Flotte lag und im Fall eines Unglücks als Zufluchtsort dienen konnte. Er gab daher das Signal, alle Schiffe zugleich zu wenden, wobei jedes Schiff sich um sich drehte, die Linie ebenso blieb wie zuvor, nur daß sie jetzt nach Norden zurücksegelte, statt ihren Lauf nach Süden fortzusetzen.

Diese Bewegung hatte keinen andern Vortheil, als daß man sich Cadiz mehr näherte. Die beiden feindlichen Colonnen, die von der Seite heransegelten, konnten unsere Linie noch immer an zwei Punkten durchbrechen. Jetzt mußte man mehr denn je bedauern, daß das Reservegeschwader seine unabhängige Stellung im Winde aufgegeben hatte; denn es hätte jetzt gegen eine der beiden feindlichen Truppen manövriren können. Nun ließ sich nichts mehr ausführen, als die Linie enger und regelmäßiger zu machen und diejenigen Schiffe, die unter dem Winde waren und Lücken ließen, an ihren Posten zurückzuführen. Dies war den Schiffen jedoch nicht leicht,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

vorzüglich bei diesem Winde und bei der Unerfahrenheit der Mannschaft. Man konnte die Linie treiben lassen, um so zu den Schiffen unter dem Winde zu gelangen. Aber dann enstanden vielleicht neue Unregelmäßigkeiten, die noch schlimmer waren als die vorhandenen. Man stand daher davon ab. Die Linie war vorzüglich darum schlecht, weil der Zwischenraum zwischen den einzelnen Schiffen ungleich war, mehrere derselben hinter ihrem Posten oder rechts davon standen. Da der veränderliche Wind auf das Centrum und das Hintertreffen mehr eingewirkt hatte, so entstand an diesen Theilen ein Gedränge. Villeneuve wollte dem abhelfen, vervielfachte seine Signale und erreichte doch nichts, dem guten Willen und Gehorsam aller Welt zum Trotz. Die Fregatten, die ihre Stellung zur Rechten unter dem Winde der Flotten hatten, jede auf der Höhe ihres Admiralschiffs, waren etwas zu weit entfernt, um anders als durch Wiederholung der Signale Dienste leisten zu können.

Endlich, gegen 11 Uhr Morgens, erreichten die beiden englischen Colonnen mit vollen Segeln vor dem Winde gehend die französisch-spanische Flotte. Sie segelten in der Stellung, die jedem Schiff seine Schnelligkeit anwies, wovon nur die Dreidecker eine Ausnahme machten, die der Vorsicht wegen an die Spitze gestellt worden waren. Sie zählten deren 7, wir blos 4, unglücklicherweise lauter Spanier. Auf diese Weise waren die Engländer von gleicher Stärke, obgleich sie unsern 33 Linienschiffen blos 27 entgegenstellen konnten; denn sie besaßen dieselbe Anzahl von Feuerschlünden. Sie hatten ihre Erfahrung für sich, ihre Gewohnheit zu siegen, einen großen Anführer und an diesem Tage sogar die Gunst des Glücks; denn der Vortheil des Windes war auf ihrer Seite. Uns fehlten alle diese Bedingungen des Erfolgs, aber wir besaßen eine Tugend, die zuweilen das Geschick beschwören kann, den Entschluß, bis zum Tode zu kämpfen.

Man war einander auf Kanonenschußweite nahe gekommen. Villeneuve hatte einen auf dem Meere sehr häufigen, aber diesmal sehr nachtheiligen Befehl gegeben, nämlich den, nur in großer Nähe zu schießen. Da die beiden englischen Colonnen eine dichte Masse von Schiffen darboten, so mußte auch in größerer Entfernung jeder Schuß ihnen großen Schaden zufügen. Gegen Mittag erreichte die

südliche Colonne unter Collingwood, die der andern unter Nelson etwas voraus war, den Mittelpunkt unserer Linie in der Höhe der Santa Anna, eines spanischen Dreideckers. Sogleich feuerte das französische Linienschiff Le Fougueux, das hinter der Santa Anna lag, auf dem Royal Sovereign, ein Linienschiff von 120 Kanonen unter dem Befehl des Admirals Collingwood, das an der Spitze der Colonne segelte. Die ganze französische Linie folgte diesem Beispiel und richtete auf das feindliche Geschwader das lebhafteste Feuer. Der Schaden war bedeutend, der Royal Sovereign aber setzte seine Bewegung fort und versuchte zwischen der Santa Anna und dem Fougueux, die zu weit von einander entfernt waren, durchzusegeln. Der Fougueux setzte mehr Segel auf, um die Lücke auszufüllen, kam aber zu spät. Der Royal Sovereign ging nun hinter der Santa Anna und vor dem Fougueux weg und schickte der erstern seine Backbordlage. Da er mit doppelter Ladung schoß, mit Kugeln und Kartätschen, und das Schiff der Länge nach traf, so richtete er eine große Verwüstung an. Zu gleicher Zeit schickte er dem Fougueux seine Steuerbordlage, jedoch ohne große Wirkung, während er selbst sehr litt. Die übrigen englischen Linienschiffe der Colonne, die ihrem Admiral auf dem Fuße gefolgt waren, suchten einen Theil der französischen Linie abzuschneiden und zwischen zwei Feuer zu bringen. Er waren ihrer 15 gegen 16 französische und spanische. Wenn also jedes dieser 16 Schiffe seine Schuldigkeit gethan hätte, so würden sie sich auch ohne Unterstützung vom Vordertreffen gegen die 15 englischen haben halten können. Aber mehrere Schiffe standen unter schlechter Leitung und hatten sich bereits von ihrem Posten wegtreiben lassen. Der Bahama, der Montanez, der Argonauta, sämmtlich Spanier, befanden sich theils hinter dem Posten, den sie einnehmen sollten, theils rechts davon. Der Argonaut, ein französisches Linienschiff, gab kein besseres Beispiel. Der Fougueux, der Pluto, der Algesiras dagegen kämpften mit seltenem Muth und hatten durch ihre Energie den größten Theil der feindlichen Fahrzeuge auf sich gezogen, so daß jedes von ihnen mit mehreren zu kämpfen hatte. Der Algesiras, den der Gegenadmiral Magon befehligte, lag Seite an Seite neben dem Thunderer, den er mit äußerster Heftigkeit beschoß, und traf seine Vorbereitungen zum Entern. Der Prinz von Asturien, auf dem

sich der Admiral Gravina befand, schloß unsere Linie und rächte, vom Feinde umgeben, die Ehre der spanischen Flagge.

Seit dem Beginn des Kampfes war kaum eine halbe Stunde verflossen, und schon hüllte der Pulverdampf, den der einlullende Wind nicht mehr entführte, beide Flotten ein. Aus diesem dichten Gewölk ertönte ein unaufhörlicher furchtbar rollender Donner und rings umher schwammen die Trümmer von Masten und zahlreiche verstümmelte Leichen.

Die nördliche von Nelson befehligte Colonne traf 20 bis 30 Minuten nach jener unter Collingwood auf der Höhe unsers Centrums beim Bucentaur ein. Es befanden sich dort 7 Linienschiffe in folgender Ordnung: Die Santissima Trinidad unter dem Befehle des Vice-Admirals Cisneros, unmittelbar darauf der Bucentaur unter Admiral Villeneuve, beide in Linie und einander so nahe, daß das Bugspriet des einen das Hinterdeck des andern berührte; der Neptun, ein französisches Linienschiff, der San Leandro, ein spanisches Linienschiff, beide unter den Wind gefallen, so daß hier eine doppelte Lücke in der Linie entstand; der Redoutable, der genau auf seinem Posten war, von dem Bucentaur um zwei Schiffslängen entfernt; endlich der San Justo und der Indomptable, beide ebenfalls unter den Wind gefallen, so daß wieder eine doppelte Lücke entstand zwischen dieser Gruppe und der Santa Anna, die in der von Collingwood angegriffenen Abtheilung das erste Schiff war. Von diesen 7 Linienschiffen befanden sich in Linie mithin nur die Santissima Trinidad und der Bucentaur, beide ganz aneinander geschlossen, endlich der Redoutable, der zu beiden Seiten zwei leere Posten hatte. Es war ein Glück für die Ehre unserer Waffen, daß auf diesem Schiffe Männer sich befanden, deren Muth über alle Gefahren erhaben war. Gegen diese drei Fahrzeuge, die allein auf ihrem Posten geblieben waren, wendete sich die Colonne Nelson's, 12 Linienschiffe stark, worunter mehrere Dreidecker.

Die Victory, auf der Nelson seine Flagge aufgepflanzt hatte, sollte dem Temeraire folgen. Die Offiziere des englischen Generalstabes waren der Meinung, daß ihr erstes Schiff unfehlbar in den Grund geschossen werde und hatten Nelson gebeten, den ersten Posten

nicht selbst einzunehmen, sondern dem Temeraire einzuräumen, damit sein kostbares Leben geschont werde. — „Ich bin es zufrieden," antwortete Nelson; „der Temeraire mag voransegeln, wenn er es kann." — Darauf hatte er alle Segel der Victory beisetzen lassen und blieb auf diese Weise an der Spitze der Colonne. Kaum war die Victory auf Kanonenschußweite heran, als die Santissima Trinidad, der Bucentaur und der Redoutable ein furchtbares Feuer auf sie eröffneten. In wenigen Minuten schossen sie ihr einen ihrer Maste weg, vernichteten das Tauwerk und machten 50 Mann kampfunfähig. Nelson, der das französische Admiralschiff suchte, glaubte es in dem Bucentaur zu erkennen und versuchte das Schiff zu umgehen, indem er in den Raum fuhr, der es vom Redoutable trennte. Aber auf dem Redoutable befehligte ein unerschrockener Offizier, der Capitain Lucas. Die Absicht Nelson's errathend, entfaltete er alle seine Segel, um einen letzten Hauch des Windes aufzufangen und war so glücklich, zu rechter Zeit anzukommen und sich ganz nahe an den Bucentaur zu legen. Nelson fand den Raum daher geschlossen. Er war nicht der Mann zurückzutreten. Da er die beiden so fest vereinigten Schiffe mit seinem Vorderdeck nicht trennen konnte, so ließ er sich mit der Seite an den Redoutable herantreiben. Durch den Zusammenstoß und eine schwache Brise geschah es, daß die beiden Schiffe über die Linie hinausgeführt wurden, so daß der Weg hinter dem Bucentaur wieder offen war. Mehrere englische Schiffe warfen sich zugleich in diesen Raum, um den Bucentaur und die Santissima Trinidad zu umzingeln. Andere fuhren an der französischen Linie hin, wo 10 Linienschiffe unbeschäftigt lagen, schleuderten diesen einige volle Lagen zu und segelten dann wieder nach dem Centrum, wo drei französische Schiffe ihren Feinden einen heldenmäßigen Widerstand entgegensetzten.

Die 10 französischen Linienschiffe des Vordertreffens wurden daher beinahe unnütz, wie Nelson vorausgesehen hatte. Villeneuve ließ an seinen Masten die Flaggen aufhissen, welche andeuteten, daß jeder Capitain nicht auf seinen Posten stehe, der nicht im Feuer sei. Die Fregatten wiederholten das Signal, das auf ihren Masten noch sichtbarer war, als auf den stets in Pulverdampf gehüllten des Admirals, und fügten der Regel gemäß zugleich die Nummern der Schiffe

hinzu, die nicht im Gefechte waren, so lange bis die Bezeichneten der Stimme der Ehre gehorchten.

Während man auf diese Weise die Schiffe, die Nelson abgeschnitten hatte, ins Gefecht rief, hatte sich im Centrum ein beispielloser Kampf entsponnen. Der Redoutable hatte außer der an seiner linken Seite liegenden Victory sich noch gegen den Temeraire zu wehren, der sich auf seiner rechten Seite etwas nach hinten aufgestellt hatte, und unterhielt gegen diese beiden Gegner ein furchtbares Feuer. Nach mehreren Lagen seiner Backbordbatterie, die auf der Victory eine furchtbare Verwüstung anrichteten, hatte Capitain Lucas dem Gebrauche seiner unteren Batterie entsagen müssen, da die ausgebauchten Seiten der Schiffe sich hier berührten und die Bedienung der Artillerie unmöglich machten. Er hatte seine verfügbar gewordenen Matrosen in die Masten geschickt, um auf das Verdeck der Victory mit Granaten und Musketen ein mörderisches Feuer zu unterhalten. Zu gleicher Zeit bediente er sich aller seiner Steuerbordbatterien gegen den Temeraire. Um mit der Victory zu Ende zu kommen, befahl er zu entern, aber da sein Schiff ein Zweidecker war, die Victory ein Dreidecker, so mußte er die Höhe eines Verdecks erklimmen und außerdem eine Art von Graben überschreiten; denn die oben zurücktretende Form der Schiffe ließ zwischen ihnen eine Leere, obgleich sie sich an der Wasserlinie berührten. Der Capitain Lucas befahl auf der Stelle seine Raaen herabzulassen, um zwischen beiden Schiffen eine Art von Brücke zu bilden. Während dieser Zeit dauerte das Feuer von den Masten des Redoutable auf das Verdeck der Victory fort. Nelson, in eine alte Uniform gekleidet, die er an Schlachttagen zu tragen pflegte, stand neben seinem Flaggencapitain, dem Commodore Hardy, und wollte sich der Gefahr keinen Augenblick entziehen. Bereits war sein Secretair neben ihm gefallen. Hardy war eine Schuhschnalle weggeschossen, und eine Kettenkugel hatte acht Matrosen auf einmal getödtet. Der große Seemann, der unsern Haß und unsere Bewuuderung gleich sehr verdient, stand unbeweglich auf seinem Hinterdeck und beobachtete diese furchtbare Scene, als eine Kugel, die aus dem Mastkorbe des Redoutable kam, ihn in die linke Schulter traf und in den Nieren stecken blieb. Er sank sogleich in die Knie, suchte sich aber mit einer seiner Hände zu stützen. Im

Fallen sagte er zu seinem Flaggencapitain: „Hardy, es ist mit mir vorbei.“ — „Nein, noch nicht,“ antwortete der Capitain. — „Ja, ich sterbe,“ fügte Nelson hinzu. — Man brachte ihn an den Ort, wo die Verwundeten verbunden werden, aber er hatte beinahe schon die Besinnung verloren und konnte nur noch wenige Stunden leben. Wenn er in Zwischenräumen seine Besinnung wiederbekam, fragte er, wie die Schlacht stehe, und wiederholte einen Rath, der sich bald bewährt zeigte. — „Die Flotte muß am Abend vor Anker gehen,“ sagte er.

Sein Tod machte am Bord der Victory einen großen Eindruck. Der Augenblick war zum Entern günstig. Mit dem Vorgefallenen unbekannt, hatte der Capitain Lucas an der Spitze eines Truppes ausgesuchter Matrosen bereits die Raaen bestiegen, welche von Schiff zu Schiff eine Brücke bildeten, als der Temeraire eine furchtbare Lage Kartätschen abfeuerte. Beinahe 200 Franzosen stürzten todt oder verwundet nieder. Man hatte nun nicht mehr Mannschaft genug, um zu entern. Man kehrt zu den Steuerbordbatterien zurück und verdoppelt das Feuer gegen den Temeraire, der entmastet und entsetzlich beschädigt wird. Aber als ob an diesen zwei Dreideckern gegen einen Zweidecker noch nicht genug sei, kommt noch ein neuer Feind hinzu. Das englische Linienschiff Neptun legt sich hinter den Redoutable und schickt ihm volle Lagen zu, die ihn bald in einen traurigen Zustand versetzen. Zwei Masten des Redoutable sind auf das Verdeck niedergestürzt; ein Theil seines Geschützes ist demontirt, eine seiner Brustwehren ist fast ganz zerstört und bildet eine einzige ungeheuere Stückpforte; das Steuerruder versagt den Dienst; mehrere Kugeln sind zwischen Wind und Wellen eingedrungen und lassen das Wasser in Strömen einfließen. Der ganze Generalstab ist verwundet, von 11 Aspiranten sind 10 getödtet. Von den 640 Matrosen der Schiffsmannschaft sind 522 kampfunfähig gemacht, unter ihnen 300 Todte und 222 Verwundete. Bei einem solchen Zustande kann sich das tapfere Schiff nicht länger vertheidigen. Es streicht endlich seine Flagge, aber ehe es sich ergiebt, hat es das Unglück der französischen Marine an Nelson's Person gerächt.

Da die Victory und der Redoutable über die Linie hinausgeführt worden waren, so konnten die feindlichen Schiffe den Bucentaur und

die Santissima Trinidad umzingeln. Diese beiden Schiffe waren eng mit einander vereinigt; denn der Bucentaur hatte sein Bugspriet in die Galerie des Hinterdecks der Santissima Trinidad eingefügt. Anfangs unterstützte sie der Heros, das nächste von den zehn unthätig gebliebenen Linienschiffen; nachdem er aber einem ziemlich thätigen Geschützfeuer ausgesetzt gewesen war, hatte er sich in den Wind fallen lassen und den Bucentaur mit der Santissima Trinidad seinem traurigen Schicksal überlassen. Der Bucentaur hatte im Beginn des Kampfes von der Victory einige volle Lagen empfangen, die ihm viel Schaden zufügten. Bald umringten ihn mehrere englische Linienschiffe. Einige stellten sich gegen sein Hinterdeck auf, andere gegen seinen Steuerbord. So beschossen ihn 4 Linienschiffe, worunter 2 Dreidecker, von hinten und von der rechten Seite. Villeneuve, im Kugelregen ebenso fest, wie im Commando unentschlossen, stand auf seinem Hinterdeck und hoffte, daß von den vielen französischen und spanischen Schiffen, die ihn umgaben, irgend eines ihm zu Hülfe kommen werde. Er kämpfte mit der äußersten Kraft und nicht ohne einige Hoffnung. Da er zu seiner Linken keine Feinde hatte, so wollte er seine Stellung verändern, um sein Hinterdeck und die Stellen des Steuerbords, die sehr gelitten hatten, dem Feinde zu entziehen und die frischen Batterien des Backbords in das Gefecht zu bringen. Aber er konnte sich nicht bewegen, da sein Bugspiet in die Galerie der Santissima Trinidad verwickelt war. Er ließ der Santissima Trinidad den Befehl zurufen: „laß abfallen!" um die Trennung der beiden Schiffe herbeizuführen. Zum Unglück konnte der Befehl nicht ausgeführt werden, da die Santissima Trinidad aller ihrer Masten beraubt und zu der vollkommensten Unthätigkeit verurtheilt war.

Der Bucentaur blieb an seine Stellung festgenagelt und mußte ein niederschmetterndes Feuer aushalten, ohne seine Batterien links gebrauchen zu können. Er hielt indessen die Ehre der Flagge heroisch aufrecht und antwortete mit einem ebenso lebhaften Feuer. Nachdem dieser Kampf eine Stunde gedauert hatte, wurde der Flaggencapitain Magendie verwundet. Der Lieutenant Daudignon, der ihn ersetzt hatte, wurde ebenfalls verwundet, und an seine Stelle trat der Schiffslieutenant Fournier. Nicht lange, so stürzten der große Mast und der Besanmast auf das Verdeck herab und riefen eine traurige Ver-

wirrung hervor. Man zog die Flagge am Fockmast auf. In eine dichte Rauchwolke versenkt, unterschied der Admiral nicht mehr, was in der übrigen Flotte vorging. Als er bei einem augenblicklichen Aufhellen die Schiffe des Vordertreffens noch immer unbeweglich sah, so befahl er ihnen durch Signale, augenblicklich heranzukommen, um am Kampfe Theil zu nehmen. Auf's Neue in die mörderische Wolke eingehüllt, die Tod und Verwüstung ausspie, fuhr er zu kämpfen fort, obgleich er voraussah, daß er sein Admiralschiff in wenigen Augenblicken werde verlassen müssen, um seine Pflicht auf einem andern zu erfüllen. Gegen drei Uhr stürzte sein dritter Mast auf das Verdeck nieder und füllte es ganz mit Trümmern.

Der Bucentaur mit seiner zerrissenen rechten Seite, seinem zerstörten Hinterdeck, seinen weggeschossenen Masten war jetzt rasirt wie ein Ponton. — „Meine Rolle auf dem Bucentaur ist beendigt,“ rief der unglückliche Villeneuve aus, „ich werde auf einem anderen Schiffe versuchen, das Glück zu beschwören.“ — Er wollte sich in einen Kahn werfen und zum Vordertreffen eilen, um es selbst in den Kampf zu führen, aber die Kähne auf dem Verdeck waren von den Masten zerschmettert, die an den Schiffsseiten befindlichen von Kugeln durchlöchert. Man rief der Santissima Trinidad zu, ein Boot zu schicken; vergebliche Anstrengung! in diesem Schlachtgetöse konnte keine menschliche Stimme sich verständlich machen. Der französische Admiral sah sich daher an den Leichnam seines Schiffes gefesselt, ohne daß er einen Befehl geben oder für die Rettung seiner Flotte irgend etwas thun konnte. Seine Fregatte Hortensie, die ihm hätte zu Hülfe kommen sollen, machte keine Bewegung, sei es, daß der Wind sie hinderte, sei es, daß das furchtbare Schauspiel sie schreckte. Dem Admiral blieb nichts übrig, als zu sterben, und der Unglückliche rief mehr als einmal den Tod herbei. Sein Chef des Generalstabes Prigny war an seiner Seite verwundet worden und beinahe die ganze Schiffsmannschaft war kampfunfähig. Seiner Masten beraubt, von Kugeln durchlöchert und außer Stande, sich seiner Batterien zu bedienen, hatte der Bucentaur nicht einmal die grausame Genugthuung, seinen Feinden ihre Schläge erwidern zu können. Es war 4¼ Uhr, als der Admiral, da keine Hülfe herbeikam, die Flagge strich. Eine englische Schaluppe holte ihn ab

und führte ihn an Bord des Linienschiffes Mars. Man empfing ihn dort mit den Rücksichten, die man seinem Grade, seinem Unglücke, seiner Tapferkeit schuldete: eine schwache Entschädigung für ein so furchtbares Loos. So hatte ihn denn endlich jener große Unfall getroffen, den er so lange gefürchtet hatte, erst auf den Antillen, dann im Kanal. Er traf ihn eben da, wo er ihn zu vermeiden hoffte, bei Cadiz, und er hatte nicht einmal den Trost, daß er bei der Unterstützung eines großen Unternehmens fiel.

Während dieses Kampfes war die Santissima Trinidad, von Feinden umringt, genommen worden. So waren von den 7 Schiffen des Centrums 3, der Redoutable, der Bucentaur und die Santissima Trinidad, erlegen, ohne daß die vier andern, Neptun, San Leandro, San Justo und Indomptable, ihnen zu Hülfe gekommen wären. Diese letzteren waren beim Beginne des Gefechtes unter den Wind gefallen und hatten die Linie nicht wieder erreichen können. Sie konnten sich nicht anders nützlich machen, als wenn sie unter dem allerdings schwachen Einflusse des Windes an der linken Seite der Linie hinabfuhren und die 16 von Collingwood angegriffenen Schiffe unterstützten. Ein einziges französisches Schiff, der Neptun, das ein guter Offizier, der Capitain Maistral, befehligte, führte dieses Manövre aus. Es schickte der Victory und dem Royal Sovereign mehrere volle Lagen und suchte dem Hintertreffen einige Hülfe zu leisten. Die 3 andern ließen sich von dem einlullenden Winde fern vom Schlachtfelde entführen.

Es blieben noch die 10 Linienschiffe des Vordertreffens, die ganz unnütz geworden waren, nachdem sie mit der Colonne Nelson's einige Schüsse gewechselt hatten. Das Signal, das sie auf den Posten der Ehre berief, fand sie entweder unter dem Winde, oder durch die Ruhe der Luft fast zur Unbeweglichkeit verurtheilt. Der Heros, der dem Centrum am nächsten lag und dort seine beiden Nachbarn, Bucentaur und Santissima Trinidad, eine kurze Zeit unterstützte, hatte sich von dem leichten Lufthauche, der noch immer herrschte und unglücklicherweise blos zum Impulse diente, den Kampf zu vermeiden, abtreiben lassen. Auf dem Verdecke dieses Schiffes war mindestens Blut geflossen, aber mit dem Fall seines tapfern Capitains Poulain war die belebende Seele verschwunden. Der San

Augustino, der oberhalb des Heros lag, hatte seinen Posten frühzeitig verlassen und war von den Engländern genommen. Der San Francisco war in demselben Falle. Ging man die Linie des Vordertreffens aufwärts, so folgten nach einander der Mont-Blanc, der Duguay-Trouin, der Formidable, der Rayo, der Intrépide, der Scipio und der Neptun. Der Gegenadmiral Dumanoir hatte ihnen das Signal, sich zum Centrum zu begeben, wiederholt. Die meisten waren unbeweglich geblieben, weil sie nicht manövriren konnten oder wollten. Endlich gehorchten vier dem Signal ihres Anführers und ließen sich von ihren ausgesetzten Booten fortrudern. Er waren der Mont-Blanc, der Duguay-Trouin, der Formidable und der Scipio. Dumanoir hatte ihnen ein gutes Manövre vorgeschrieben, das sie an die Außenseite der Linie führte, so daß sie sich nach Belieben in den Kampf mischen konnten, wenn sie sich einfach treiben ließen.

Dumanoir, der sich selbst auf dem Formidable befand, konnte in der Stellung, die er einzunehmen dachte, die Engländer zwischen zwei Feuer bringen. Aber es war spät, mindestens schon drei Uhr. Er sah überall vollendete Niederlagen, und wenn er nicht den Entschluß gefaßt hatte, zugleich mit der französischen Marine zu sterben, so mußten ihn viele Gründe bestimmen, sich nicht zu tief in den Kampf einzulassen. Auf der Höhe des Centrums angelangt, sah er den Bucentaur entmastet, die Santissima Trinidad genommen, den Redoutable seit längerer Zeit besiegt und die Engländer, obgleich selbst stark beschädigt, den unter den Wind gefallenen Schiffen zueilen. Während dieser Fahrt mußte er ein ziemlich lebhaftes Feuer aushalten, das seine Schiffe beschädigte und ihre Manövrirfähigkeit verminderte.

Von der siegreichen Colonne Nelson's heiß empfangen und kein Schiff sehend, dem er Hülfe bringen konnte, setzte er seine Bewegung fort und gelangte zu dem Hintertreffen, wo die 16 französischen und spanischen Schiffe mit Collingwood kämpften. Er konnte einige Schiffe retten oder mindestens einen glorreichen Tod finden, aber das Feuer hatte ihn entmuthigt, er gab mehr der Klugheit als der Verzweiflung Gehör und that nichts. Das Glück behandelte

ihn wie Villeneuve; denn auch er sollte bald einen nutzlosen Untergang finden, nachdem er eine glorreiche Niederlage vermieden hatte.

Auf diesem Endpunkte der Linie, der zuerst in das Feuer gekommen war, schlugen sich alle französischen Schiffe, den einzigen Argonaut ausgenommen, mit einem Muth, der ewigen Ruhmes würdig ist. Von den spanischen Schiffen unterstützten zwei, die Santa Anna und der Prinz von Asturien, die Franzosen mit großer Tapferkeit.

Nach einem zweistündigen Kampfe strich die Santa Anna die Flagge, nachdem sie alle ihre Masten verloren und dem Royal Sovereign fast ebenso viel Schaden zugefügt hatte, als sie durch ihn litt. Der schwerverwundete Viceadmiral Alava hatte sich tapfer geschlagen. Der Fougueux, der nächste Nachbar der Santa Anna, hatte die größten Anstrengungen gemacht, sie zu unterstützen, als ihn sein Nebenschiff, der Monarca, verließ. Nun umgangen und von zwei feindlichen Linienschiffen angegriffen, hatte er sie beide dienstunfähig gemacht. Darauf war er mit dem Temeraire in's Gefecht gekommen, hatte mehrere Enterungen zurückweisen müssen und von 700 Mann ungefähr 400 verloren. Nachdem sein Capitain Beaudouin gefallen war, hatte der Lieutenant Bazin die Angriffe der Engländer mit gleicher Tapferkeit zurückgewiesen. Diese bemächtigten sich zuletzt des Vorderdecks, und der tapfere Bazin, mit Wunden bedeckt und blos noch von einigen Mann unterstützt, mußte nun den Fougueux nach dem glorreichsten Widerstande übergeben.

Hinter dem Fougueux, an derselben Stelle, die der Monarca verlassen hatte, manövrirte das französische Linienschiff Pluto, vom Capitain Cosmao befehligt, mit ebenso viel Kühnheit als Geschicklichkeit. Es hatte den Mars, der die Linie zu durchbrechen suchte, mit Kugeln überschüttet und wollte ihn eben entern, als es selbst von einem Dreidecker angegriffen wurde. Diesem neuen Gegner entzog es sich geschickt, vermied sein Feuer und schickte ihm selbst mehrere mörderische Lagen zu. Nun kehrte es zu seinem ersten Feinde zurück, verschaffte sich den Vortheil des Windes über ihn, zerschmetterte ihm zwei Maste und machte ihn kampfunfähig. Von diesen beiden Feinden befreit, suchte der Pluto den übrigen Schiffen zu

Hülfe zu kommen, die von der Zahl der Feinde erdrückt wurden; Dank sei es der ehrlosen Flucht mehrerer unserer Befehlshaber!

Hinter dem Pluto lieferte der Algesiras unter dem Gegenadmiral Magon einen denkwürdigen Kampf, dem sich nur das ebenso blutige Gefecht des Redoutable zur Seite stellen kann. Magon war noch jung und ebenso schön als tapfer. Beim Beginn der Schlacht hatte er seine Mannschaft versammelt und dem Matrosen, der zuerst entern würde, ein herrliches Wehrgehänge versprochen, das ihm von der Handelsgesellschaft der Philippinen zu Theil geworden war. Alle wollten eine solche Belohnung von seiner Hand verdienen. Magon hatte zuerst das Manövre des Redoutable gemacht und sein Schiff vorwärts geschoben, um den Engländern, welche die Linie durchbrechen wollten, den Weg abzuschneiden. Bei dieser Bewegung stieß er auf den Thunderer, ein ehemaliges französisches Linienschiff von 80 Kanonen, das bei Abukir von den Engländern genommen worden war und von einem tapfern Offizier, dem Capitain Tyler, befehligt wurde. Er legte sich ganz nahe an dasselbe an, schickte ihm seine Lage zu, wendete dann und verwickelte sein Bugspriet in die Strickwände des feindlichen Schiffes. Strickwände nennt man bekanntlich jene Leitern von Seil, welche die Masten mit den Schiffskörpern verbinden und zum Auf- und Absteigen dienen. Auf diese Weise mit seinem Gegner fest verbunden, versammelte Magon seine tapfersten Matrosen um sich, um sie zum Entern zu führen. Aber hier geschah dasselbe wie beim Redoutable. Schon war die Mannschaft auf Bugspriet und Verdeck versammelt und wollte sich auf den Thunderer werfen, als ein anderes englisches Schiff, das seitwärts lag, mehrere Kartätschenladungen abfeuerte, wodurch viele Matrosen den Tod fanden. Man mußte nun diesem neuen Feinde antworten, endlich auch einem dritten Schiffe, das sich mit den beiden andern vereinigte. Während Magon sich gegen diese drei Schiffe vertheidigte, enterte der Capitain Tyler. Er empfing ihn an der Spitze seiner Mannschaft und gab selbst mit dem Enterbeil in der Hand das glänzendste Beispiel der Tapferkeit. Dreimal griffen die Engländer an, und dreimal wurden sie zurückgeworfen. Der Flaggencapitain Letourneur wurde getödtet, der Schiffslieutenant Plassan unmittelbar nach Uebernahme des Commando's verwundet. Ma-

gon, den seine glänzende Uniform den Schiffen des Feindes bezeichnete, bekam eine Kugel in den Arm, und sein Blut floß in Strömen. Er achtete diese Wunde nicht und wollte auf seinem Posten bleiben. Da traf ihn eine zweite Kugel in den Schenkel, und seine Kräfte begannen ihn zu verlassen. Da er sich kaum aufrecht erhalten konnte, bat ihn der Offizier, der nach dem Tode aller andern Flaggencapitain geworden war, de la Bretonnière, einen Augenblick in das Krankenzimmer zu gehen, um sich wenigstens verbinden zu lassen, damit er seine Kräfte nicht ganz verliere. Die Hoffnung, in den Kampf zurückkehren zu können, bestimmte Magon, auf diese Bitte zu hören. Auf zwei Matrosen gestützt, steigt er in das Zwischendeck hinab, aber die zerrissenen Seiten des Schiffes gaben keinen Schutz mehr gegen das Kartätschenfeuer. Magon bekommt eine Kugel in die Brust und bricht leblos zusammen. Diese Nachricht verbreitete Bestürzung unter der Mannschaft. Man kämpft mit Wuth, um einen Anführer zu rächen, den man ebenso liebte als bewunderte. Doch die drei Maste des Algesiras waren weggeschossen, die Batterien demontirt oder mit Trümmern angefüllt. Von 641 Mann waren 150 getödtet, 180 verwundet. Die Schiffsmannschaft besaß blos noch einen Theil des Schiffes, das Hinterdeck. Man hatte keine Unterstützung, keine Hoffnung. Noch einmal feuert man auf den Feind und übergiebt dann die so tapfer vertheidigte Flagge.

Andere Schiffe kämpften noch länger als der Algesiras, obgleich der Tag schon weit vorgerückt war. Der Bahama hatte sich entfernt, aber der Adler focht mit Tapferkeit und ergab sich erst nach schweren Verlusten und nach dem Tode seines Anführers, des Capitains Gourrège. Der Swiftsure, den die Feinde um jeden Preis wiedererobern wollten, da er ein englisches Schiff gewesen war, benahm sich ebenso tapfer und erlag der Zahl erst dann, als er sieben Fuß Wasser im Schiffsraum hatte. Der Argonaut zog sich zurück, nachdem er einige Beschädigungen erlitten hatte. Der Berwick stritt auf seinem Posten mit Ehren. Die spanischen Linienschiffe Montanez, Argonauta, San Nepomuceno, San Ildefonso hatten das Schlachtfeld verlassen. Der Admiral Gravina dagegen, der sich auf dem Prinzen von Asturien befand und von mehreren englischen Schiffen umringt war, vertheidigte sich mit einer seltenen Energie. Von

allen Seiten umringt und mit Kugeln überschüttet, würde er haben unterliegen müssen, wenn der Neptun und der Pluto ihm nicht zu Hülfe gekommen wären. Unglücklicherweise empfing der Admiral Gravina am Ende dieses Kampfes eine tödtliche Wunde.

Am äußersten Punkte dieser langen Linie, die von Flammen, Schiffstrümmern und Tausenden verstümmelter Leichen bezeichnet wurde, fand eine letzte Scene statt, welche die Kämpfenden mit Entsetzen und selbst die Feinde mit Bewunderung erfüllte. Der Achill, von mehreren Seiten angegriffen, vertheidigte sich mit Hartnäckigkeit. Mitten im Gefecht brach im Schiffsrumpfe Feuer aus. In solchen Fällen verläßt man die Geschütze, um die Flammen zu löschen. Aber die Matrosen des Achill fürchteten, daß der Feind Vortheile gewinnen möchte, während sie mit dem Löschen beschäftigt seien, und blieben bei den Kanonen. Bald stiegen aus dem Schiffe Ströme von Rauch empor, so daß die Engländer sich von diesem Vulkan entfernten, der jeden Augenblick in die Luft zu fliegen und Vertheidiger wie Angreifer zu vernichten drohte. Die französische Schiffsmannschaft, von den Kugeln schon sehr gelichtet, suchte erst jetzt die Flammen zu löschen, die ihr Schiff verzehrten. Aber es war bereits zu spät, und man mußte an die eigene Rettung denken. Alle schwimmenden Körper wurden in das Meer geworfen, und man suchte auf diesen schwimmenden Asylen eine Zuflucht gegen die jede Minute zu erwartende Explosion. Kaum hatten sich einige Matrosen in das Meer gestürzt, als das Feuer zu der Pulverkammer gelangte und den Achill mit furchtbarem Gekrach in die Luft sprengte. Die Engländer beilten sich, ihre Schaluppen auszusetzen, um die Unglücklichen aufzunehmen, die sich so tapfer vertheidigt hatten. Eine kleine Anzahl entzog sich auf diese Weise dem Tode. Die Mehrzahl war an Bord geblieben und flog zugleich mit den Verwundeten, die das Schiff anfüllten, in die Luft.

Es war fünf Uhr, und der Kampf hatte fast überall ein Ende genommen. Die französische Schlachtlinie, zuerst an zwei, dann an drei und vier Punkten durchbrochen, war von einem Ende bis zum andern zerstört. Bei dem Anblick dieser Flotte, die entweder vernichtet oder auf der Flucht begriffen war, gab der Admiral Gravina das Zeichen zum Rückzuge. Außer den beiden französischen

Schiffen, die ihn befreit hatten und dem Prinzen von Asturien, auf dem er sich selbst befand, hatte er noch über 8 Linienschiffe zu verfügen, über 3 französische, Heros, Indomptable und Argonaut, und 5 spanische, Rayo, San Francisco de Assis, San Justo, Montanez und Leandro. Diese letzteren hatten ihre Existenz gerettet, aber nicht ihre Ehre. Es waren mithin 11 Schiffe der Niederlage entgangen, mit den 4 des Admirals Dumanoir, die einen gesonderten Rückzug angetreten hatten, im Ganzen 15. Dazu muß man noch die Fregatten fügen, welche die Flotte nicht so unterstützt hatten, als zu erwarten gewesen war.

17 französische und spanische Linienschiffe waren von den Engländern genommen, eins in die Luft geflogen. Das vereinigte Geschwader hatte 6—7000 Mann verloren, Getödtete, Verwundete und Ertrunkene und Gefangene. Nie hatte man auf den Wogen ein schrecklicheres Schauspiel gesehen.

Die Engländer hatten einen vollständigen, aber blutigen, theuer erkauften Sieg errungen. Von den 27 Linienschiffen, aus denen ihr Geschwader bestand, hatten fast alle die Masten verloren und einige waren dienstunfähig, theils für immer, theils auf so lange, als sie nicht einer beträchtlichen Ausbesserung unterworfen wurden. Sie hatten ungefähr 3000 Mann verloren, eine große Anzahl ihrer Offiziere und den berühmten Nelson, der mehr werth war, als ein ganzes Heer. Sie führten einen gefangenen Admiral mit sich fort und 17 Linienschiffe, die fast alle entmastet oder dem Sinken nahe waren. Sie hatten Geschicklichkeit, Erfahrung und einen unbestreitbaren Muth gezeigt. Wir hatten den Ruhm, trotz der Niederlage, einen Heldenmuth entwickelt zu haben, der in der Geschichte vielleicht seines Gleichen nicht hat.

Gegen Ende des Tages segelte Gravina mit 11 Linienschiffen und Fregatten nach Cadiz. Der Gegenadmiral Dumanoir fürchtete unterwegs auf den Feind zu treffen und wendete sich daher nach der Meerenge.

Der Admiral Collingwood legte um seinen Anführer Trauer an, glaubte aber den Rath des Sterbenden nicht befolgen zu müssen und beschloß, unter Segel zu bleiben, statt zu ankern. Man sah die Küste und das verhängnißvolle Cap Trafalgar, das der

Schlacht seinen Namen gegeben hat. Ein gefährlicher Wind begann sich zu erheben, die Nacht wurde finster, und die englichen Linienschiffe, die in Folge der erlittenen Beschädigungen schwer manövrirten, mußten noch 17 Schiffe im Schlepptau führen. Bald wurde der Wind stärker, und den Schrecken einer blutigen Schlacht folgten die Schrecken eines furchtbaren Sturmes, als ob der Himmel die beiden gebildetsten Nationen der Welt, die der Herrschaft über dieselbe am würdigsten sind, für ihre Wuth gegen einander hätte bestrafen wollen. Der Admiral Gravina und seine 11 Linienschiffe hatten in Cadiz einen nahen und sicheren Zufluchtsort. Aber Collingwood, von Gibraltar zu weit entfernt, hatte blos das weite Meer, um von den Mühen und Leiden des Sieges auszuruhen. In wenigen Augenblicken machte die Nacht Sieger und Besiegte gleich und ließ Alle unter einer Hand zittern, die mächtiger ist als die des siegreichen Menschen, unter der Hand der grollenden Natur. Die Engländer mußten die Schiffe, welche sie im Schlepptau führten, loslassen und konnten diejenigen, welche sie unter ihrer Escorte hatten, nicht bewachen. Wie merkwürdig sind doch die Wechselfälle des Seekrieges! Einige der Besiegten, von dem schrecklichen Anblick des Sturmes mit Freude erfüllt, faßten die Hoffnung, daß sie ihre Schiffe und ihre Freiheit würden retten können. Die Engländer, welche den Bucentaur bewachten, übergaben unser Admiralschiff selbst der französischen Mannschaft. Unsere Matrosen richteten einige Nothmasten auf, befestigten einige Trümmer von Segeln daran und steuerten, vom Orkan fortgetrieben, nach Cadiz. Der Algesiras wollte sich des unglücklichen Magon würdig zeigen, dessen Leiche er trug, und suchte sich ebenfalls zu befreien. 70 engliche Matrosen und Offiziere bewachten diesen edlen Besiegten. So verstümmelt er auch war, so erhielt sich doch der Algesiras als ein neugebautes Schiff auf den Fluthen, aber alle seine Masten waren weggeschossen, der große Mast 15, der Besanmast 9, der Fockmast 5 Fuß über dem Verdeck. Das remorkirende Schiff hatte das Seil lösen müssen, das es mit seinem Gefangenen verband. Die englische Mannschaft hatte mehrere Nothschüsse gethan, aber keine Antwort erhalten. Der Anführer bat nun Herrn de la Bretonnière, ihm zu helfen, um das Schiff und das eigene Leben zu retten. Bretonnière, dem bei diesem An-

trage ein Hoffnungsschimmer aufleuchtet, verlangt mit seinen im Schiffsraume eingeschlossenen Landsleuten berathen zu dürfen. Er sucht die französischen Offiziere auf und theilt ihnen seine Hoffnung mit, den Algesiras seinen Siegern zu entreißen. Alle kommen überein, den Antrag der Engländer anzunehmen, sich sodann auf sie zu stürzen, ihre Waffen zu nehmen und sie auf Leben und Tod zu bekämpfen. Es waren 270 Franzosen da, entwaffnet, aber alle entschlossen, ihr Schiff den Feinden zu entreißen. Die Offiziere vertheilten sich unter ihnen und machen sie mit dem Plane bekannt, der mit Entzücken angenommen wird. Es ward verabredet, daß Bretonnière die Engländer zuerst auffordern solle; wollen sie sich nicht ergeben, so werde man sich auf sie stürzen. Der Sturm, die gefahrvolle Küste, der man so nahe ist, Alles wird vergessen; man denkt nur an diesen neuen Kampf, eine Art von Bürgerkrieg, den entfesselten Elementen gegenüber.

Bretonnière kehrt zu den Engländern zurück und sagt ihnen, daß die Hülflosigkeit, in der man sie bei einer solchen Gefahr lasse, alle ihre Verpflichtungen aufgehoben habe, daß die Franzosen sich von diesem Augenblicke an als frei betrachten und sich auf das erste Signal auf ihre Wächter stürzen werden. In der That greifen zwei französische Matrosen in ihrer Ungeduld die englischen Schildwachen an und empfangen schwere Wunden. Bretonnière stillt den Tumult und giebt den englischen Offizieren Zeit zum Ueberlegen. Diese bedenken ihre kleine Zahl, die Grausamkeit ihrer Landsleute, die gemeinschaftliche Gefahr, welche Siegern und Besiegten droht und ergeben sich den Franzosen unter der Bedingung, in Frankreich die Freiheit zu erhalten. Bretonnière verspricht, sich bei seiner Regierung für sie zu verwenden, wenn man Cadiz erreicht. Jetzt erhebt sich ein Freudengeschrei im Schiffe, man geht an das Werk, holt Segelstangen hervor, befestigt sie an die Trümmer des großen Mastes, spannt einige Segel auf und wendet sich nach Cadiz.

Mit Anbruch des Tages wurde das Wetter noch schlechter. Der Admiral Gravina befand sich mit den Trümmern der vereinigten Geschwader in Cadiz. Die englische Flotte war im Angesicht des Hafens und führte einige der genommenen Schiffe mit sich, die sie mit ihren Geschützen im Zaume hielt. Bretonnière gelangt endlich

nachdem er den ganzen Tag mit dem Sturme gekämpft hat, mit Hülfe eines Seemanns, der diesen Himmelsstrich genau kannte und für ihn die Stelle eines Lootsen vertreten mußte, an den Eingang der Rhede. Um dem Sturme zu widerstehen, der ihn heftig nach der Küste zu trieb, hatte er blos einen einzigen Anker und ein großes Tau. Er wirft diesen Anker aus; wenn er nachgiebt, scheitert der Algesiras auf dem Felsen.

Da er die Rhede nicht kannte, hatte er bei einer furchtbaren Klippe, der sogenannten Diamantenspitze, Anker geworfen. Die Nacht vergeht unter furchtbaren Aengsten. Endlich erscheint der Tag und läßt diese öde Küste in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt erscheinen. Der Bucentaur, auch hier noch unglücklich, scheitert. Man rettet indessen einen Theil der Mannschaft an Bord des Indomptable, der nicht weit davon ankert. Dieser letztere war wenig beschädigt, weil er sich vom Kampfe ziemlich entfernt gehalten hatte, und lag an guten Ankern und Tauen. Während des ganzen Tages feuert der Algesiras Nothschüsse ab, um Hülfe herbeizurufen. Mehrere Barken gehen unter, ehe sie ihn erreichen. Einer einzigen gelingt es, einen kleinen Anker an Bord zu bringen. Dennoch hält sich der Algesiras neben dem Indomptable, der ihn in's Schlepptau zu nehmen verspricht, sobald das Einlaufen in den Hafen möglich wird. Abermals senkt sich die Nacht auf das Meer und die beiden Schiffe herab; es ist die zweite seit dem unglücklichen Treffen. Die Mannschaft des Algesiras sieht mit Schrecken auf die beiden schwachen Anker, auf denen ihre Rettung beruht, und beneidet den Indomptable. Der Sturm verdoppelt sich, und plötzlich hört man ein furchtbares Geschrei. Der Indomptable, dessen starke Anker nachgegeben haben, kommt plötzlich heran, die ganze Mannschaft auf dem Verdeck versammelt, treibt wenige Fuß vom Algesiras vorbei und zerschmettert mit furchtbarem Gekrach auf der Diamantenspitze. Die Laternen, mit denen er bedeckt war, das laute Geschrei, das von seinem Verdecke ertönte, Alles erlischt unter den Wogen. 1500 Menschen sterben auf einmal; denn der Indomptable trug fast seine ganze Mannschaft, die des Bucentaur, Kranke und Verwundete und einen Theil der Truppen, die am Bord des Admiralschiffes sich befunden hatten.

Nach diesem furchtbaren Schauspiel und den entmuthigenden Betrachtungen, die es hervorruft, sieht der Algesiras den Tag wiedererscheinen und den Sturm sich beruhigen. Jetzt läuft er in den Hafen ein und ist in Sicherheit. So hat er den Lohn seines bewunderungswürdigen Heldenmuthes gefunden.

Während diese tragischen Abenteuer die wunderbare Rückkehr des Algesiras bezeichneten, war der Redoutable, der gegen die Victory so glorreich gekämpft und Nelson getödtet hatte, zu Grunde gegangen. Von Kugeln durchlöchert, war er plötzlich in den Wogen verschwunden, und man hatte kaum die Zeit gefunden, 119 Franzosen zu retten. Der Fougueux war entmastet an die spanische Küste geworfen und gescheitert. Ebenso hatte der Monarca an den Klippen von San Lucar den Untergang gefunden.

Den Engländern blieben von ihren Prisen blos wenige. Sie hielten mit ihren am wenigsten beschädigten Schiffen im offenen Meer im Angesicht von Cadiz, und widrige Winde versperrten ihnen die Rückkehr nach Gibraltar.

Der tapfere Befehlshaber des Pluto, der Capitain Cosmao, konnte bei diesem Anblick seinen Eifer nicht mäßigen. Sein Schiff war von Kugeln durchlöchert, seine Mannschaft auf die Hälfte herabgebracht, aber alle diese Gründe vermochten ihn nicht aufzuhalten. Das Commando gebührte ihm, da alle Admirale oder Gegenadmirale todt, verwundet oder gefangen waren, und er benutzte dies, nachdem er sich von der Fregatte Hermione einige Matrosen genommen und sein Takelwerk ausgebessert hatte, allen Schiffen, die noch das Meer halten konnten, den Befehl zu geben, unter Segel zu gehen, um mit ihnen der Flotte Collingwood's die genommenen französischen Schiffe wieder zu entreißen. Seine Begleitung bildeten der Neptun, der während der Schlacht stets bemüht gewesen war, am Feuer Theil zu nehmen, und drei andere französische und spanische Linienschiffe, die am Tage von Trafalgar nicht mitgekämpft hatten. Ihnen folgten fünf Fregatten, die ebenfalls ihr neuliches Benehmen gut zu machen hatten. Trotz des schlechten Wetters näherten sich diese zehn Schiffe der englischen Flotte. Collingwood, der sie für ebenso viel Linienschiffe hielt, ließ auf der Stelle seine zehn am wenigsten beschädigten Linienschiffe vorgehen. In Folge dieser

Bewegung blieb ein Theil der Prisen sich selbst überlassen. Die Fregatten benutzten dies, um die Santa Anna und den Neptuno in das Schlepplau zu nehmen. Da Cosmao keine ausreichende Macht besaß und den Wind gegen sich hatte, so kehrte er mit den beiden wiedereroberten Schiffen, der einzigen Trophäe, die nach solchen Unglücksfällen zu erlangen war, nach Cadiz zurück. Dies war nicht das einzige Resultat seines Unternehmens. Der Admiral Collingwood befürchtete, seine Prise nicht behaupten zu können, und ließ die Santissima Trinidad, den Argonauta, den San Augustino und den Intrepide theils verbrennen, theils in Grund bohren. Der Adler entkam dem englischen Linienschiffe Defiance, ging aber vor dem Hafen von Sainte Marie zu Grunde. Auch der Berwick scheiterte, nachdem er sich den Engländern zu entziehen versucht hatte. Von den Schiffen, die Cosmao gefolgt waren, vermochte eins, der Rayo, den Hafen nicht wieder zu erreichen und scheiterte zwischen Rota und San Lucar. Der englische Admiral konnte von seinen 17 Prisen nur 4 nach Gibraltar bringen, worunter ein französisches Schiff, der Swiftsure, und 3 spanische. Auch der Swiftsure mußte noch in den Grund gebohrt werden.

Das war die verhängnißvolle Schlacht von Trafalgar. Unerfahrene Seeleute, noch unerfahrnere Verbündete, eine schwache Disciplin, ein vernachlässigtes Material, eine traurige Uebereilung mit allen ihren Folgen; ein Anführer, der diese Nachtheile zu lebhaft fühlte, auf allen Meeren von düstern Ahnungen verfolgt wurde und unter diesen Einflüssen die großen Entwürfe seines Herrschers scheitern ließ; ein Herrscher, der auf die materiellen Hindernisse, die sich zu Lande leichter besiegen ließen als zur See, nicht genug Gewicht legte und einen Admiral, der mehr zu beklagen als zu tadeln war, durch die Bitterkeit seiner Vorwürfe trostlos machte; dieser Admiral, von dem Glück so grausam verfolgt, daß es ihm selbst den Vortheil des Windes versagte; die Hälfte der Flotte durch Unwissenheit oder die Unkunde der Elemente zur Unthätigkeit gezwungen, die andere Hälfte mit Wuth sich schlagend; auf der einen Seite ein berechnender und kalter Muth, auf der andern Seite eine heroische Unerfahrenheit und die edelste Aufopferung; ein furchtbares Blutbad, eine unerhörte Verwüstung; nach dem Wüthen der Menschen das Wüthen

des Sturmes; die Trophäen des Siegers in den Abgrund versunken; endlich der siegreiche Admiral mitten in seinem Triumph von der Hand des Todes darniedergeworfen und der besiegte Admiral zum Selbstmord als zu der einzigen Rettung in seinem Schmerze entschlossen — das war, wiederholen wir, die verhängnißvolle Schlacht von Trafalgar mit ihren Ursachen, ihren Resultaten, ihren tragischen Erscheinungen.

Man konnte aus dem großen Unglück indessen doch glückliche Folgerungen für unsere Marine ziehen, man mußte der Welt erzählen, was vorgegangen war. Die Kämpfe des Redoutable, des Algesiras, des Achill konnte man mit Stolz neben den Triumphen von Ulm anführen. Der unglückliche Muth ist nicht weniger bewunderungswürdig als der glückliche; er ist noch ergreifender. Ueberdies war die Gunst des Glücks gegen uns groß genug gewesen, daß man einige seiner Härten öffentlich gestehen konnte. Man mußte sodann die Männer, die ihre Pflicht würdig erfüllt hatten, mit Belohnungen überhäufen, diejenigen aber, die dem Kampfe fern geblieben waren, vor ein Kriegsgericht stellen. Wenn diese letztern sich auch bei andern Gelegenheiten ausgezeichnet hatten, so mußte man sie doch der Nothwendigkeit opfern, die Disciplin mit äußerster Strenge herzustellen. Hauptsächlich mußte aber die Regierung aus dieser blutigen Niederlage eine Lehre für sich selbst schöpfen und sich sagen, daß nichts auf einmal geschieht, vorzüglich wenn es sich um die Marine handelt; sie mußte dem Gedanken entsagen, Geschwader, die noch keine Probe abgelegt hatten, in Schlachtlinie gegen den Feind zu führen, und sich damit begnügen, sie durch häufige und lange Fahrten auszubilden.

Der vortreffliche König von Spanien stellte solche Betrachtungen nicht an, sondern belohnte gleichmäßig Tapfere wie Feige, da er blos das ehrenvolle Benehmen seiner Seeleute in das Licht stellen wollte. Bei einem altgewordenen Hofe war das eine natürliche Schwäche, die von der Gutmüthigkeit eingegeben wurde. Unsere Seeleute befanden sich mit den Spaniern zusammen im Hafen von Cadiz, als man ihnen ankündigte, daß der König von Spanien jedem Spanier, der der Schlacht von Trafalgar beigewohnt habe, einen höhern Grad verleihe und außerdem die Tapfersten noch besonders

belohne. Die Spanier, welche sich dieser Belohnungen, an denen die Franzosen keinen Antheil hatten, beinahe schämten, sagten diesen, daß auch sie gewiß den Lohn ihres Muthes erhalten würden. Es geschah nichts: die feigen wie die tapfern Franzosen wurden auf gleiche Weise behandelt — vergessen.

Als der Admiral Decrès das Unglück von Trafalgar erfuhr, wurde er von Schmerz ergriffen. Dieser Minister hatte trotz seines Geistes, seiner tiefen Kenntniß der Marine, doch immer nur Unglücksfälle zu melden, und zwar einem Souverän, der sonst blos glückliche Erfolge kannte. Er meldete diese traurigen Nachrichten an Napoleon, der bereits wie auf Adlerflügeln nach Wien vordrang. Obgleich eine unglückliche Nachricht in einer Seele, die von Triumphen berauscht war, kaum Eindruck machen konnte, so verursachte ihm die Nachricht doch das lebhafteste Mißvergnügen. Indessen war er dieses Mal gegen den Admiral Villeneuve weniger streng als gewöhnlich; denn war der Unglückliche auch unvorsichtig gewesen, so hatte er sich doch tapfer geschlagen. Napoleon handelte hier wie die Menschen, die stärksten wie die schwächsten, häufig handeln; er vergaß seinen Kummer und suchte ihn auch bei Andern in Vergessenheit zu bringen. Er wollte, daß man in den französischen Journalen wenig rede und das Ganze als einen unvorsichtigen Kampf darstelle, bei dem wir mehr durch den Sturm als durch den Feind gelitten hätten. Er wollte ebenso wenig belohnen als bestrafen, was eine grausame Ungerechtigkeit war, seiner und des Geistes seiner Regierung unwürdig. Es ging damals in seiner Seele etwas vor, was mächtig dazu beitrug, ihm dieses kleinliche Verfahren anzuempfehlen; er begann an der französischen Marine zu verzweifeln. Er hatte eine neue Art gefunden, England zu schlagen, die sicherer und ausführbarer war, nämlich es in seinen Verbündeten zu bekämpfen, ihm den Continent zu entreißen und seinen Handel wie seinen Einfluß gänzlich davon auszuschließen. Er mußte dieses Mittel natürlich vorziehen; denn in der Anwendung desselben war er ausgezeichnet, und es hätte ihn auch bei mehr Mäßigung zum Ziele geführt. Von diesem Tage an dachte Napoleon weniger an seine Marine und wollte, daß die Welt sie ebenfalls vergesse.

Europa beobachtete bereitwillig das Stillschweigen über Trafalgar, das er so sehr wünschte. Das dröhnende Geräusch seiner Schritte auf dem Continent hinderte es, das Echo der Geschütze von Trafalgar zu hören. Die Mächte, die den Degen Napoleon's auf der Brust fühlten, wurden durch einen Seesieg nicht beruhigt, der England allein nützte und kein anderes Resultat hatte, als seiner Handelsherrschaft, die auch sie nicht liebten und blos aus Eifersucht gegen Frankreich duldeten, eine neue Ausdehnung zu geben. Ueberdies tröstete sie der britische Ruhm für ihre eigene Demüthigung nicht. Trafalgar verdunkelte den Glanz von Ulm nicht und schwächte auch keine der Folgen dieses Sieges, wie man bald sehen wird.

KUTUSOFF,
General en chef der russischen Armee.

XXIII. Buch.

Austerlitz.

Die Nachrichten von den Ufern der Donau erfüllten Frankreich mit Freude, die Kunde von der Schlacht bei Trafalgar verbreitete Trauer, aber überrascht wurde man weder von dem einen, noch von dem anderen Ereigniß. Man hoffte Alles von unsern Landheeren, die seit dem Beginn der Revolution beständig siegreich gewesen waren, und fast nichts von unsern Flotten, die das Unheil seit fast funfzehn Jahren verfolgt hatte. Auf die Seeereignisse legte man aber ein geringes Gewicht, während man unsere wunderbaren Erfolge auf dem Festlande als entscheidend betrachtete. Man sah die Feindseligkeiten von unsern Grenzen entfernt, die Coalition von vornherein in Ver-

wirrung gebracht, die Dauer des Kriegs sehr abgekürzt und in naher Aussicht einen Frieden, der zugleich Hoffnung auf Waffenruhe zur See gab. In der Zwischenzeit ließ das Heer, das in Oesterreich den Russen entgegenzog, neue und große Ereignisse voraussehen, die man mit lebhafter Ungeduld erwartete. Ueberdies schlug das feste Vertrauen zu Napoleon's Genie alle Aengstlichkeit nieder.

Dieses Vertrauen war nöthig, um den tieferschütterten Credit zu erhalten. Wir haben bereits die peinliche Lage unsrer Finanzen geschildert. Ein Rückstand, aus dem Entschlusse Napoleon's erwachsen, den Kriegskosten ohne Anleihe genügen zu wollen, die Verlegenheit des spanischen Schatzes, die sich durch die Speculationen der vereinigten Kaufleute auf den französischen Schatz ausgedehnt hatte, die gänzliche Ueberlieferung des Portefeuilles des Schatzes an diese Gesellschaft durch einen ehrlichen, aber betrogenen Minister, das waren die Gründe dieser Lage. Sie hatten zuletzt die lange vorausgesehene Krisis herbeigeführt. Ein Zwischenfall hatte zur Beschleunigung derselben beigetragen. Der Hof von Madrid, der den vereinigten Kaufleuten die Subsidie, die jene für ihn bezahlt hatten, ferner die nach den spanischen Häfen geschickten Getreidelieferungen, und die Verproviantirung von Heer und Flotte schuldete, der Hof von Madrid hatte in seiner Verlegenheit zu einer verhängnißvollen Maßregel gegriffen. Er hatte die Baarzahlungen der Consolidationscasse (eine Art von Bank für den Dienst der öffentlichen Schuld) unterbrochen und den Bankbillets einen Zwangsumlauf verliehen. Eine solche Maßregel mußte das Verschwinden des baaren Geldes bewirken. Ouvrard, der bis zum Eintreffen der mexicanischen Piaster zur Befriedigung seiner Handelsgenossen kein anderes Mittel hatte, als das baare Geld der Consolidationscasse, sah sich in seinen Operationen plötzlich gehemmt.

Desprez namentlich sollte vier Millionen Piaster erhalten, die er seinerseits der Bank von Frankreich versprochen hatte, um die nöthige Hülfe zu erlangen. Auf diese 4 Millionen durfte man nicht mehr zählen. Auf die von Mejico zu erwartenden Gelder hatte man in Holland bei dem Hause Hope eine Anleihe von 10 Millionen gemacht, von denen man höchstens zwei zur rechten Zeit erwarten durfte. Diese widrigen Umstände hatten die Verlegenheit der Gesellschaft auf das

Höchste gesteigert und waren auf die Bank zurückgefallen. Wir haben bereits erklärt, wie die vereinigten Kaufleute bei der Bank entweder ihre eigenen Papiere oder die Obligationen der Generaleinnehmer discontiren ließen. Die Bank gab ihnen den Werth in Bankbillets, deren Ausgabe auf diese Weise unverhältnißmäßig vermehrt wurde. Das Uebel wäre leicht zu verbessern gewesen, wenn man die versprochenen Piaster, mit denen die Metallreserve der Bank vermehrt werden konnte, zur rechten Zeit bekommen hätte. Aber die Dinge waren bereits bis zu dem Punkte gelangt, daß die Bank gegen 72 Millionen Billets und 20 Millionen laufende Rechnungen blos 1½ Millionen in Cassa hatte. Ein Umstand, den man erst jüngst entdeckt hatte, verschlimmerte die Lage bedeutend. In seinem unbegrenzten Vertrauen zu der Gesellschaft hatte Marbois ihr eine ganz außerordentliche Freiheit bewilligt, in der er blos eine Erleichterung des Dienstes sah, die aber zu einem großen Mißbrauche führte. Die Gesellschaft, die den größten Theil der Obligationen der Generaleinnehmer im Besitz hatte, da sie dieselben der Regierung discontirte, die außerdem für Dienste aller Art Geld zu fordern hatte, war in der Lage, aus den Cassen des Schatzes beständig zu schöpfen, und Marbois hatte, um der größeren Bequemlichkeit willen, den Generaleinnehmern befohlen, daß sie ihr gegen einen Empfangschein von Desprez die einkommenden Gelder auszahlen sollten. Die Gesellschaft hatte diese Erlaubniß auf der Stelle benutzt. Während sie auf der einen Seite in Paris sich Geld verschaffte, indem sie die Obligationen der Generaleinnehmer, die sie besaß, von der Bank discontiren ließ, entnahm sie auf der andern Seite den Cassen der Generaleinnehmer das Geld, das zur Einlösung eben dieser Obligationen bestimmt war. Schickte die Bank ihre Obligationen am Verfalltage den Generaleinnehmern ein, so bekam sie als Zahlung die Empfangscheine von Desprez. Sie bekam also Papier als Zahlung für anderes Papier. Auf diese Weise war sie mit einer so schwachen Reserve zu einer so großen Ausgabe von Bankbillets gelangt. Ein ungetreuer Beamter, der Marbois täuschte, war der Haupturheber der Gefälligkeiten, mit denen ein so trauriger Mißbrauch getrieben wurde.

Diese Lage war dem Minister unbekannt und wurde von der Gesellschaft selbst nicht recht gewürdigt; denn letztere überlegte in ihrer

Verblendung weder ihre Operationen, noch den Ernst der Handlungen, welche sie beging. Nach und nach enthüllte eine allgemeine Geldklemme die Wahrheit. Nach Metallgeld begierig und von der Seltenheit desselben an der Bank unterrichtet, hatte sich das Publicum in Masse zu den Bureaus begeben, um die Banknoten in Silber umzusetzen. Zu den Furchtsamen gesellten sich Böswillige, und die Krisis wurde bald allgemein.

Diese Verschlimmerung der Umstände führte zu Geständnissen, die man lange verschoben hatte, und Alles wurde klar. Vanlerberghe, dem man das Versehen der Gesellschaft nicht zum Vorwurfe machen konnte, da er sich einzig mit dem Getreidehandel beschäftigte und selbst nicht wußte, in welche Verlegenheiten seine Gesellschafter ihn verwickelten, Vanlerberghe begab sich zu Marbois und erklärte ihm, es sei ihm unmöglich, zugleich dem Dienste des Schatzes und dem Dienste der Lebensmittel zu genügen, und er könne höchstens den letztern fortsetzen. Er verhehlte ihm nicht, daß die für Spanien ausgeführten und bisher ohne Bezahlung gebliebenen Lieferungen die Hauptursache seiner Verlegenheit seien. Marbois bewilligte ihm eine Unterstützung von 20 Millionen, da er den Dienst der Lebensmittel nicht leiden lassen konnte und außerdem durch eine Aeußerung des Kaisers ermuthigt wurde, daß der verdienstvolle Vanlerberghe unterstützt werden müsse. Das Geld wurde auf frühere Lieferungen angerechnet, welche die Verwaltungen des Kriegs und der Marine noch nicht bezahlt hatten, und man gab es in der Weise, daß Valerberghe 20 Millionen seiner eigenen Schuldverschreibungen zurückerhielt, die er dem Schatze ausgestellt hatte. Aber kaum hatte Vanlerberghe diese Unterstützung erhalten, als er eine zweite in Anspruch nahm. Er hatte eine Menge kleinerer Lieferanten hinter sich, die ihm gewöhnlich Credit gaben, aber ihre Vorschüsse nicht mehr fortsetzen konnten, da sie das Vertrauen der Capitalisten nicht länger besaßen. Er befand sich mithin in der äußersten Noth. Marbois, bei diesen Geständnissen nicht wenig erschrocken, bekam bald noch ernstere Dinge zu hören. Von der Bank kam eine Deputation, um die Regierung mit ihrer Lage bekannt zu machen. Desprez schickte die versprochenen Piaster nicht und verlangte statt dessen neue Discontirungen; auch der Schatz wollte Geld haben, und die Bank hatte nicht 2 Mil-

lionen Thaler in Cassa, während 92 Millionen auf sie liefen. Was sollte sie unter solchen Verhältnissen beginnen? Desprez erklärte seinerseits dem Minister, daß er mit seinen Hülfsquellen zu Ende sei, vorzüglich wenn ihm die Bank ihren Beistand versage. Auch er gestand, daß es der Rückschlag der spanischen Angelegenheiten sei, der ihn in diese Verlegenheit stürze. Dem Minister wurde jetzt klar, daß Vanlerberghe auf Desprez sich stütze, Desprez auf den Schatz und die Bank, und daß Alle zusammen die Last der spanischen Angelegenheiten trügen, die auf diese Weise in Folge der verwegenen Combinationen Ouvrard's auf Frankreich selbst zurückfalle.

Zurücktreten konnte man nicht mehr, und Klagen waren unnütz. Man mußte sich aus der Gefahr ziehen und zu dem Zwecke diejenigen unterstützen, die sich unvorsichtig bloßgestellt hatten; denn ließ man sie fallen, so lief man Gefahr, mit ihnen zugleich unterzugehen. Marbois schwankte keinen Augenblick in dem Entschlusse, Vanlerberghe und Desprez zu unterstützen, und er that wohl daran. Aber er durfte sich nicht mehr erlauben, unter seiner eigenen Verantwortlichkeit zu handeln, und veranlaßte daher den Zusammentritt eines Regierungsraths, der sich unter dem Vorsitze des Prinzen Joseph auf der Stelle versammelte. Der Prinz Ludwig, der Erzkanzler Cambacérès, Alle wohnten demselben bei. Man zog auch einige Finanzbeamte mit hinzu, unter andern Mollien, den Director der Amortisationscasse. Man berieth lange. Nach vielen allgemeinen und müssigen Discussionen mußte man zum Abschluß kommen, und nun zauderte Jeder einer Verantwortlichkeit gegenüber, die gleich groß war, welchen Entschluß man auch fassen mochte; denn es war ebenso gefährlich, die Speculanten fallen zu lassen, als sie fernerhin zu unterstützen. Der Kanzler Cambacérès, der die Lage richtig beurtheilte, und dessen Meinung in Folge seines Einflusses beim Kaiser sehr wichtig war, stimmte dafür, daß man Vanlerberghe unmittelbar unterstützen müsse, vor der Hand mit 10 Millionen und abermals mit 10, wenn vom Hauptquartier eine billigende Antwort einträfe. Was Desprez betraf, so mußte man mit der Bank unterhandeln; denn diese konnte ihm allein helfen, indem sie seine Wechsel zu discontiren fortfuhr. Man berieth über die Mittel, die sie vorschlug, um der Leere in ihren Cassen abzuhelfen und um den Credit ihrer

Bankbillets aufrecht zu erhalten, ohne den sie nicht bestehen konnte. Es fiel Niemand ein, ihren Papieren einen Zwangsumlauf verschaffen zu wollen; denn man wußte, daß es unmöglich sei in Frankreich wieder ein Papiergeld einzuführen, und daß der Kaiser zu einer solchen Maßregel nie seine Einwilligung geben werde. Man gestattete aber gewisse Maßregeln, welche die Zahlungen langsamer machten und längere Fristen erlaubten. Man übertrug dem Minister des Schatzes und dem Polizeipräfecten die Aufgabe, sich mit der Bank über diese Maßregeln zu verständigen.

Marbois hatte mit dem Bankrath sehr lebhafte Erörterungen. Er beklagte sich über die Art, wie die Geschäfte geleitet seien, worin ein ungerechter Vorwurf lag; denn wenn sich die Bank in Verlegenheit befand, so war es blos die Schuld des Schatzes. Ihr Portefeuille enthielt vortreffliche Handelspapiere, deren regelmäßige Bezahlung in diesem Augenblicke ihre einzige Hülfsquelle war. Sie hatte ihre Discontirungen für Privaten sogar so sehr beschränkt, daß sie unter den gewöhnlichen Verhältnissen geblieben war. In zu großen Quantitäten besaß sie blos die Papiere von Desprez und die Obligationen der Generaleinnehmer, die ihr kein Geld einbrachten. Ihre Verlegenheiten entstanden mithin aus ihrem Verhältniß zur Regierung. Aber die leitenden Bankiers waren im Allgemeinen dem Kaiser, in dem sie weniger den glorreichen Helden als den Wiederhersteller der Ordnung verehrten, so ergeben, daß sie sich von den Beamten der Regierung mit einer Härte behandeln ließen, die heutzutage die gemeinste Gesellschaft von Speculanten sich nicht gefallen lassen würde. Uebrigens war es von ihrer Seite mehr Patriotismus als Servilismus. Die Unterstützung der kaiserlichen Regierung war ihnen eine gebieterische Pflicht gegen Frankreich, daß Napoleon allein gegen die Anarchie beschützte. Sie ließen sich daher die unverdienten Vorwürfe ruhig gefallen und zeigten eine Ergebenheit, die unter ähnlichen Umständen zum Muster dienen kann. Man nahm die folgenden Maßregeln als die geeignetsten an.

Es sollten Beamte mit Extrapost in die benachbarten Departements abgehen und den Cassenbeamten die Weisung bringen, alles Geld nach Paris zu schicken, dessen sie nicht zur Bezahlung der Renten, des Soldes, des Gehaltes u. s. w. dringend bedürften. Auf

diese Weise hoffte man 5 bis 6 Millionen baares Geld zu bekommen. Die Generaleinnehmer erhielten Befehl, alle Summen, die sie Desprez nicht ausgeliefert hätten, unmittelbar an die Bank einzuschicken. Die abgesandten Beamten hatten zugleich die Aufgabe, sich zu versichern, ob nicht der eine oder der andere Cassirer die Fonds des Schatzes in seinen eigenen Interessen verwende. Auf diese Weise bekam man Geld, aber man mußte dasselbe auch festzuhalten suchen. Da die Bankbillets zu verlieren anfingen, so drängte sich das Publicum zu den Cassen der Bank, um sie gegen Geld auszuwechseln. Man autorisirte die Bank, blos 5 bis 600,000 Francs täglich mit baarem Gelde auszuwechseln. Dies war Alles, was man an baarem Gelde brauchte, wenn Vertrauen herrschte. Man nahm noch eine andere Maßregel, die Bezahlungen zu verzögern, man fing das Geld an zu zählen. Die Inhaber der Bankbillets hätten diese Formalität gern erlassen; denn sie fürchteten nicht, daß die Bank das Publicum betrüge, indem sie in einem Sack von 1000 Franken einen Thaler fehlen lasse. Man that indessen, als sei es nöthig, das Geld zu zählen. Man beschloß außerdem, daß jeder Person nur ein Billet eingelöst und Jeder nach der Reihe vorgelassen werden solle. Da das Hinzuströmen mit jedem Tage stärker wurde, so ersann man noch ein anderes Mittel, nämlich den Inhabern der Bankscheine Nummern zu geben, bis die 5 bis 600,000 Franken, die man täglich bezahlen wollte, erschöpft waren. Man deponirte diese Summen in den Mairien von Paris und ließ sie nur an solche Personen abgehen, die dem Geldhandel notorisch fremd waren und ihre Bankbillets einwechselten, um persönliche Bedürfnisse zu befriedigen.

Diese Maßregeln machten wenigstens dem Gedränge um die Büreaus ein Ende und reducirten die baaren Geldausgaben auf das Nothwendigste. Die Agiotage, die sich der Thaler der Bank zu bemächtigen suchte, um an dem Publicum 6 bis 7 % zu verdienen, sah sich bitter getäuscht. Das Ganze war indeß eine wahrhafte Zahlungseinstellung. Unglücklicherweise war sie unvermeidlich. In solchen Fällen muß man nicht die Maßregel selbst tadeln, sondern das frühere Verfahren, wodurch sie nothwendig geworden ist.

Die abgeschickten Beamten brachten höchstens 2 Millionen auf. Die täglich fällig werdenden Handelswechsel brachten mehr Bankbil-

lets als baares Geld ein; denn die Kaufleute zahlten nur dann in letzterem, wenn ihre Schuld weniger als 500 Franken betrug. Die Bank beschloß daher, in Holland Piaster um jeden Preis zu kaufen und so einen Theil der Kosten der Krisis auf sich zu nehmen. Durch alle diese Mittel würde man aus der Klemme herausgekommen sein, wenn Desprez nicht plötzlich neue Verlegenheiten bekannt und abermals Unterstützung gefordert hätte.

Dieser Bankier, der von der Gesellschaft beauftragt war, dem Schatze die für den Dienst erforderlichen Fonds zu liefern und zu diesem Zwecke die Obligationen der Generaleinnehmer zu discontiren, war die Verflichtung eingegangen, diese Discontirung für ½ % monatlich oder 6 % jährlich zu verschaffen. Da die Capitalisten ihm selbst aber nicht anders discontirten, als zu 1 % monatlich oder 12 % jährlich, so war er verderblichen Verlusten ausgesetzt. Um sich diese zu ersparen, hatte er Mittel ersonnen, seinen Darleihern die Obligationen und Scheine auf Sicht zu verpfänden und auf diese Werthe zu borgen. Jetzt wollten die Speculanten die Umstände benutzen und weigerten sich, diese Art von Operationen fortzusetzen, damit er sie mit dem baaren Gelde des Schatzes bezahle und sie auf diese Weise wohlfeil dazu gelangten. — „Die Verlegenheiten des Platzes," schrieb Marbois an den Kaiser, „dienen vielen Leuten zum Vorwande, gegen die vereinigten Kaufleute wie Corsaren zu verfahren, und ich kenne große Patrioten, die den Agenten des Schatzes mehr als eine Million entzogen haben, um damit ein besseres Geschäft zu machen." (Schreiben vom 28. Sept. 1805 Archiv des Staatssecretariats).

Desprez, der bereits 14 Millionen empfangen hatte, wollte noch 30 auf der Stelle und im Brumaire 70 haben. Er brauchte mithin eine Summe von 100 Millionen. Diese Lage, die er der Bank gestand, verursachte dort einen großen Schreck und rief von Seiten aller derer, die ihre Sache nicht auf das Glück der Regierung stellen wollten, eine wahre Fluth von Klagen hervor. Man fragte, wer Desprez sei, und weshalb man so große Opfer für ihn verlange. Dem Handel war die Solidarität unbekannt, die zwischen ihm und der zugleich für Spanien und Frankreich arbeitenden Gesellschaft der Liefe-

ranten bestand. Man wollte den Minister verpflichten, die wahre Stellung Desprez's in seiner Eigenschaft als Agent des Schatzes bekannt zu machen, sei es auch nur, um eine Garantie mehr zu haben. Der Minister schickte darauf dem Präsidenten des Bankraths ein eigenhändiges Billet, worin er sagte, daß Desprez nur im Interesse des Schatzes handle. In der Zerstreuung hatte Marbois das Billet zu unterzeichnen vergessen, und man verlangte seine Unterschrift. Er gab seine Einwilligung, und jetzt konnte man unmöglich länger verkennen, daß man es mit dem Kaiser selbst, dem Schöpfer der Bank, dem Retter und Herrn Frankreichs zu thun habe, der die gerechte Forderung stelle, daß man ihn durch die Verweigerung von Hülfsquellen, deren man dringend bedürfe, nicht in Verlegenheit setze.

Die Stimme des Patriotismus trug den Sieg davon, und dieses Resultat verdankte man hauptsächlich dem berühmten Bankier Perregaux, der seinen Einfluß beständig zum Nutzen des Staates verwendete. Man beschloß, Desprez alle ihm nöthige Hülfe zu gewähren und die Obligationen, auf die er Geld aufzunehmen pflegte, zu jedem Preise zu discontiren, möchten sie nun Desprez selbst oder der Bank gehören. Er sollte diese Operationen, als der zur Ausführung Befähigtste, selbst übernehmen, die Verluste wollte die Bank zur Hälfte tragen. Weiter wurde bestimmt, von Amsterdam und Hamburg Geld herbeizuschaffen und Desprez förmlich aufzufordern, seine Verpflichtungen nicht mehr zu erneuern, damit dieser Lage ein Ziel gesetzt werde. Endlich beschloß man, die Discontirungen für den Handel zu vermindern, alle Hülfsquellen dem Staat zu widmen und blos für ihn Billets auszugeben. Die tägliche Einlösung der Handelsgegenstände hatte eine beträchtliche Quantität der Billets zur Bank zurückgeführt, die man anfangs zerstören wollte, jetzt aber in Umlauf brachte, um den Bedürfnissen Desprez's zu genügen. Man überschritt sogar die erste Emission um Vieles und erhöhte sie bis auf 80 Millionen, wozu noch 20 Millionen laufender Schulden kamen. Ein außerordentlicher Ankauf von Piastern und die wirkliche Discontirung der Obligationen verschafften die 5 bis 600,000 Franken täglich, die man zur Befriedigung des Publicums nöthig hatte, und man durfte sich schmeicheln, daß man über die Krisis hinwegkommen werde, ohne den öffentlichen Dienst bloßzustellen und einen Bankerott

der Lieferanten herbeizuführen, welcher den Bankerott des Schatzes zur Folge gehabt haben würde.

Man konnte indessen nicht verhindern, daß Bankerotte von Privaten rasch auf einander folgten und die allgemeine Verlegenheit stark vermehrten. Den unheimlichsten Eindruck machte der Bankerott von Recamier, einem Bankier, der wegen seiner Redlichkeit, seiner glänzenden Lebensweise, der Ausdehnung seiner Geschäfte, berühmt war, und mehr den Umständen als eigenen Fehlern zum Opfer fiel. Uebelwollende schrieben seinen Sturz Geschäftsverbindungen mit dem Schatze zu, die nicht existirten. Viele minder wichtige Bankerotte folgten, sowohl in Paris wie in den Provinzen, und riefen eine Art von panischem Schrecken hervor. Unter einer minder festen, minder mächtigen Regierung hätte diese Krisis die ärgerlichsten Folgen haben können. Aber man rechnete auf das Glück und auf das Genie des Kaisers, Niemand fürchtete für die öffentliche Ordnung. Man erwartete mit jedem Augenblicke einen glänzenden Erfolg, der den Credit heben werde, und jene abscheuliche Classe von Speculanten, die jedes Unglück vergrößern, indem sie ihre Berechnungen auf das Sinken der Werthe gründen, wagte aus Furcht vor den Siegen Napoleon's nicht, auf dieses Spiel sich einzulassen.

Aller Augen waren auf die Donau gerichtet, wo das Geschick Europa's entschieden werden sollte. Von dort mußten die Ereignisse kommen, welche dieser finanziellen und politischen Krisis ein Ende machen konnten. Man war voll Vertrauen, vorzüglich nachdem man gesehen hatte, wie eine ganze Armee in wenigen Tagen fast ohne Schwertstreich durch die bloße Wirkung eines Manövres war gefangen genommen worden. Indessen war eben bei diesem Manövre ein Umstand, der eine Verwickelung mit Preußen herbeiführte und uns einen Feind mehr verschaffen konnte. Dieser Umstand war der Marsch des Generals Bernadotte durch die preußische Provinz Anspach.

Als Napoleon seine Truppen gegen die Flanke der österreichischen Armee abschickte, hatte er den Durchmarsch durch die preußischen Provinzen in Franken nicht einen Augenblick für eine Schwierigkeit gehalten. Nach dem Neutralitätsvertrage, den Preußen nach dem letzten Kriege mit den kämpfenden Mächten abgeschlossen hatte, waren die Provinzen Anspach und Baireuth in die Neutralität des nörd-

lichen Deutschlands nicht eingeschlossen. Der Grund war einfach der, daß diese Provinzen auf der Marschlinie der österreichischen und französischen Heere lagen, so daß man sie kaum umgehen konnte. Alles, was man verlangen konnte, war, daß sie nicht zum Kriegsschauplatze gemacht würden, daß man rasch durchmarschire und alle Bedürfnisse baar bezahle. Wenn Preußen es dies Mal anders gehalten haben wollte, so mußte es das sagen. Da es außerdem noch neulich mit Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt, den Antrag, Hannover hinzunehmen, angehört und gebilligt hatte, so hatte es kein Recht, die alten Neutralitätsbedingungen zum Nachtheile Frankreichs abzuändern. Dies wäre unbegreiflich gewesen, und es hatte daher auch über diesen Gegenstand ein Stillschweigen beobachtet, das es anständigerweise nicht brechen konnte, vorzüglich jetzt, da es mitten in einer Unterhandlung über ein Bündniß mit uns erklären mußte, es wolle weniger gefällig sein, als zur Zeit seiner äußersten Kälte. Wie dem auch sei, Napoleon stützte sich auf eine scheinbare Vertraulichkeit, an der er nicht zweifeln durfte, und betrachtete daher den Durchmarsch durch Anspach nicht als eine Gebietsverletzung. Seine Aufrichtigkeit wird dadurch bewiesen, daß er im Nothfall die Straßen dieser Provinz entbehren konnte, ohne daß er viel von der Aussicht verlor, den General Mack einzuschließen.

Die Stellung Preußens zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Kaiser Alexander wurde mit jedem Tage peinlicher. Der Erstere trug ihm Hannover und sein Bündniß an, der Zweite verlangte für eins seiner Heere den Durchmarsch durch Schlesien und schien im Weigerungsfalle mit Gewalt zu drohen. Friedrich Wilhelm befand sich in einer außerordentlichen Aufregung. Bald von der Sucht nach Vergrößerung beherrscht — und somit zu einem Bunde mit Napoleon geneigt, bald durch die Einflüsse des Hofes der Coalition günstig gestimmt, hatte er aller Welt Versprechungen gemacht, war er zuletzt in eine so schiefe Stellung gekommen, daß er keinen andern Ausweg sah, als Krieg mit Rußland oder Frankreich. Er war darüber im höchsten Grade erbittert; denn er war zugleich mit sich selbst wie mit den Andern unzufrieden und konnte an den Krieg nicht anders als mit Entsetzen denken. Das gebieterische Auftreten Rußlands empörte ihn indessen, und er hatte befohlen, 80,000 Mann auf den

Kriegsfuß zu stellen. Unter diesen Verhältnissen erfuhr man in Berlin die angebliche Verletzung des preußischen Gebietes. Dies war für den König von Preußen ein neuer Kummer; denn er konnte nun den Forderungen Alexander's wenig mehr entgegensetzen. Gewiß gab es Gründe, den Franzosen Anspach zu öffnen, welche die Russen nicht geltend machen konnten, um den Durchmarsch durch Schlesien zu fordern. Aber in den Augenblicken der Leidenschaft vermag eine richtige Beweisführung wenig, und kaum erfuhr man in Berlin den Marsch der Franzosen durch das Gebiet von Anspach, so begann der Hof zu schreien, daß Napoleon Preußen schimpflich beleidige und so behandle, wie er mit Neapel und Baden gewohnt sei; ohne sich zu entehren dürfe man eine solche Behandlung nicht ertragen, und überdies werde man, wenn man den Krieg mit Napoleon verweigere, gegen Alexander kämpfen müssen; denn dieser Fürst dulde gewiß nicht, daß man so parteiisch gegen ihn verfahre und ihm etwas verweigere, was man dem Gegner bewillige; da man sich einmal erklären müsse, so werde es auffallen und der Gefühle des Königs unwürdig sein, wenn er sich den Unterdrückern Europa's gegen dessen Vertheidiger anschließe. Friedrich Wilhelm, fügte man hinzu, habe ja stets andere Gesinnungen bekannt, sowohl in Memel, als später bei seinen vertraulichen Unterhandlungen mit seinem jungen Freunde Alexander.

So sprach man laut in Berlin, in Potsdam und hauptsächlich in der königlichen Familie, wo eine schöne, leidenschaftliche und bewegliche Königin herrschte.

Obgleich der König durch die ihm widerfahrene Gebietsverletzung wirklich gereizt war, da ihm dadurch sein bestes Argument gegen die Forderungen der Russen genommen wurde, so benahm er sich doch, wie gewöhnlich Leute zu thun pflegen, die aus Schwäche falsch sind. Er schuf sich aus seinem Zorne Hülfsquellen und stellte sich viel gereizter, als er wirklich war. Sein Benehmen gegen die beiden Repräsentanten Frankreichs war im höchsten Grade affectirt. Er weigerte sich sie zu empfangen, und auch Hardenberg ließ sie nicht zu, um ihre Erklärungen anzuhören. Laforest und Duroc wurden mit einer Art von Bann belegt und jeder Verbindung beraubt, was sich sogar auf den Geheimschreiber Lombard ausdehnte, durch den gewöhnlich die Mittheilungen gingen, wenn es sich um die deutschen

Entschädigungen oder um Hannover handelte. Auch die geheimen Agenten, die man bis dahin gewöhnlich benutzt hatte, erklärten, bei der Stimmung des Königs lasse sich nichts thun. Dieser ganze Zorn war augenscheinlich berechnet. Man wollte sich dadurch aus der Verlegenheit ziehen, die man sich selbst bereitet hatte, und Frankreich erklären, daß man der eingegangenen Verpflichtungen durch dessen eigene Schuld ledig sei. Die so häufig erneuerten Verpflichtungen bestanden in dem förmlichen Versprechen, daß das preußische Gebiet nie zu einem Angriff gegen Frankreich dienen und auch Hannover gegen jeden Einfall geschützt werden solle. Da die Franzosen den Durchzug durch das preußische Gebiet erzwungen hatten, so wollte man daraus den Schluß ziehen, daß man dasselbe Jedem beliebig öffnen könne. So war denn ein Ausweg gefunden, den Schwierigkeiten aller Art zu entschlüpfen, die man rings um sich aufgehäuft hatte. Es sollte also erklärt werden, daß Preußen in Folge der Verletzung seines Gebiets von jeder Verpflichtung befreit sei und den Russen den Durchmarsch durch Schlesien bewilligen werde, als gerechte Ausgleichung dafür, daß die Franzosen durch Anspach gezogen seien. Man wollte noch etwas Besseres, als blos einer großen Verlegenheit entgehen, man wollte einen Nutzen haben. Man faßte den Entschluß, Hannover zu besetzen, wo blos die 6000 Franzosen in Hameln geblieben waren, um diesen Einfall damit zu beschönigen, daß man sich gegen neue Gebietsverletzungen schützen müsse; denn eine englisch-russische Armee marschirte nach Hannover, und indem man es besetzte, so verhinderte man, daß der Kriegsschauplatz in die preußischen Provinzen, die an Hannover angrenzten, verlegt wurde.

Der König versammelte einen außerordentlichen Rath, zu dem der Herzog von Braunschweig und der Marschall Möllendorf berufen wurden. Auch Haugwitz war herbeigeeilt, um demselben beizuwohnen. Man faßte darin die Beschlüsse, die eben erzählt wurden, hüllte sie aber einige Tage noch in eine Art von Wolke ein, um die beiden Repräsentanten Frankreichs noch mehr zu schrecken. Man wußte freilich, daß weder sie noch ihr Herr so leicht eingeschüchtert werden konnten, aber in einem Augenblicke, da Napoleon von so vielen Feinden umringt war, konnte die Furcht, Preußen werde durch seinen

Beitritt die Coalition so allgemein machen wie 1792, auf seinen Geist mächtig einwirken.

Laforest und Duroc hatten lange vergebens eine Unterredung mit Hardenberg verlangt. Als sie ihn endlich sahen, hatte er die Haltung eines Mannes, der sich zwingt seinen Zorn zu beherrschen, und gab nach vielen bitteren Klagen blos die eine Erklärung, daß Preußen seiner Verpflichtungen ledig sei und sich fortan blos durch das Interesse seiner eigenen Sicherheit leiten lassen werde. Nach und nach ließ das preußische Cabinet den französischen Unterhändlern zu wissen thun, daß man beschlossen habe, Schlesien den Russen zu öffnen, und Hannover besetzen werde, damit die Kriegsflamme sich nicht bis in den Mittelpunkt des Königreichs verbreite. Man schien zu sagen, Frankreich müsse sich glücklich preisen, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen.

Dies Alles war der Redlichkeit des Königs und der Macht seines Staates wenig würdig. Nach dieser ersten Explosion begannen die Formen indessen milder zu werden, nicht blos deshalb, weil es im preußischen Plane lag, sich versöhnlich zu zeigen, sondern auch darum, weil die überraschenden Erfolge Napoleon's allen Höfen ernstliche Betrachtungen einflößten.

In Pulawy erfuhr man Alles, was in Berlin vorging, mit der Geschwindigkeit des Blitzes. Alexander, der schon vor den Beschwerden, zu denen Frankreich Anlaß gab, Friedrich Wilhelm sehen wollte, mußte diese Zusammenkunft jetzt noch mehr wünschen. Er hoffte, diesen Fürsten geneigt zu finden, jede Art von Einfluß über sich ergehen zu lassen. Dies bewog ihn, statt den Ort des Stelldicheins so zu bestimmen, daß die Entfernung getheilt wurde, die ganze Reise selbst zu machen und sich unmittelbar nach Berlin zu begeben.

Als Friedrich Wilhelm die Ankunft des Kaisers erfuhr, bedauerte er, daß er so viel Aufsehen gemacht und sich auf diese Weise einen schmeichelhaften, aber sehr gefährlichen Besuch zugezogen hatte. Napoleon hatte den Krieg so kräftig und so entscheidend begonnen, daß man wenig Ermuthigung fühlen konnte, sich mit seinen Feinden zu verbinden. Es war indessen nicht möglich, sich den Zuvorkommenheiten eines Fürsten zu entziehen, den man so zärtlich zu lieben behauptete, und er gab daher Befehl, ihn glänzend zu empfangen.

Alexander zog am 25. October in die preußische Hauptstadt ein unter dem Donner der Geschütze und von der königlichen Garde umgeben. Der junge König eilte ihm entgegen und umarmte ihn zärtlich, zur großen Freude der Berliner, die den Franzosen anfänglich günstig gestimmt gewesen waren, jetzt aber durch den Hofeinfluß und die tausendmal wiederholte Behauptung, daß Napoleon das Gebiet von Anspach aus Verachtung gegen Preußen verletzt habe, sich fortreißen ließen. Alexander wollte bei dieser Gelegenheit alle seine Verführungsmittel aufbieten, den preußischen Hof in sein Interesse zu ziehen. Er fing mit der schönen Königin von Preußen an, die leicht zu gewinnen war, da sie als Mecklenburg'sche Prinzessin den ganzen Haß des deutschen Adels gegen die Revolution theilte. Alexander widmete ihr eine Art von ritterlicher Verehrung, die man für eine einfache Huldigung oder auch für ein lebhafteres Gefühl nehmen konnte. Obgleich er sich damals mit einer ausgezeichneten Dame des russischen Adels sehr lebhaft beschäftigte, so war er doch ganz der Mann, ein Gefühl zu heucheln, das seinen Absichten förderlich war. Uebrigens lag in seinem Benehmen nichts, was den Anstand verletzen oder die argwöhnische Eifersucht Friedrich Wilhelms erregen konnte. Er hatte noch nicht zwei Tage in Berlin gelebt, und bereits war der ganze Hof voll von ihm und rühmte seine Anmuth, seinen Geist, seinen edlen Eifer für die Sache Europa's. Er erwies allen Verwandten Friedrichs des Großen besondere Aufmerksamkeit, besuchte den Herzog von Braunschweig, den Marschall Möllendorf und ehrte in ihnen die Führer des preußischen Heeres. Der junge Prinz Louis, ein Neffe des Königs, der sich durch einen heftigen Haß gegen Frankreich und einen glühenden Ehrgeiz auszeichnete, mithin für Rußland im Voraus gewonnen war, zeigte eine noch größere Ueberspannung als gewöhnlich. Eine Art allgemeiner Begeisterung lieferte den preußischen Hof an Alexander aus. Friedrich Wilhelm bemerkte diese Erscheinung und begann zu erschrecken. Er wartete mit einer peinlichen Angst auf die Anträge, die aus dieser Begeisterung entstehen würden, und schwieg aus Furcht, daß er den Augenblick, wo es zu Erklärungen kommen mußte, beschleunigen werde. Wir haben bereits gesagt, daß er in seiner Verlegenheit seinen alten Rathgeber Haugwitz herbeigerufen hatte, der ihn freilich durch seine geistige

Ueberlegenheit zuweilen beunruhigte, aber wegen seiner geschickten, ausweichenden, zur Neutralität sehr geneigten Politik ihm sehr gefiel. Beide beklagten die verhängnißvolle Verwickelung der Dinge, die Preußen unter der leidenschaftlichen und und ungleichen Leitung Hardenberg's in eine wahre Sackgasse geführt hatte. Hardenberg, anfänglich der Freund und Schützling von Haugwitz, bald aber dessen Nebenbuhler, hatte erst die Politik dieses Staatsmannes befolgt, welche darin bestand, zwischen den beiden europäischen Parteien die Neutralität zu behaupten und Nutzen daraus zu ziehen; aber er hatte dies mit der gewöhnlichen Leidenschaft seines Charakters gethan, bald nach der einen, bald nach der andern Seite sich hinwendend, den Franzosen günstig und ihnen ganz hingegeben, als es sich um Hannover handelte, jetzt aber, seit dem Ereigniß in Anspach, von der allgemeinen Bewegung so mit fortgerissen, daß er Napoleon in Gemeinschaft mit Rußland bekämpfen wollte. Haugwitz, der seinen undankbaren Zögling noch immer mit Schonung beurtheilte, sagte, daß man einige Monate zuvor zu französisch gewesen, jetzt aber zu russisch sei. Wie aber aus der Verlegenheit herauskommen, wie dem Drängen des jungen Kaisers entgehen? Die Schwierigkeit wurde von Stunde zu Stunde größer, und man konnte sie durch stetes Ausweichen nicht lösen. Die Zeit war für Alexander kostbar; denn jeder verfließende Tag verkündete einen neuen Fortschritt Napoleon's gegen die Donau und brachte eine neue Gefahr für Oesterreich und die russischen am Inn eingetroffenen Heere. Er eröffnete sich daher dem König von Preußen und übertrug seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Verständigung mit dem schlauen Grafen Haugwitz. Das Thema, das Beide entwickelten, läßt sich nach dem Vorhergegangenen leicht errathen. Preußen, sagten sie, könne sich von der Sache Europa's nicht trennen, dürfe durch seine Unthätigkeit zum Triumphe des gemeinschaftlichen Feindes nicht beitragen; dieser schone es augenblicklich und doch nur wenig, wie man nach den Vorgängen in Anspach urtheilen könne, werde es aber bald zerschmettern, wenn er sich Oesterreichs und Rußlands entledigt habe, wo es dann auf Niemand mehr rechnen könne. Allerdings sei es wahr, daß Preußen den Schlägen Napoleon's sehr ausgesetzt sei, aber man komme ihm ja mit einem Heer von 80,000 Mann zu Hülfe und habe sich ihm

nur zu diesem Zweck so sehr genähert. Die Armee, die in Pulawy an der Grenze von Schlesien stehe, sei keine Drohung, sondern eine Aufmerksamkeit Alexander's, der einen Freund in einen ernstlichen Krieg nicht habe verwickeln wollen, ohne ihn zu unterstützen. Ueberdies habe Napoleon viele Feinde zu bekämpfen und werde an der Donau in große Gefahr gerathen; wenn Preußen von Franken her ihm in den Rücken falle, während die vereinigten Russen und Oesterreicher ihm die Stirn böten, dann gerathe er zwischen zwei Feuer und müsse unfehlbar erliegen. In diesem sehr wahrscheinlichen Falle werde man die gemeinschaftliche Befreiung Preußen verdanken und werde ihm Alles geben, was ihm Napoleon verspreche, aber gewiß nicht halte, namentlich Hannover. (Man hatte in der That nach London geschrieben, um England zu diesem Opfer zu bewegen.) Gewiß sei es aber besser, ein so schönes Geschenk von dem rechtmäßigen Besitzer und als Lohn für die Rettung Aller zu empfangen, als von einem Usurpator, der einen Verrath mit fremden Gütern bezahle.

Zu diesen Vorstellungen fügte man einen neuen Einfluß, nämlich die Anwesenheit des Erzherzogs Anton, der eilig von Wien herbeigekommen war. Dieser Fürst erzählte von der Niederlage bei Ulm, von den raschen Fortschritten der Franzosen, von den Gefahren der österreichischen Monarchie, welche zugleich ganz Deutschland bedrohten, so daß sich die vereinigten deutschen Mächte um jeden Preis versöhnen müßten.

Diese diplomatische Machination war zu klug angelegt, als daß der unglückliche König von Preußen ihr hätte entgehen können. Indessen widerstanden er und Haugwitz hartnäckig, als ob sie die Unglücksfälle geahnt hätten, von denen die preußische Monarchie bald darauf betroffen wurde. Es gab viele Unterredungen, manchen Streit und selbst bittere Klagen. Der König und sein Minister sagten, daß man Preußen zu Grunde richten wolle, und daß es gewiß dahin komme; denn wenn auch ganz Europa vereinigt sei, so könne es doch Napoleon nicht widerstehen; wenn sie nachgäben, so thäten sie es, weil man ihrer Klugheit, ihrem Patriotismus Gewalt anthue, und auch jetzt noch müßten sie sich darüber beklagen, daß man sie mit Gewalt zur Coalition habe zwingen wollen, wozu die russische Armee an den Grenzen Schlesiens habe dienen sollen. Alexander antwortete

darauf damit, daß er seinen Minister, den Fürst Czartoryski, opferte. Indem er seiner natürlichen Unbeständigkeit nachgab, hörte er bereits viel auf die Dolgorucki, die ihm unaufhörlich sagten, daß der Fürst ein ungetreuer Minister sei, der König von Polen werden und zu diesem Zweck Rußland auf Preußen werfen wolle. Alexander, der für den Plan, den er sich vorgesetzt hatte, nicht genug Charakter besaß, erschrak schon in Pulawy bei dem Gedanken, daß er gegen Frankreich marschiren und zuvor Preußen niederwerfen solle, wenn auch die Krone Polens der Preis dieser Verwegenheit war. Von Alopäus, den wieder die Dolgorucki leiteten, bearbeitet, sagte er, daß man ihn zu einem großen Fehler verleiten wolle, und wiederholte dies gegen den Fürsten Czartoryski, dessen ernster und strenger Charakter ihm unbequem zu werden anfing, da jener mit der Freimüthigkeit eines Freundes und eines unabhängigen Ministers zuweilen die Schwächen und Unbeständigkeiten seines Souveräns tadelte.

Durch viele Bemühungen, durch dieses Fallenlassen eines Ministers und hauptsächlich durch Nebeneinflüsse, z. B. die Bitten der Königin, die Reden des Prinzen Louis, die Kriegslust des jungen preußischen Generalstabes, betäubte man endlich den König, besiegte Haugwitz und gelangte dahin, daß Beide in die Ansichten der Coalition eingingen. Aber so sehr Friedrich Wilhelm sich auch beherrschen ließ, so wollte er sich doch ein letztes Mittel vorbehalten, den neuen Verpflichtungen zu entgehen, und er nahm daher auf Haugwitz's Rath einen Plan an, der ihm noch einige Illusionen über sein verpfändetes Wort gestattete und auf eine Vermittelung hinauslief, also auf jene große Heuchelei, hinter der damals alle Mächte ihre Coalitionspläne gegen Frankreich verbargen. Es war die Form, an die Preußen drei Monate früher gedacht hatte, als es sich mit Napoleon um den Preis von Hannover verbinden wollte, es war die Form, deren es sich jetzt bediente, da es sich um ein Bündniß mit Alexander handelte, für das wieder Hannover den Preis bilden sollte.

Preußen sollte sich auf die Unmöglichkeit stützen, zwischen erbitterten Gegnern, die selbst sein Gebiet nicht achteten, in Ruhe zu leben und sich zur Intervention bereit erklären, um die Mächte zum Frieden zu zwingen. Bis dahin war Alles gut, aber wie sollten die Bedingungen dieses Friedens sein? Das war die ganze Frage. Wenn

Preußen bei den mit Napoleon unterzeichneten Verträgen blieb, in denen es den gegenwärtigen Zustand des französischen Reichs garantirt und dieselbe Zusicherung für sich bekommen hatte, so war nichts zu erinnern. Aber es war nicht fest genug, an dieser Grenze inne zu halten und loyal zu bleiben. Es wollte als Friedensbedingungen eine neue Abgrenzung der österreichischen Besitzungen in der Lombardei vorschlagen, wodurch diese von der Etsch an den Mincio vorrückten (so daß also das Königreich Italien zerstückelt werden mußte), ferner eine Entschädigung für den König von Sardinien, und außerdem die von Napoleon selbst für den Fall eines allgemeinen Friedens angenommenen Bedingungen, nämlich die Unabhängigkeit Neapels, der Schweiz und Hollands.

Dies war eine förmliche Verletzung der zwischen Frankreich und Preußen gegenseitig verabredeten Bürgschaften, nicht in Entwürfen zu Bündnissen, welche bloße Entwürfe blieben, sondern in förmlichen Verträgen, wie sie bei den deutschen Entschädigungen unterzeichnet waren.

Die Oesterreicher und Russen hätten gern mehr erlangt, aber da sie wußten, daß Napoleon in diese Bedingungen nie willigen werde, so waren sie sicher, schon mit dem, was sie erlangt hatten, Preußen in den Krieg zu verwickeln.

Auch über eine andere Schwierigkeit gingen sie hin, damit alle Hindernisse verschwinden möchten. Friedrich Wilhelm wollte zu Napoleon nicht im Namen aller seiner Feinde sprechen, namentlich nicht im Namen Englands, da er sich gegen diese Macht oft so vertraulich ausgesprochen hatte. Er sprach daher den Wunsch aus, England bei seiner Vermittelung nicht nennen zu müssen, weil er nur mit dem Continentalfrieden zu thun haben wolle, sagte er. Auch hierein willigte man, immer aus dem Motive, daß er auch so schon in den Krieg verwickelt werde. Endlich verlangte er ein letztes Zugeständniß, das wichtigste und bedenklichste, nämlich, daß die Frist, nach deren Verlauf Preußen zum Handeln sich verpflichte, um einen Monat verlängert werde. Auf der einen Seite erklärte der Herzog von Braunschweig, der in Kriegssachen stets die Entscheidung gab, daß die Armee nicht eher als im December bereit sein könne; auf der andern Seite rieth Haugwitz zum Aufschub, um erst zu sehen,

wie die Dinge an der Donau sich gestalten würden. Bei einem Feldherrn wie Napoleon konnte die Entscheidung nicht lange dauern, und wenn man blos einen Monat gewann, so hatte man Aussicht, durch eine unerwartete und entscheidende Lösung der Verlegenheit entzogen zu werden. Es wurde daher verabredet, daß Preußen einen Monat später, nachdem Haugwitz mit dem Vermittelungsvorschlage Berlin verlassen haben werde, in das Feld zu rücken verpflichtet sei, wenn Napoleon bis dahin keine befriedigende Antwort ertheilt habe. Man konnte leicht noch einige Tage gewinnen, wenn man die Abreise Haugwitz's unter verschiedenen Vorwänden verzögerte, und außerdem vertraute Friedrich Wilhelm zu der Klugheit und Vorsicht seines Unterhändlers, daß die ersten Unterredungen mit Napoleon den Bruch noch nicht unvermeidlich machen würden.

Diese Bedingungen, der preußischen Redlichkeit unwürdig — denn sie widersprachen, wie wir hiermit wiederholen, feierlichen Verträgen, durch die Preußen schöne Gebiete erlangt hatte — wurden in eine doppelte Erklärung aufgenommen, die in Potsdam am 3. Novbr. unterzeichnet wurde. Der Text ist nie bekannt geworden, aber Napoleon lernte später den Inhalt kennen. Diese Erklärung hat den Namen des Vertrags von Potsdam behalten. Ohne Zweifel hatte Napoleon gegen Preußen Fehler begangen; denn wenn er diesen Staat auch sehr bevorzugte, so hatte er doch mehr als eine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihn unwiderruflich an sich zu fesseln. Aber er hatte ihn mit soliden Gunstbezeigungen überhäuft und war gegen ihn stets redlich gewesen.

Alexander und Friedrich Wilhelm bewohnten gemeinschaftlich Potsdam. In diesem schönen Ruheorte Friedrichs des Großen begeisterten sie sich gegenseitig und schlossen dort jenen Vertrag, der den Interessen Preußens so sehr zuwider war. Haugwitz war in Verzweiflung, ihn unterzeichnet zu haben, und entschuldigte sich in seinen Augen nur mit der Hoffnung, ihn später umgehen zu können. Der König wurde betäubt, verwirrt und wußte nicht, wohin man ihn führe. Um ihm vollends den Kopf zu verrücken, hatte Alexander, wie man sagt, in Uebereinstimmung mit der Königin, wahrscheinlicher aber aus einer Vorliebe für dergleichen Schaustellungen, den Plan entworfen, das kleine Gewölbe in der protestan-

tischen Kirche zu Potsdam zu besuchen, das die Reste des großen Friedrich enthält. In diesem Gewölbe, das sich in einem Pfeiler der Kirche befindet, eng und fast dürftig ist, stehen zwei hölzerne Särge, der Friedrich Wilhelms des Ersten und der des großen Friedrich. Alexander begab sich dorthin mit dem jungen König, vergoß Thränen, schloß seinen Freund in die Arme und ließ ihn auf dem Sarge Friedrichs des Großen das Gelübde ewiger Freundschaft ablegen. Nie wollten sie ihre Sache, ihr Schicksal von einander trennen. Tilsit sollte die Gültigkeit eines solchen Eides bald beweisen, obwohl derselbe vermuthlich im Augenblick des Schwörens aufrichtig gemeint war.

Diese Scene, die in Berlin und ganz Europa bald bekannt wurde, bestärkte die Meinung, daß zwischen den beiden jungen Monarchen ein enges Bündniß bestehe.

England, von der Veränderung der Dinge in Preußen und dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen unterrichtet, sah darin ein Hauptereigniß, welches das Schicksal Europa's entscheiden könne. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Harrowby, reiste daher auf der Stelle ab, um zu unterhandeln. Das Cabinet von St. James war dem preußischen Hofe gegenüber nicht schwierig und bewilligte demselben Alles. Es gab seine Zustimmung, daß England bei der Vermittelung, die Haugwitz im Lager Napoleon's versuchen wollte, nicht genannt werde, und hielt für das preußische Heer Subsidien in Bereitschaft, da es nicht zweifelte, daß dasselbe binnen einem Monat am Kriege Theil nehmen werde. Das englische Cabinet war, was die dem Hause Brandenburg versprochene Gebietsvergrößerungen betraf, zu vielen Concessionen bereit, aber es lag nicht in seiner Macht, Hannover, die geliebte Erbschaft Georgs III., zu überliefern. Pitt hätte dieses Land gern geopfert; denn die englischen Minister betrachteten Hannover stets als eine Last für England. Als Ersatz dafür bot man ein nicht so bequem gelegenes, aber beträchtlicheres Land, nämlich Holland.*) Dieses Holland, das alle Höfe den Sclaven Frankreichs nannten, und dessen Unabhängigkeit so energisch gefordert wurde, warf man jetzt Preußen

*) Ich stütze diese Behauptung auf authentische Aktenstücke.

zu Füßen, um dieses an die Coalition zu knüpfen und von Hannover abzulenken. Die Holländer mögen darnach beurtheilen, wie aufrichtig die europäische Zuneigung zu ihnen ist.

Diese Verhältnisse konnten zwischen Preußen und England später geordnet werden. Vor der Hand mußte man aus dem Vertrage von Potsdam dessen wesentliche Consequenz ziehen, d. i. Preußen für die Coalition gewinnen. Die Oesterreicher und Russen drängten daher Haugwitz zur Abreise, und während er seine Vorbereitungen traf, brach der Kaiser am 5. November nach zehntägigem Aufenthalte nach Weimar auf, um dort seine Schwester, die Großherzogin zu besuchen, eine Prinzessin von hohem Verdienst, die dort, von den größten Dichtern Deutschlands umgeben, lebte und in dem schönen Verkehr ihr Glück fand. Die Trennung der beiden Monarchen war, wie ihr erstes Zusammentreffen an den Thoren von Berlin, von Umarmungen und Freundschaftsbezeigungen begleitet, die man so augenfällig als möglich zu machen suchte, wenigstens auf der einen Seite. Alexander reiste zum Heer, und es umgab ihn das Interesse, das sich gewöhnlich an einen solchen Abschied knüpft. Man begrüßte in ihm einen jungen Helden, der sich für die gemeinschaftliche Sache der Könige den größten Gefahren aussetze.

Während dieser Zeit waren Laforest und Duroc gänzlich verlassen. Der Hof behandelte sie mit einer beleidigenden Kälte. Obgleich man sich über den Vertrag von Potsdam zu schweigen versprochen hatte, so konnten die Russen ihre Zufriedenheit doch nicht verbergen und sagten laut zu Jedermann, daß Preußen sich ihnen unwiderruflich angeschlossen habe. Ueberdies sprach ihre Freude schon laut genug, und verband man damit die stattfindenden militairischen Rüstungen und die Beweglichkeit des alten Herzogs von Braunschweig, so errieth man leicht den Erfolg, den Alexander in Potsdam errungen hatte. Hardenberg, der die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten mit Haugwitz theilte, zeigte sich den französischen Unterhändlern nicht mehr, während Haugwitz sie häufiger empfing. Als sie ihn fragten, welche Wichtigkeit man den russischen Reden beilegen dürfe, verwahrte er sich gegen alle im Publicum verbreiteten Annahmen. Er gestand einen Plan zu, der, wie er sagte, für sie nichts Neues haben werde, nämlich den Plan einer Vermittelung.

Als sie fragten, ob diese Vermittelung eine bewaffnete, mithin eine aufgezwungene sein werde, gab er die ausweichende Antwort, daß die Vorstellungen seines Hofes bei Napoleon der Dringlichkeit der Umstände angemessen sein würden. Als sie endlich nach den Bedingungen dieser Vermittelung fragten, antwortete er, sie würden gerecht, gemäßigt, dem Ruhme Frankreichs angemessen sein, und er gebe davon den besten Beweis, indem er sie selbst an Napoleon überbringe.

Das waren die Erklärungen, die man vom Berliner Cabinet empfing. Klar war nur, daß man Schlesien den Russen öffne, um den Durchmarsch unserer Truppen durch Anspach zu bestrafen, und daß Hannover von einer preußischen Armee besetzt werden solle. Da Frankreich in der Festung Hameln eine Besatzung von 6000 Mann hatte, so versprach Haugwitz, ohne sich übrigens darüber auszusprechen, ob man diesen Platz belagern werde, daß man gegen die Franzosen die größte Rücksicht nehmen wolle und auf dieselbe Behandlung rechne.

Duroc sah in Berlin nichts mehr zu thun und reiste nach dem Hauptquartier ab. In dieser Zeit, Anfang Novembers, war Napoleon mit der ersten österreichischen Armee fertig und stand in Bereitschaft, sich auf die Russen zu stürzen.

Als er erfuhr, was in Berlin vorgehe, staunte er nicht wenig; denn er war im besten Glauben und hielt den alten Gebrauch noch für bestehend, als er den Durchmarsch durch Anspach befahl. Er hielt den Zorn Preußens nicht für aufrichtig und war überzeugt, daß er nur dazu bestimmt sei, die Schwäche dieses Hofes gegen die Coalition zu bemänteln. Aber nichts vermochte ihn zu erschüttern, und er zeigte bei dieser Gelegenheit die ganze Größe seines Charakters.

Man kennt bereits den allgemeinen Plan seiner Operationen. Von den vier gegen das französische Reich gerichteten Angriffen hatten nur die beiden, die von der Lombardei und Baiern aus geschehen sollten, seine Aufmerksamkeit erregt. Indem er Massena die Sorge überließ, die Lombardei zu vertheidigen und die Erzherzöge einige Wochen aufzuhalten, behielt er sich selbst den wichtigeren deutschen Kriegsschauplatz vor. Wir haben bereits gesehen, wie er den Raum benutzte, der die Oesterreicher von den Russen trennte, die ersteren umringte und gefangen nach Frankreich schickte. Gegenwärtig

wollte er gegen die Zweiten ziehen und sie über Wien zurückdrängen. Durch diese Bewegung wurde Italien frei, und die im Norden und Süden von Europa vorbereiteten Angriffe sanken zu unbedeutenden Diversionen herab.

Indessen konnte Preußen diesen Plan ernstlich stören, wenn es sich über Franken und Böhmen Napoleon in den Rücken warf, während er nach Wien marschirte. Ein gewöhnlicher General würde auf die Nachricht von den Vorgängen in Berlin plötzlich Halt gemacht, um nicht im Rücken gefaßt zu werden, eine Stellung näher am Rhein genommen und in dieser Position an der Spitze seiner Streitkräfte die Folgen des Vertrags von Potsdam erwartet haben. Wenn er aber so handelte, so machte er die Gefahren, die jetzt nur wahrscheinlich waren, gewiß, so gab er den vereinigten Heeren unter Kutusow und Alexander Zeit, ihre Vereinigung zu bewirken, dem Erzherzog Carl Zeit, von der Lombardei nach Baiern zu ziehen, um zu den Russen zu stoßen, den Preußen Zeit und Muth, unannehmbare Bedingungen zu stellen und in die Schranken zu treten. Binnen einem Monat konnten 120,000 Oesterreicher, 100,000 Russen, 150,000 Preußen in der Oberpfalz oder in Baiern ihm gegenüberstehen, so daß er von doppelt starken Streitkräften erdrückt wurde. Der weiseste, wenn auch anscheinend kühnste Entschluß war der, bei seinem Plane mehr denn jemals zu beharren, d. h. vorwärts zu gehen, die Hauptheere der Coalition gegen das östliche Ende Deutschlands zu drücken, in Wien die preußischen Anträge zu erwarten und als Antwort auf seine Siege hinzudeuten. Fügen wir hinzu, daß solche große Entschlüsse, unter denen gewöhnliche Menschen erliegen würden, für große Männer geschaffen sind, daß sie überdies nicht blos einen überlegenen Geist, sondern auch eine absolute Macht voraussetzen; denn um zur rechten Zeit vor- oder zurückgehen zu können, muß man der Mittelpunkt jeder Bewegung, jeder Intelligenz, jedes Willens, muß man General und Oberhaupt des Reichs, Napoleon und Kaiser sein.

Die Sprache Napoleon's gegen Preußen war seinem gefaßten Entschlusse angemessen. Weit davon entfernt, sich wegen der Verletzung des preußischen Gebiets zu entschuldigen, berief er sich einfach auf die älteren Verträge, indem er sagte, wenn diese Verträge

abgelaufen seien, so habe man ihn davon benachrichtigen müssen; die Klage diene übrigens blos zum Vorwande, er sehe wohl, daß seine Feinde in Berlin den Sieg davon trügen; er wolle keine freundschaftlichen Erörterungen mehr mit einem Fürsten, der seine Freundschaft unbezahlbar genannt habe; der Zeit und den Ereignissen überlasse er die Sorge, statt seiner zu antworten, aber in einem Punkte, in Allem, was die Ehre betreffe, sei er unbeugsam; seine Adler duldeten keine Schmach; sie befänden sich in einer der Festungen Hannovers, in Hameln; der General Barbou werde sich dort bis zum Aeußersten vertheidigen und zu rechter Zeit Hülfe bekommen; mit ganz Europa kämpfen zu müssen, sei für Frankreich weder neu, noch schrecklich; er selbst könne bald von der Donau zur Elbe eilen, wenn man ihn herausfordere, und dann würden seine neuen, wie seine alten Feinde bereuen, die Würde seines Reiches angetastet zu haben. Der General Barbou erhielt folgenden Befehl, welcher der preußischen Regierung mitgetheilt wurde.

„An den Divisionsgeneral Barbou.

Augsburg, am 24. October 1806.

Ich weiß nicht, was sich vorbereitet, aber sollte eine Macht, und wäre es auch eine solche, die mir den Krieg nicht erklärt hat, ein Heer nach Hannover schicken, so müssen Sie Widerstand leisten. Da Sie es mit einer Armee nicht aufnehmen können, so schließen Sie sich in die Festungen ein und lassen Niemand heran. Ich werde den in Hameln eingeschlossenen Truppen zu Hülfe zu kommen wissen. Meine Adler haben niemals eine Beschimpfung geduldet. Ich hoffe, daß Ihre Soldaten ihrer Waffengefährten würdig sein und ihre Ehre, das schönste und kostbarste Eigenthum der Nation, vertheidigen werden.

Sie dürfen die Festung nicht anders übergeben, als auf einen Befehl von mir, den einer meiner Adjutanten überbringt.

Napoleon."

Napoleon war von Ulm nach Augsburg und von da nach München gegangen, um seine Anordnungen für den Marsch zu treffen.

Ehe wir ihm in diesem langen und unermeßlichen Thale der Donau folgen und alle Hindernisse, die ihm der Feind und der Winter

entgegenstellen, überwinden sehen, müssen wir einen Augenblick die Augen auf die Lombardei richten, wo Masséna die Oesterreicher so lange aufhalten sollte, bis Napoleon durch seinen Marsch auf Wien ihre Stellung an der Etsch unhaltbar machen würde.

Napoleon und Masséna kannten Italien genau; denn Beide hatten dort ihren Ruhm begründet. Die Instructionen, die für diesen Feldzug ertheilt worden waren, machten Beiden Ehre. Napoleon hatte als Princip aufgestellt, daß 50,000 Franzosen, auf einen Fluß gestützt, 80,000 Feinde nicht zu fürchten hätten. Er verlangte von ihm blos eins, nämlich die Etsch so lange zu behaupten, bis er durch sein Vorgehen in Baiern (welches den nördlichen Abhang der Alpen bildet, wie die Lombardei den südlichen), über die Stellung der Oesterreicher hinausgekommen sei und sie zum Rückzug gezwungen habe. Masséna sollte mit allen seinen Streitkräften am obern Theile der Etsch bleiben, den linken Flügel auf die Alpen gestützt, und die Oesterreicher in die Gebirge zurückwerfen, wenn sie aus den Schluchten von Tyrol hervorbrachen. Kamen sie von der unteren Etsch, so wartete er, bis sie das Sumpfland der untern Etsch und des Po zwischen Legnago und Venedig erreicht hatten, warf sich dann in ihre Seiten und stürzte sie in die Lagunen. Blieb man auf diese Weise in eine Masse vereinigt am Fuße der Alpen, so hatte man nichts zu fürchten, mochte nun der Angriff von oben oder von unten her ausgeführt werden. Entsagte der Feind dagegen dem Angriff, so mußte man selbst vorgehen, die Etschbrücke bei Verona in der Nacht nehmen und die Höhen von Caldiero angreifen. Die Feldzüge Napoleon's boten Muster dar, wie man sich auf diesem Kriegsschauplatze in allen Fällen benehmen mußte.

Masséna war nicht der Mann, zwischen Angriff und Vertheidigung zu schwanken. Das erste System sagte seinem Charakter und seinem Geist allein zu. Er hatte ein solches Vertrauen, daß er sich mit 50,000 Franzosen nicht auf die Vertheidigung beschränken zu müssen glaubte, wenn auch 80,000 Oesterreicher und noch dazu unter dem Erzherzog Carl ihm gegenüber ständen. Demnach ging er in der Nacht vom 17. auf den 18. October, nachdem er von den Bewegungen der großen Armee unterrichtet worden war, in der Stille gegen die Brücke des alten Schlosses vor, die im Innern der Stadt

liegt. Verona wird von der Etsch in zwei Theile geschieden, wie man weiß. Der eine Theil gehörte den Franzosen, der andere den Oesterreichern. Die Brücken waren abgebrochen, die Zugänge wurden durch Pallisaden und Mauern vertheidigt. Nachdem Masséna die Mauer, welche ihm den Zugang zu der Brücke des alten Schlosses verwehrte, hatte sprengen lassen, schickte er Abtheilungen von Voltigeurs auf Schiffen ab, um zu untersuchen, ob die Brückenpfeiler unterminirt seien, und um das andere Ufer zu besetzen. Die Pfeiler waren nicht unterminirt, und er stellte nun eine Nothbrücke her, ging über die Etsch und kämpfte den ganzen 18. October mit den Oesterreichern. Die Kraft, die ebenso rasche, als geheime Ausführung dieses Angriffs waren des ersten Unterfeldherrn Napoleon's in den Feldzügen von Italien würdig. Masséna war vermöge dieser Operation Herr des ganzen Laufes der Etsch, konnte nach Bedürfniß auf beiden Ufern operiren und brauchte nicht mehr zu fürchten, von den Feinden durch das Erzwingen eines Ueberganges überrascht zu werden; denn er war jetzt im Stande, eine solche Operation, wo sie auch stattfinden möchte, zu unterbrechen. Ehe er die Offensive öffentlich ergriff und definitiv auf das österreichische Gebiet überging, wollte er erst entscheidende Nachrichten von der Donau abwarten.

Diese Nachrichten trafen am 28. October ein und erfüllten die Armee von Italien mit Freude und Kampfbegier. Masséna ließ sie seinen Truppen unter Kanonendonner verkündigen und beschloß, auf der Stelle vorwärts zu gehen. Am andern Tage führte er die Divisionen Gardanne, Duhesme und Molitor über die Etsch, warf die Oesterreicher zurück und dehnte sich auf der Ebene von San Michele aus, die zwischen Verona und dem verschanzten Lager von Caldiero liegt. Er wollte dieses furchtbare Lager angreifen, obgleich er eine Armee vor sich hatte, die viel stärker war als die seinige und sich auf Stellungen stützte, welche Natur und Kunst außerordentlich stark gemacht hatten. Der Erzherzog kannte seinerseits die außerordentlichen Erfolge der großen Armee und setzte voraus, daß er bald werde zurückgehen müssen, um Wien Hülfe zu bringen, wollte aber nicht als Besiegter scheiden. Er strebte, einen entscheidenden Vortheil davon zu tragen, damit er ungestört sich zurückziehen und die Straße wählen könne, die der allgemeinen Stellung der Verbündeten am be-

sten entspreche. Die beiden Gegner mußten daher um so heftiger auf einander stoßen, als sie denselben Entschluß hatten, auf das Aeußerste zu kämpfen.

Masséna hatte die letzten Absenker der Tyroler Alpen vor sich, die in der Nähe des Dorfes Caldiero in der Ebene von Verona sich verlieren. Zu seiner Linken waren die Höhen von Colognona mit regelmäßigen Verschanzungen bedeckt und mit zahlreicher Artillerie versehen. Im Centrum und in der Ebene befand sich das Dorf Caldiero, von der großen lombardischen Straße durchschnitten, die über Friaul nach Oesterreich führt. Auf diesem Punkte war das Terrain geschlossen und bebaut und von einem großen Theil des österreichischen Fußvolks besetzt. Zur Rechten zogen sich die flachen und sumpfigen Ufer der Etsch hin, in allen Richtungen von Gräben und Dämmen, auf denen Geschütze standen, durchschnitten. Links verschanzte Berge, im Mittelpunkte eine große Heerstraße von Gebäuden begrenzt, rechts die Sümpfe und die Etsch, überall Festungswerke, dem Boden angemessen, mit Geschütz besetzt und von 80,000 Mann vertheidigt, das war das verschanzte Lager, das Masséna mit 50,000 Mann angreifen wollte. Den Helden von Rivoli, Zürich und Genua vermochte nichts einzuschüchtern. Am 30. Morgens ging er in Colonne auf der großen Straße vor. Der General Molitor sollte mit seiner Division die furchtbaren Höhen von Colognona wegnehmen; er selbst übernahm mit den Divisionen Duhesme und Gardanne den Angriff des Centrums längs der großen Heerstraße. Da er für gerathen hielt, dem durch seine Zahl und seine Stellung überlegenen Feinde eine lebhafte Besorgniß für einen seiner Flügel einzuflößen, so gab er dem General Berthier den Auftrag, sich mit 10,000 Mann auf die äußerste Rechte der französischen Armee zu begeben, mit 10,000 Mann über die Etsch zu setzen, den linken Flügel des Erzherzogs zu umgehen und ihm sodann in den Rücken zu fallen. Wenn diese Operation gut ausgeführt wurde, so war sie ein so starkes Detachement werth, aber es war gewagt, einem Unterfeldherrn den Uebergang über einen Fluß anzuvertrauen, und wenn diese 10,000 Mann auf dem rechten Flügel nicht sehr gut benutzt wurden, so konnten sie im Centrum sehr fehlen.

Mit Tagesanbruch ging Masséna vor und trieb den Feind auf

allen Punkten zurück. Der General Molitor, einer der geschicktesten und tapfersten Offiziere des Heeres, ging kaltblütig bis zum Fuße der Höhen von Colognona vor und erstieg die ersten Abhänge trotz eines furchtbaren Feuers. Während der Obrist Teste an der Spitze des fünften Regiments vorging, verließ der Graf Bellegarde mit allen seinen Streitkräften die Schanzen, um dieses Regiment anzugreifen. Der General Molitor, die Größe der Gefahr sogleich erkennend, stürzte sich mit dem sechsten Linienregiment, das er allein bei der Hand hatte, auf die Colonne des Generals Bellegarde, ohne die Feinde zu zählen. Er griff diese Colonne so heftig an, daß er ihre Fortschritte hemmte. Während dieser Zeit war der Obrist Teste in eine der Schanzen eingedrungen und hatte die Fahne des fünften Regiments aufgepflanzt, deren Adler eine Kugel entführte. Aber die Oesterreicher kehrten im Sturmschritt zurück und nahmen die Schanze wieder. Auf diesem Punkte blieben die Franzosen im Angesicht der feindlichen Verschanzungen stehen, ohne sie nehmen zu können. Es war ein Wunder, daß sie mit so wenig Leuten soviel gewagt und keine Niederlage erlitten hatten.

Im Centrum hatte der Erzherzog Carl die Masse seiner Streitkräfte aufgestellt. An der Spitze befand sich eine Reserve von Grenadieren, in deren Reihen drei Erzherzöge kämpften. Bereits waren die Generale Duhesme und Gardanne bei Caldiero angelangt, nachdem sie die große Straße gereinigt und die dieselbe umgrenzenden Umzäunungen eine nach der andern genommen hatten. Der Erzherzog wählte diesen Augenblick, um die Offensive zu ergreifen. Er trieb die Angreifenden zurück und marschirte in offener Colonne auf der Straße, das beste österreichische Fußvolk an der Spitze. Diese Colonne, die immer vorwärts rückte, wie früher jene von Fontenois, war bereits über die französischen Detachements hinausgekommen, die rechts und links in den Umzäunungen verbreitet waren, und konnte sich Vago's bemächtigen, was für die Franzosen dasselbe war, wie für die Oesterreicher Caldiero, der Stützpunkt ihres Centrums. Aber Masséna war herbeigeeilt. Er vereinigte seine Divisionen, stellte sein ganzes verfügbares Geschütz auf der Straße auf, ließ die tapferen österreichischen Grenadiere mit Kartätschen beschießen, griff dann an der Stirn und in der Seite mit dem Bajonnet an und zwang sie

nach einem wüthenden Kampfe, bei dem er selbst wie ein gewöhnlicher Soldat im Feuer war, zum Rückzuge. Er trieb sie über Caldiero hinaus und gewann soviel Boden, daß er in die ersten feindlichen Verschanzungen eindrang. Wenn in diesem Augenblicke der General Berthier seiner Aufgabe nach über die Etsch gegangen wäre, oder wenn Masséna nur die 10,000 Mann gehabt hätte, die auf seinem rechten Flügel nutzlos standen, so nahm er das furchtbare Lager von Caldiero. Aber der General Berthier, der die Operationen schlecht leitete, hatte eins seiner Regimenter über den Fluß gesetzt, ohne es gehörig unterstützen zu können und war in seinem Unternehmen vollständig gescheitert. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden und deckte mit ihrem Schleier eins der blutigsten Schlachtfelder des Jahrhunderts.

Es bedurfte des Charakters von Masséna, um einen solchen Kampf ohne Niederlage durchzuführen. Die Oesterreicher hatten an Todten und Verwundeten 3000 Mann, an Gefangenen 4000 verloren. Die Franzosen zählten an Todten, Verwundeten und Gefangenen nicht mehr als 3000 Mann. Man bivouakirte auf dem Schlachtfelde, Feind und Freund untereinander, Alles in der schrecklichsten Verwirrung. In der Nacht ließ der Erzherzog sein Gepäck und sein Geschütz zurückgehen, und am andern Tage begann er selbst seine retrograde Bewegung, indem er die Franzosen mit seiner Nachhut beschäftigte. Ein Corps von 5000 Mann unter General Hillinger wurde im Interesse des Rückzuges geopfert. Man ließ ihn von den Höhen herabsteigen, um im Rücken von Verona unsere Armee zu beunruhigen, während der Erzherzog seinen Marsch antrat. Der General Hillinger konnte sich nach dieser vielleicht zu weit getriebenen Demonstration nicht mehr zurückziehen und wurde mit seinem ganzen Corps gefangen. Auf diese Weise hatte Masséna in drei Tagen 11—12,000 Feinde getödtet oder gefangen.

Er faßte auf der Stelle den Entschluß, den Erzherzog zu verfolgen. Aber der österreichische Fürst hatte zu viel für sich, seine 70,000 Mann der besten Soldaten, seine Erfahrung, sein Talent, den Winter, die ausgetretenen Flüsse, deren Brücken er abbrach. Masséna konnte nicht hoffen, ihm eine Niederlage zuzufügen, nichtsdestoweniger aber beschäftigte er ihn so sehr, daß er gegen die große Armee nicht nach freier Wahl zu operiren vermochte.

Dieser zweite Theil von Napoleon's Plan war mithin ebenso pünktlich ausgeführt, als der erste; denn der Erzherzog Carl war zum Rückzuge gezwungen worden, um der bedrohten Hauptstadt Hülfe zu leisten.

Napoleon hatte in München keinen Augenblick verloren, seine Anordnungen zu treffen. Es drängte ihn, den Inn zu überschreiten, die Russen zu schlagen und die Preußen durch neue Erfolge zu entmuthigen. Das Corps des Generals Kutusow, das ihm gegenüber stand, war beim Beginn des Feldzuges höchstens 50,000 Mann stark, obgleich es nach den Versprechungen Rußlands viel zahlreicher hätte sein sollen. Auf seinem Marsche von Mähren nach Baiern hatte es 5—6000 Mann an Kranken und Nachzüglern verloren, war aber durch Kienmayer, der Ulm vor der Einschließung dieses Platzes verlassen hatte, verstärkt worden. Meerfeldt hatte diesem Detachement einige Truppen zugeführt und den Oberbefehl übernommen. Das Ganze konnte sich auf 65,000 Soldaten ungefähr erheben, theils Russen, theils Oesterreicher. Dies war wenig genug, um die Monarchie gegen 150,000 Franzosen zu schützen, von denen 100,000 in einer einzigen Masse marschirten. Der General Kutusow befehligte dieses Heer. Er war ziemlich bejahrt, in Folge einer Kopfwunde des Gebrauches des einen Auges beraubt, wohlbeleibt, träge, sittenlos, habgierig; aber scharfsinnig, ebenso fein von Geist als schwerfällig von Körper, im Kriege glücklich, am Hofe geschickt und sehr befähigt, den Oberbefehl in einer Lage zu führen, bei der auf Klugheit und Glück Alles ankam. Seine Unterfeldherren waren mittelmäßig, drei, Bagration, Doctorow und Miloradowitsch, ausgenommen. Der Fürst Bagration war ein Georgier von hohem Muth, der durch Erfahrung ersetzte, was ihm an Kenntnissen abging, und stets mit den schwierigsten Rollen beauftragt wurde. Der General Doctorow war ein besonnener, bescheidener, unterrichteter und charakterstarker Offizier. Der General Miloradowitsch war ein Serbier von glänzendem Muth, besaß aber gar keine militairischen Kenntnisse, lebte unordentlich und vereinigte alle Laster der Barbarei mit allen Lastern der Civilisation. Der Charakter der russischen Soldaten entsprach jenem der Generale. Sie hatten einen wilden und schlecht geleiteten Muth. Ihre Artillerie war schwerfällig, ihre Reiterei mit-

telmäßig. Mit Einem Worte, Generale, Offiziere und Soldaten bildeten ein Heer, das unwissend war, aber durch seinen Muth sich furchtbar machen konnte. Die russischen Truppen haben seitdem von uns das Kriegsführen gelernt und verbinden jetzt mit dem Muthe auch das Wissen.

Der General Kutusow war mit dem Unglück von Ulm bis auf den letzten Augenblick unbekannt geblieben; denn der Erzherzog Ferdinand wie der General Mack meldeten bis zuletzt blos von Erfolgen. Die Wahrheit wurde nicht eher bekannt, als bei der Ankunft des Generals Mack, der die Zerstörung des österreichischen Hauptheeres in Person ankündigte. Kutusow erklärte nun dem Kaiser Franz, der in das russische Hauptquartier geeilt war, daß er seine Residenz opfern müsse. Er wollte sich so rasch als möglich der Gefahr entziehen, die ihn selbst bedrohte, und auf das linke Donauufer gehen, um sich mit den russischen Reserven zu vereinigen, die durch Böhmen und Mähren heranzogen. Der Kaiser Franz und dessen Kriegsrath dagegen wollten Wien nur im äußersten Nothfalle opfern und hegten die Hoffnung, wenn sie den Marsch Napoleon's durch alle die Mittel, welche der Vertheidigungskrieg bietet, aufhielten, so könnten der Erzherzog Carl und die russischen Reserven herankommen, und mit diesen vereinigten Streitkräften könne man eine Schlacht liefern, die vielleicht die Hauptstadt und die Monarchie rette. Der General Kutusow fügte sich den Wünschen des Hauptverbündeten seines Herrn und versprach, den Franzosen jeden Widerstand entgegenzusetzen, der nicht zu einer großen Schlacht führe. Er wollte alle Flüsse benutzen, die von den Alpen der Donau zueilen, um den Marsch der Franzosen aufzuhalten. Zu diesem Zwecke genügte es, wenn man die Brücken abbrach und den Uebergang mit starken Abtheilungen streitig machte. Dieses Vertheidigungssystem wurde noch durch den Umstand begünstigt, daß alle Gewässer angeschwollen waren, einen reißenden Lauf hatten und viele Eisstücke mit sich führten.

Napoleon hatte seinen Marsch auf folgende Weise geordnet. Er mußte zwischen der Donau und der Alpenkette marschiren, auf einer Straße, die von dem Flusse und den Gebirgen eingeengt war. Das Vorrücken mit einem zahlreichen Heere auf dieser schmalen Straße bot in Beziehung auf den Lebensunterhalt Schwierigkeiten dar und

war zugleich gefährlich; denn abgesehen von dem Erzherzog Carl, der von der Lombardei nach Baiern ziehen und sich in unsere Flanke werfen konnte, standen in Tyrol unter dem Erzherzog Johann 25,000 Mann. Napoleon faßte daher den weisen Entschluß, Ney mit der Eroberung von Tyrol zu beauftragen. Er schrieb diesem Marschall vor, Ulm zu verlassen und über Kempten in Tyrol einzudringen, wodurch die in diesem langgedehnten Lande vertheilten Truppen in zwei Theile getrennt wurden. Derjenige Theil, der im rechten Flügel des Marschalls stand, sollte nach Vorarlberg und dem Bodensee zurückgeworfen werden, wo unterdessen Augereau mit seinem Corps eintreffen mußte. Da die Division Dupont mit Murat zur Verfolgung des Erzherzogs Ferdinand beigetragen hatte, so verfügte Ney blos noch über 10,000 Mann. Aber Napoleon vertraute seinem Muthe und den 14,000 Mann unter Augereau. Wenn Tyrol auf diese Weise besetzt war, sollte Bernadotte in das Gebiet von Salzburg eindringen. Dieser erhielt Befehl, von München nach dem Inn zu ziehen und bei Wasserburg oder Rosenheim über den Fluß zu setzen. Der General Marmont sollte Bernadotte unterstützen. Napoleon sicherte sich auf diese Weise zwei Vortheile, erstens, daß er sich gegen die Alpen hin vollständig deckte, und dann, daß er den oberen Lauf des Inn's gewann, wodurch die österreichisch-russische Armee verhindert wurde, den unteren Lauf des Flusses gegen die große Armee zu vertheidigen. Was ihn selbst betraf, so wollte er mit dem Corps der Marschälle Davout, Soult und Lannes, mit der Reservereiterei und der Garde den Inn von vorn angreifen und zwischen Mühldorf und Braunau überschreiten. Murat hatte Befehl, am 26. October mit den Dragonern der Generale Walther und Beaumont, der schweren Cavallerie des Generals Hautpoul und dem nöthigen Brükkenmaterial auf der großen Straße von München nach Hohenlinden auf Mühldorf zu marschiren. Der Marschall Soult sollte ihn einen Tagemarsch weiter rückwärts unterstützen. Der Marschall Davout schlug die Straße links über Freisingen, Dorfen und Neu-Oettingen ein. Lannes, der mit Murat zur Verfolgung des Erzherzogs Ferdinand beigetragen hatte, sollte noch weiter links, als Davout, über Landshut, Vilsbiburg und Braunau marschiren. Die Division Dupont endlich ging die Donau abwärts, um sich Passau's zu bemäch-

tigen. Napoleon folgte mit seiner Garde Davout und Soult auf der großen Straße von München.

Ehe Napoleon Augsburg verließ, ordnete er ein System von Vorsichtsmaßregeln an, mit dem wir ihn immer in demselben Maßstabe beschäftigt finden werden, in dem seine Operationen sich ausdehnten. Er hatte bei diesem System den Zweck, auf seiner Operationslinie Stützpunkte zu schaffen, die ihm gleichmäßig im Vorgehen wie beim Rückzuge dienlich sein könnten. Diese Stützpunkte dienten als Festungen und hatten zugleich den Vortheil, unermeßliche Vorräthe aller Art zu enthalten, die einem vorrückenden Heere sehr nützlich, einer im Rückzuge begriffenen Armee unerläßlich sind. Er wählte in Baiern am Lech Augsburg, das einige Vertheidigungsmittel und die Hülfsquellen darbot, welche sich immer mit einer starken Bevölkerung verbinden. Er ordnete dort die nöthigen Arbeiten an, um den Platz gegen einen Handstreich zu sichern, und befahl die Anhäufung von Getreide, Schlachtvieh, Leinen, Schuhen, Munition, wie die Errichtung von Hospitälern. Er bestellte in Nürnberg, Regensburg und München Leinen und Schuhe und bezahlte baar, verlangte aber, daß Alles rasch gearbeitet und nach Augsburg geliefert werde. Augsburg wurde der Hauptpunkt auf der Straße der Truppen, und alle Abtheilungen mußten hier durchmarschiren, um sich mit dem Fehlenden zu versehen. Nachdem diese Maßregeln getroffen waren, setzte sich Napoleon in Bewegung, um seinen Corps zu folgen, die ihm um einen oder zwei Tagemärsche voraus waren.

Die Bewegungen seiner Armee erfolgten, wie er sie vorgeschrieben hatte. Am 26. October setzten sie sich insgesammt gegen den Inn in Bewegung. Die Feinde hatten keine einzige Brücke übrig gelassen. Aber überall warfen sich die Soldaten in Kähne, gingen in starken Abtheilungen unter Gewehr- und Kartätschenfeuer über, räumten das entgegengesetzte Ufer und stellten die Brücken her, die der Feind auf seinem schnellen Rückzuge nur unvollständig zerstört hatte. Bernadotte traf auf wenig Hindernisse und ging am 28. October bei Wasserburg über den Inn. Die Marschälle Soult, Murat und Davout bewerkstelligten ihren Uebergang bei Mühldorf und Neu-Oettingen. Lannes wendete sich nach Braunau, fand dort die Brücke abgebrochen und sandte eine Abtheilung in Kähnen auf das andere

Ufer. Diese Truppen zeigten sich an den Thoren von Braunau. Wie staunten unsere Soldaten, als sie diesen Platz offen fanden, der im besten Vertheidigungszustande, vollständig bewaffnet und mit beträchtlichen Hülfsquellen versehen war. Man bemächtigte sich der Festung auf der Stelle und zog aus einer so auffallenden Thatsache den Schluß, daß der Feind sich in Unordnung zurückziehe.

Napoleon, über eine so wichtige Erwerbung entzückt, eilte persönlich nach Braunau, um sich mit eigenen Augen von dem Werthe dieses Platzes zu überzeugen. Nachdem er ihn gesehen hatte, befahl er, daß ein großer Theil der Hülfsquellen, die anfänglich für Augsburg bestimmt gewesen waren, hierher gebracht werde. Er ließ hier eine Besatzung und ernannte zum Befehlshaber seinen Adjutant Lauriston, der von seiner Seefahrt mit Villeneuve zurückgekehrt war. Es war nicht ein einfaches Platzcommando, das er ihm übertrug, es war eine Regierung, welche den ganzen Rücken der Armee umfaßte. Die Verwundeten, die Munition, die Vorräthe, die Recruten, die von Frankreich kamen, die Gefangenen, die man dorthin schickte, Alles mußte durch Braunau unter Lauriston's Aufsicht gehen.

Vom 29. — 30. October hatte man den Inn überschritten und Oesterreich erreicht. Man drückte jetzt nicht mehr Verbündete, sondern die Erbstaaten des kaiserlichen Hauses. Das Vorrücken wurde gegen eine Bewegung der beiden Erzherzöge durch Bernadotte in Salzburg, durch Ney in Tyrol gedeckt. Napoleon verlor keinen Augenblick mehr und wollte sich von der Innlinie nach jener der Traun begeben. Vom Inn bis zur Traun hat man, wie in dieser Gegend immer, die Donau links, die Alpen rechts. Es ist ein herrliches Land, der Lombardei ähnlich, blos etwas kälter, da es im Norden der Alpen liegt, und es würde ganz eben sein, wenn sich nicht in seiner Mitte ein großer Berg erhöbe, der Hausruck genannt. Dieses Gebirge ist ein von den Alpen gänzlich abgelöster Felsenkegel, der eine Insel bilden würde, wenn das Land mit Wasser bedeckt wäre. Ist man aber über den Hausruck hinaus, so hat man blos noch eine wellenförmige, mit Holz bedeckte Ebene vor sich, die sich unter dem Namen der Ebene von Wels bis zu den Ufern der Traun ausdehnt. Die Traun fließt in einem Felsenbette zwischen schönen Wäldern und fällt in die Donau bei Linz, der Hauptstadt der Provinz, die militairisch

ebenso wichtig ist als Ulm, deshalb auch nach dem Frieden von Paris befestigt wurde.

Napoleon sandte Lannes über Efferding nach Linz, die Marschälle Davout und Soult am Fuße des Hausruck hin, auf der Straße von Ried nach Lambach, nach Wels. Murat ging mit seiner Reiterei immer voraus, die Garde folgte mit dem Hauptquartier. Da Napoleon indessen fürchtete, daß der Feind die Ebene von Wels zum Schlachtfelde wählen könnte, so gab er Marmont den Befehl, Bernadotte in Salzburg zu lassen und über Straswalchen und Vöklabruck hinter dem Hausruck herum nach Wels zu ziehen, so daß er den Feinden in der Seite stand, wenn sie Stellung nehmen wollten, um eine Schlacht zu liefern.

Das erste Jägerregiment erreichte sie vor Ried, griff muthig an und warf sie zurück. Man zog auf Lambach, wo sie Vertheidigungsanstalten trafen, aber nur um Zeit zur Rettung ihres Gepäcks zu gewinnen. Davout erreichte sie und hatte mit ihnen ein glänzendes Nachtrabsgefecht, entdeckte aber nirgends Vorbereitungen zu einer Schlacht. Der Feind deckte sich durch die Traun, über die er bei Wels ging. Wir zogen in Linz ein, ohne einen Schuß zu thun. Obgleich die Oesterreicher ihre Hauptmagazine geräumt hatten, so ließen sie uns doch noch kostbare Hülfsquellen zurück. Napoleon erreichte Linz am 5. November.

In dieser Stadt eingetroffen, versetzte Napoleon seine Armeecorps von der Traun an die Ens, was ein Leichtes war; denn das Land zwischen diesen beiden Zuflüssen der Donau bietet keine Position dar, von welcher der Feind hätte Gebrauch machen können. Dieses Land bildet eine niedrige Hochebene, die von Schluchten durchschnitten, mit Gehölz bedeckt ist und sich nach zwei Seiten, nach der Ens zu absenkt. Da die Feinde den Abhang nach der Traun zu, wo wir aufwärts steigen mußten, nicht vertheidigt hatten, so konnten sie nicht daran denken, uns den Abhang nach der Ens zu streitig zu machen, da wir sie doch überall beherrschten. Die Ens wurde daher ohne Hinderniß überschritten.

Sobald Napoleon sein Hauptquartier in Linz und seinen Vortrab an der Ens hatte, traf er neue Anordnungen für die Fortsetzung dieser Offensivbewegung, die, wie bereits bemerkt, auf einer engen Ebene

zwischen der Donau und den Alpen ausgeführt wurde. Er mußte, ehe er Wien erreichte, sehr vorsichtig sein; denn er marschirte in einer langen Colonne, deren Schweif, wenn er vom Feinde angegriffen wurde, der Spitze nicht zu Hülfe kommen konnte, und hatte stets einen Flankenangriff zu befürchten, wenn die Erzherzöge plötzlich Italien verließen, um sich nach Oesterreich zu begeben, wozu als letzte Schwierigkeit noch die Seltenheit der Lebensmittel kam, welche die Russen verzehrt oder verwüstet hatten.

Der größte Nachtheil lag unstreitig in der Möglichkeit, daß die Erzherzöge plötzlich erschienen. Die beiden kriegführenden Massen, die in Oesterreich und der Lombardei thätig waren, standen von Westen nach Osten, die eine unter Napoleon und Kutusow nördlich von den Alpen, die andere unter Masséna und dem Erzherzog Carl südlich. War es nicht möglich, daß der Erzherzog Carl sich plötzlich von Masséna frei machte, indem er gegen seinen Feind blos einen schwachen Nachtrab stehen ließ, um ihn zu täuschen, daß er quer durch die Alpen marschirte, seinen Bruder von Tyrol unterwegs an sich zog und in Baiern eindrang, sei es nun, um sich mit dem österreichisch-russischen Heere zu vereinigen, sei es, um der großen französischen Armee ganz einfach in die Flanke zu fallen? Obgleich möglich, war dies doch nicht wahrscheinlich. Der Erzherzog Carl hatte zwei Straßen. Die erste führte ihn durch Tyrol über Verona, Trient und Innsbruck hinter den Inn, die zweite durch Kärnthen und Steyermark über Tarvis, Leoben und Lilienfeld in die bekannte Stellung von St. Pölten vorwärts von Wien. Wenn man, was die erste Straße betrifft, annahm, der Erzherzog habe sich gleich zur Zeit der Capitulation von Mack entschlossen, die am 20. stattfand, den Franzosen in Verona erst am 28. bekannt wurde und den Oesterreichern vor dem 25.—26. ein Geheimniß sein mußte; wenn man ferner annahm, daß er vor seinem Aufbruch keine Schlacht geliefert habe, um die französische Armee zurückzuhalten, so hatte er nur die Zeit vom 25.—28., um durch Tyrol zu ziehen und am Inn anzukommen, den Napoleon am 28. und 29. überschritt. Für einen solchen Marsch hatte er augenscheinlich zu wenig Zeit. Was die Straße von Steyermark betrifft, die er nach der Schlacht von Caldiero einschlagen konnte, so hätte er Friaul, Kärnthen und Steyermark durchziehen

und vom 30. October, dem Tage der Schlacht von Caldiero, bis zum 6. oder 7. November, zu welcher Zeit Napoleon über die Ens ging, in den Alpen hundert Stunden machen müssen. Auch für ein solches Unternehmen würde es ihm an Zeit gefehlt haben. Wenn der Erzherzog Carl Napoleon an einer Defensivstellung an der Donau nicht zuvorkommen konnte, so konnte er auf der andern Seite, indem er sich selbst überholen ließ, die Kette der Alpen durchschneiden und einen Seitenangriff gegen die große Armee ausführen. Mit Soldaten, die an den Sieg gewöhnt, zu kühnen Unternehmungen vorbereitet und fähig waren, sich überall Bahn zu brechen, konnte er ohne Zweifel einen solchen Versuch machen und in den Marsch Napoleon's eine plötzliche und ernste Störung bringen, vielleicht sogar entscheidende Erfolge gewinnen, wobei er jedoch selbst Gefahr lief, zwischen zwei Heere (Masséna und Napoleon) eingeschlossen zu werden, wie es früher Suwarow auf dem St. Gotthard erging. Zu einem so gefährlichen Unternehmen entschließt man sich nicht, wenn man über ein Heer verfügt, welches die letzte Hülfsquelle einer Monarchie ist.

Nichtsdestoweniger verfuhr Napoleon so, als wenn ein solches Unternehmen wahrscheinlich sei. Die einzige Stellung, welche der Feind zur Deckung von Wien einnehmen konnte, sei es nun, daß Kutusow allein blieb oder mit den Erzherzögen sich vereinigte, war die von St. Pölten. Diese Stellung ist sehr bekannt. Die steyerschen Alpen drängen die Donau nördlich von Mölk nach Krems und schieben ein Vorgebirge vor, das man den Kalenberg nennt, das dicht am Ufer des Flusses endet, so daß kaum Raum für eine Straße bleibt. Der Kalenberg deckt mit seiner Masse die Stadt Wien, und man muß ihn überschreiten, um zu dieser Hauptstadt zu gelangen. Vor diesem Vorgebirge und halb zur Seite liegt eine ziemlich ausgedehnte Stellung, die ihren Namen von dem benachbarten Ort St. Pölten erhalten hat, und hier konnte eine auf dem Rückzuge befindliche österreichische Armee mit Vortheil eine Defensivschlacht liefern. Von der großen Straße, die aus Italien nach Wien führt, trennt sich ein Nebenzweig ab, der über Lilienfeld nahe bei St. Pölten mündet und von den Erzherzögen benutzt werden konnte. Die große hölzerne Donaubrücke von Krems setzte diese Stellung mit beiden Flußufern in Verbindung und gestattete den russischen und österreichischen Reser-

ven, aus Böhmen dorthin zu eilen. Hier mußte folglich Napoleon einer Vereinigung der verbündeten Streitkräfte begegnen, wenn eine solche Vereinigung vorwärts von Wien möglich war. Er traf daher bei seiner Annäherung an diesen Punkt die Vorsichtsmaßregeln, die man von einem General erwarten konnte, der mehr wie jeder andere Berechnung mit Kühnheit vereinigte. Da das Corps des Generals Marmont zu seiner Rechten stand, so beschloß er dasselbe auf einer fahrbaren Straße, die von Linz nach Leoben führt, nach letzterem Orte zu schicken. Wenn Marmont die Annäherung der Erzherzöge erfuhr, so sollte er auf die große Armee zurückgehen und die äußerste Rechte derselben bilden, in dem Falle aber, daß die Erzherzöge von Friaul direct nach Ungarn zögen, in Leoben stehen bleiben, und Masséna die Hand reichen. Zwischen dieser Straße, der Marmont folgen sollte, und der großen Donaustraße, auf der sich das Gros der Armee bewegte, gab es einen Gebirgsweg, der über Waidhofen und St. Gaming nach Lilienfeld führte, jenseits der Stellung von St. Pölten, und mithin dazu dienen konnte, diese Stellung zu umgehen. Napoleon sandte das Corps des Marschalls Davout dorthin. Das Corps von Bernadotte war in Salzburg nicht mehr nöthig, seit Ney Tyrol besetzt hatte. Napoleon gab ihm Befehl, sich dem Centrum der Armee zu nähern, und ersetzte es durch die Baiern, was den Letztern sehr angenehm war, da sie immer nach Tyrol strebten. Zum Angriff auf die Stellung von St. Pölten bestimmte er die Corps der Marschälle Soult, Lannes, Bernadotte, ferner die Reiterei von Murat und die Garde, was hinreichte, da das Corps von Davout jene Stellung umging.

Napoleon wollte aber auch auf dem linken Donauufer einige Vorsichtsmaßregeln treffen. Bis daher war man nur auf dem rechten Ufer marschirt und hatte das linke vernachlässigt. Man sprach indessen von Truppenzusammenziehungen in Böhmen, die der Erzherzog Ferdinand leitete, der mit einigen tausend Pferden aus Ulm entkommen war. Ebenso sprach man von der zweiten russischen Armee, die Alexander nach Mähren führte. Man mußte daher auf dieser Seite ebenfalls auf der Hut sein. Napoleon, der die Division Dupont nach Passau beordert hatte, befahl ihr, auf dem linken Ufer immer in gleicher Höhe mit der Armee vorwärts zu gehen und auf

den böhmischen Straßen Recognoscirungen vorzuschieben, um zu erfahren, was dort vorginge. Die Holländer, die Marmont verlassen hatten, sollten sich mit der Division Dupont vereinigen. Napoleon hielt dies noch nicht für genug und ließ auch noch die Division Gazan von Lannes' Corps auf das linke Ufer gehen. Beide wurden unter den Oberbefehl des Marschalls Mortier gestellt, und damit sie nicht isolirt blieben, sollte aus den Kähnen, die man auf dem Inn, der Ens, der Traun, der Donau gesammelt hatte, eine zahlreiche Flotille gebildet und mit Lebensmitteln, Munition und allen ermüdeten Soldaten beladen werden. Diese Flotille konnte binnen einer Stunde 10,000 Mann nach rechts oder nach links werfen, sie verband die beiden Ufer und diente zugleich zur Communication wie zum Transport. An die Spitze dieser Flotille kam der Capitain Lostanges, Offizier der Gardemarine.

Durch alle diese Maßregeln stellte Napoleon die Nachtheile dieser Offensivbewegung ab, die auf einer schmalen und langen Straße zwischen Donau und Alpen ausgeführt wurde. Er hatte auf diese Weise auf dem Gipfel der Alpen das Corps von Marmont, auf der Hälfte ihrer Höhe das Corps von Davout, an ihrem Fuße längs der Donau die Corps von Soult, Lannes, Bernadotte, die Garde, Murat's Reiterei, auf der andern Seite der Donau das Corps von Mortier, und endlich eine Flotille, um die beiden Flußufer zu verbinden und zugleich das schwerste Material weiter zu schaffen. In dieser imposanten Haltung näherte man sich Wien.

In demselben Augenblicke, als man Linz verlassen wollte, traf im Hauptquartier ein Abgesandter des deutschen Kaisers ein. Es war der General Giulay, einer der bei Ulm gefangenen und später entlassenen Offiziere, der das, was Napoleon über seine friedliche Stimmung gesprochen, seinem Herrn erzählt und damit einen gewissen Eindruck gemacht hatte. Der Kaiser Franz ließ durch ihn einen Waffenstillstand vorschlagen. Der General Giulay sprach sich nicht deutlich aus, aber es war klar, daß man Napoleon vor Wien aufhalten wollte, und doch bot man keine Garantie eines nahen und annehmbaren Friedens. Napoleon gab seine Einwilligung mit einem hinreichend beglaubigten Bevollmächtigten, der die nöthigen Opfer zugestehen dürfe, auf der Stelle über den Frieden zu unterhandeln;

aber einen Waffenstillstand gewähren ohne alle Garantie, daß man eine gebührende Kriegsentschädigung bekomme, das hieß, der zweiten russischen Armee Zeit geben, zu der ersten zu stoßen, und die Erzherzöge einladen, sich mit den Russen unter den Mauern von Wien zu vereinigen. Napoleon war nicht der Mann, einen derartigen Fehler zu begehen. Er erklärte daher, daß er vor den Thoren von Wien stehen bleiben werde, wenn man ihm mit aufrichtigen Friedenserklärungen entgegenkomme, daß er aber andern Falls die Hauptstadt besetzen wolle. Giulay schützte die Nothwendigkeit vor, daß man sich mit dem Kaiser Alexander besprechen müsse, ehe man Bedingungen feststelle, die für alle kriegführenden Mächte annehmbar seien. Napoleon antwortete, der Kaiser Franz, der in Gefahr sei, habe nicht Recht, seine Entschlüsse dem Kaiser Alexander unterzuordnen, der nicht in Gefahr sei; er müsse an das Wohl seiner Monarchie denken, sich zu diesem Zwecke mit Frankreich verständigen und der französischen Armee die Sorge überlassen, die Russen nach Hause zu geleiten. Napoleon hatte sich über die Bedingungen nicht ausgesprochen, die ihn zufriedenstellen könnten, aber Jedermann wußte, daß er nach den venetianischen Staaten strebe. Er würde um dieser Staaten willen, die sein Königreich Italien abrundeten, nicht zum Kriege herausgefordert haben, aber da Oesterreich den Krieg angefangen hatte, so war es natürlich, daß er diesen rechtmäßigen Siegespreis zu haben wünschte. Er übergab Giulay übrigens einen Brief an den Kaiser Franz, in dem er sich sanft und höflich, aber doch deutlich genug über die Friedensbedingungen aussprach.

Ehe Napoleon abreiste, empfing er auch den Kurfürsten von Baiern, der ihn in München nicht hatte erreichen können und jetzt nach Linz kam, um seine Dankbarkeit, seine Bewunderung, seine Freude und vor allen Dingen seine Hoffnungen auf Gebietsvergrößerung auszusprechen.

Napoleon war in Linz blos drei Tage geblieben, d. h. genau so lange als nöthig war, um seine Befehle zu geben. Seine Corps waren indessen immer vorgerückt; denn nachdem sie am 28. und 29. October den Inn, am 31. die Traun, am 4. und 5. November die Ens überschritten hatten, rückten sie noch an demselben Tage gegen Amstetten und St. Pölten vor. Bei Amstetten wollten die Russen ein

Nachtrabsgefecht liefern, um Zeit zur Rettung ihres Gepäcks zu gewinnen. Die große Wiener Straße führte hier durch einen Tannenwald. Die Russen nahmen ihre Stellung in einer Lichtung des Waldes, die rechts und links von der Straße einen gewissen Raum frei ließ. In der Mitte dieses Raumes und nach vorn hin stand die Artillerie der Russen auf Reiterei gestützt, dahinter und an den Wald gelehnt ihr bestes Fußvolk. Murat und Lannes, welche die Dragoner und Oudinot's Grenadiere bei sich hatten, stießen auf diese Stellung. Es war das erste Mal, daß sie mit den Russen zusammentrafen, und sie wollten jenen zeigen, wie Franzosen sich schlagen. Sie ließen die Dragoner und Jäger auf der großen Straße in Galopp vorgehen, um dem Feinde seine Artillerie und Reiterei zu nehmen. Unsere braven Reiter hatten trotz des Kartätschenfeuers die Stücke bald genommen, die feindliche Reiterei niedergesäbelt und das Terrain gereinigt. Man mußte aber auch das Fußvolk niederwerfen. Diese Aufgabe übernahmen Oudinot's Grenadiere. Nach einem äußerst lebhaften Musketenfeuer warfen sie sich mit dem Bajonnet auf die Russen. Diese entwickelten eine seltene Tapferkeit, schlugen sich Mann gegen Mann und benutzten die Dichtigkeit des Gehölzes, um Widerstand zu leisten. Endlich vertrieben sie unsere Grenadiere aus dieser Stellung und jagten sie in die Flucht, nachdem sie etwa 1000 Mann getödtet, verwundet oder gefangen genommen hatten.

Murat und Lannes setzten mit der immer eifrigen, obgleich den Mühen fast erliegenden Reiterei und mit ihren furchtbaren Grenadieren die Verfolgung des Feindes am 6., 7. und 8. November fort, ohne ihn jemals erreichen zu können. „Die Russen," schrieb Lannes an Napoleon, „fliehen noch schneller, als wir sie verfolgen; diese Elenden werden nie Stand halten, um sich zu schlagen." Am 8. vor St. Pölten angelangt, fanden Lannes und Murat sie in Schlachtordnung aufgestellt und in guter Haltung, als ob sie es zu einem ernstlichen Treffen kommen lassen wollten. Trotz ihres Eifers wagten die beiden Anführer unseres Vortrabs doch nicht, ohne den Kaiser eine Schlacht zu unternehmen. Ueberdies hatten sie dazu keine ausreichenden Mittel. Man blieb den ganzen 8. dem Feinde gegenüber. In der Nähe lag die schöne Abtei Mölk. Dieses reiche Kloster, das hoch oben auf dem steilen Donauufer liegt und das breite Flußbett mit sei-

nen prachtvollen Thürmen überragt, bietet eins der schönsten Schauspiele der Welt dar. Man bestimmte es zum Hauptquartier des Kaisers. Es bot bedeutende Hülfsquellen dar, besonders für die Kranken und Verwundeten.

Murat nahm seine Wohnung auf dem Schlosse Mittrau bei einem Grafen Montecuculi. Hier erfuhr er durch verschiedene Berichte, daß die Russen nicht die Absicht hätten, sich in St. Pölten zu halten. In der That hatten sie einen wichtigen Entschluß gefaßt. Nachdem sie den Marsch der Franzosen verzögert hatten, theils dadurch, daß sie die Brücken zerstörten, theils dadurch, daß sie zahlreiche Nachtrabsgefechte lieferten, nachdem auf diese Weise der Wunsch des Kaisers von Oesterreich erfüllt war, daß die große Wiener Straße so lange als möglich streitig gemacht werden möge, glaubten die Russen genug gethan zu haben und dachten an ihre eigene Sicherheit. Sie gingen bei Krems über die Donau zurück, an der Stelle, wo dieser Fluß sein Abweichen nach Norden beendet und wieder östlich fließt. Was sie zu diesem Beschlusse hauptsächlich bestimmte, war die Nachricht, daß ein Theil des französischen Heeres auf das linke Donauufer übergegangen sei. Sie mußten in der That fürchten, daß Napoleon seine Streitkräfte plötzlich auf das linke Ufer versetze und sie von Böhmen und Mähren abschneide. Aus diesem Grunde gingen sie bei Krems über die Donau und verbrannten nach ihrem Uebergange die Brücke. Die Werke, welche zur Vertheidigung der Brücke bestimmt waren und den ausschließlichen Besitz derselben sichern konnten, waren kaum begonnen, und es blieb nichts übrig, als sie zu zerstören. Sie bewerkstelligten ihren Uebergang am 9. und ließen im ganzen Erzherzogthum Oesterreich furchtbare Spuren ihrer Anwesenheit zurück. Sie plünderten, raubten, tödteten sogar, und benahmen sich mit Einem Worte wie wahre Barbaren, so daß die Franzosen von den Einwohnern beinahe als Befreier betrachtet wurden. Das Benehmen der Russen gegen die österreichischen Truppen war nichts weniger als freundschaftlich. Sie behandelten sie mit der größten Anmaßung und schrieben ihnen die Unfälle dieses Feldzuges zu. Die Sprache, welche die russischen Generale und Offiziere in dieser Beziehung führten, war im höchsten Grade verletzend und keineswegs verdient; denn wenn die Oesterreicher auch weniger Festigkeit gezeigt

hatten als das russische Fußvolk, so waren sie demselben doch in jeder andern Beziehung überlegen.

Die Oesterreicher trennten sich von den Russen, um zur Vertheidigung der Brücken von Wien beizutragen, und Meerfeldt zog sich mit seinem Corps auf der Straße von Steyer nach Leoben zurück. Der General Marmont folgte ihm auf der Straße von Waidhofen, und der Marschall Davout auf jener von St. Gaming nach Lilienfeld. Die directe Straße auf Wien lag daher den Franzosen offen, und sie hatten blos zwei Tagemärsche zu thun, um vor den Thoren dieser Hauptstadt zu stehen, ohne daß ihnen der Einzug streitig gemacht werden konnte.

Die Versuchung mußte für Murat groß sein. Es war schwer für ihn, daß er dem Wunsche widerstand, vorzugehen und der Hauptstadt Oesterreichs seine Person zu zeigen, die bei den Revuen wie in den Schlachten immer die hervorragendste war. Noch nie war eine von Westen kommende Armee bis zu der Hauptstadt des deutschen Reiches vorgedrungen. Moreau im Jahre 1800, der General Bonaparte 1797 hatten beide Waffenstillstand geschlossen, ehe sie Wien erreichten. Blos die Türken waren an den Fuß seiner Mauern gelangt, ohne sie übersteigen zu können. Murat widerstand dieser Versuchung nicht und marschirte am 10. u. 11. auf Wien, indem er die Marschälle Soult und Lannes drängte, ihm zu folgen. Er hütete sich indessen, in die Stadt einzuziehen und blieb bei Burckersdorf in dem Gebirgsdefilé des Kalenbergs, zwei Stunden von Wien entfernt stehen.

Dies war eine unnütze und selbst gefährliche Eile. Eine so unvorhergesehene Veränderung, wie sich jetzt im Marsche des Feindes kund gab, verlohnte wohl der Mühe, daß man anhielt, um die Befehle des Kaisers zu erwarten. Ueberdies kam man dem Corps des Marschalls Mortier, wie der zur Unterhaltung dieser Verbindung bestimmten Flotille zu weit voraus und eilte zwischen den Russen, die auf die andere Seite der Donau übergegangen waren, und den in die Gebirge zurückgeworfenen Oesterreichern blindlings vorwärts.

Dem Marschall Mortier, der auf dem linken Donauufer bei Stein angekommen war, wo er den bei Krems über den Fluß gegangenen Russen gegenüber stand, drohte in diesem Augenblicke in der

That eine Niederlage. Diese Gefahr war eigentlich nicht Murat zuzuschreiben, obgleich er sie durch seinen übereilten Marsch auf Wien mit herbeigeführt und verschlimmert hatte, sondern einer Nachlässigkeit, die man bei den von Napoleon geleiteten Operationen fast nie bemerkt, die aber doch dieses Mal stattfand; denn selbst die unermüdlichste Wachsamkeit läßt sich zuweilen etwas entgehen.

Zwischen tausend Beschäftigungen getheilt, hatte Napoleon gegen eine seiner unveränderlichsten Gewohnheiten gefehlt, welche darin bestand, sich davon zu überzeugen, daß seine Befehle ausgeführt würden, wie er sie gegeben hatte. Er hatte die Vereinigung der Divisionen Gazan, Dupont und Dumonceau zu einem einzigen Corps, ferner die Bildung einer Flotille unter dem Capitain Lostanges, um linkes und rechtes Donauufer mit einander zu verbinden, im Allgemeinen befohlen und zu sehr darauf gerechnet, daß seine Unterfeldherrn Alles ordentlich ausführen würden. Murat war zu rasch vorwärts gegangen, und Mortier, sei es, daß jene Bewegung ihn mit sich fortriß, sei es, daß er dem General Dupont keine genauen Instructionen gegeben, hatte zwischen der Division Gazan, die bei ihm war, und den Divisionen Dupont und Dumonceau, die sich mit ihm vereinigen sollten, einen Zwischenraum von einem Tagemarsche gelassen. Die Flotille, deren Zusammenbringung große Schwierigkeiten darbot, war weit zurückgeblieben.

Sobald Napoleon diese Fehler bemerkte, ahnte er die Gefahr des Marschalls Mortier und eilte nach Mölk, um das Corps des Marschalls Soult, das Murat nach sich ziehen wollte, anzuhalten und Murat und Lannes den Befehl zu geben, daß sie langsamer marschirten. Er fürchtete nicht allein für das Corps am linken Donauufer, sondern auch für seine Avantgarde, die sich unvorsichtigerweise in die Engpässe des Kalenbergs verwickelt hatte.

Nirgends werden Fehler so rasch bestraft, als im Kriege; denn nirgends folgen Ursache und Wirkung schneller auf einander. Die Russen, denen ein ausgezeichneter österreichischer Stabsoffizier, der Obrist Schmidt, als Führer diente, entdeckten bald die Gegenwart einer isolirten französischen Division auf dem linken Donauufer und beschlossen den Angriff. Durch die Zerstörung der Brücke von Krems beruhigt und keine solche Masse von Schiffen, die eine Brücke ersetzen

könnte, entdeckend, hielten sie an, um sich einen Triumph zu verschaffen, der ihnen leicht zu sein schien. Die Division Gazan zählte kaum 5000 Mann; die Russen waren nach dem Abmarsch der Oesterreicher noch beinahe 40,000 Mann stark. Der Boden war zu ihren Entwürfen geeignet. Die Donau fließt auf diesem Punkte zwischen steilen Ufern und wird auf der einen Seite von den böhmischen Gebirgen, auf der andern Seite von den steyerischen Alpen eingeengt. Zwischen Dürrstein, Stein und Krems ist die Straße auf dem linken Ufer eng, häufig in den Felsen gehauen und wird vom Flusse und den denselben beherrschenden Gebirgen eingeschlossen. Wagen können sich auf ihr schwer bewegen. Aus diesem Grunde hatte der Marschall Mortier die einzige Batterie, die er besaß, auf Schiffe bringen lassen. Die Pferde wurden an der Hand geführt.

Am 11. November, während Murat auf dem rechten Ufer bis zu den Thoren von Wien eilte, hatte Mortier auf dem linken Ufer Dürrstein erreicht, einen Ort, wo sich die Ruinen des Schlosses befinden, in dem Richard Löwenherz gefangen saß. Bei diesem Punkte treten die Höhen etwas zurück und lassen zwischen ihrem Fuße und dem Flusse einen freien Raum, den die Straße bald auf einem Damme, bald in einem Einschnitt durchzieht. Als die französische Division auf dieser Straße marschirte, sah sie den Rauch von der noch immer brennenden Brücke bei Krems emporsteigen. Bald entdeckte sie die Russen und vermuthete, daß sie auf dieser Brücke über den Fluß gegangen seien. Ohne sich viel Rechenschaft zu geben, was sie eigentlich vor sich habe, gab sie dem Ungestüme nach, das die ganze Armee erfüllte, dachte sie nur daran, vorwärts zu gehen und zu kämpfen. Mortier gab den Befehl dazu, der auf der Stelle ausgeführt wurde. Ein Artillerieoffizier, der spätere General Fabvier, der die einzige Batterie der Division Gazan befehligte, ließ seine Stücke an das Land schaffen und stellte sie auf. Die Russen kamen in geschlossenen Massen herbei. Das Geschützfeuer wüthete in ihren Reihen entsetzlich. Sie warfen sich auf die Geschütze, um sie zu nehmen. Die Infanterie des 100. und 103. Regiments vertheidigte sie mit der äußersten Tapferkeit. Es entspann sich auf dieser engen Straße ein erbitterter Kampf Mann gegen Mann. Die Geschütze wurden genommen und sogleich wieder

abgenommen. Kaum den Russen entrissen, wurden sie mit dem mörderischsten Erfolge wieder abgefeuert. Die Franzosen stellten sich auf jeder, selbst der kleinsten Erhöhung auf und unterhielten ein Tirailleurfeuer, das nicht minder furchtbar war, als jenes der Artillerie. Man schlug sich auf diesem Punkte einen halben Tag lang, und nach den zahlreichen Verwundeten zu urtheilen, die man am folgenden Tage fand, erlitt der Feind starke Verluste. Man nahm ihm 1500 Gefangene. Endlich blieb man Herr des Terrains und glaubte ruhen zu können.

Man war kämpfend bis Stein vorgedrungen. Das 4. leichte Regiment, das auf den Höhen vertheilt war, unterhielt dort ein wohlgeordnetes Tirailleurfeuer, das von Minute zu Minute lebhafter wurde. Bald erfuhr man die Ursache, die man sich anfänglich kaum erklären konnte. Die Russen hatten die Höhen umgangen. Sie waren mit zwei Colonnen, die eine Masse von 12 — 15,000 Mann bildeten, der Division Gazan in den Rücken gegangen, und in Dürrstein eingedrungen, daß diese Division am Morgen verlassen hatte. Man war mithin umringt und von der Division Dupont getrennt, die man um einen Tagemarsch rückwärts gelassen hatte. Es zeigte sich kein Theil der Donauflotille, und man hatte wenig Hoffnung, sich zu retten. Die Nacht brach an, die Lage war schrecklich; denn man durfte nicht zweifeln, daß man es mit einer ganzen Armee zu thun habe. In dieser Noth, die Jedermann klar war, dachte doch Niemand daran, zu capituliren, weder Offiziere noch Soldaten. Lieber Alle bis zum Letzten zu sterben, als sich zu ergeben, das war der einzige Entschluß, den diese Tapfern faßten, so heroisch war der Geist, der diese Armee beseelte. Der Marschall Mortier dachte wie seine Soldaten und war gleich ihnen entschlossen, lieber zu sterben, als den Russen seinen Marschallstab zu übergeben. Er befahl daher in geschlossener Colonne zu marschiren und sich den Rückzug nach Dürrstein zu bahnen, wo man die Division Dupont zu finden hoffte. Es war Nacht. In der Dunkelheit begann nun wieder der Kampf, der am Morgen gewüthet hatte. Man kämpfte auf dieser engen Straße Mann gegen Mann und in solcher Nähe, daß sich die Soldaten häufig an der Gurgel faßten. Indem man auf diese Art kämpfte, gewann man etwas Terrain auf Dürrstein zu.

Nachdem man indessen mehrere feindliche Massen durchbrochen hatte, verzweifelte man, zum Ziel zu gelangen und eine Straße zu öffnen, die sich unaufhörlich wieder schloß. Einige Offiziere Mortier's, die kein Heil mehr sahen, machten ihm den Vorschlag, sich einzuschiffen und wenigstens seine eigene Person den Russen zu entziehen. — „Nein," antwortete der erlauchte Marschall, „man trennt sich von so tapfern Leuten nicht. Man rettet sich mit ihnen oder stirbt." — Er stand mit dem Degen in der Hand an der Spitze seiner Grenadiere, als man plötzlich hinter Dürrstein ein heftiges Feuern hörte. Auf der Stelle lebte die Hoffnung wieder auf; denn aller Wahrscheinlichkeit nach mußte es die Division Dupont sein. In der That hatte diese tapfere Division, die den ganzen Tag marschirt war, unterwegs die Gefahr des Marschalls Mortier erfahren und eilte zu seiner Hülfe herbei. Der General Marchand ging mit dem 9. leichten Regiment und dem 96. und 32. Linienregiment, denselben, welche sich bei Haslach ausgezeichnet hatten, vor. Einige Abtheilungen folgten der großen Straße, andere stiegen die Schluchten abwärts, die sich von den Gebirgen herabsenken. Hier entspann sich ein Kampf, ebenso hartnäckig wie der, den in diesem Augenblicke die Division Gazan stritt. Endlich erreichte das 9. leichte Regiment Dürrstein, während der Marschall Mortier dort von der entgegengesetzten Seite eindrang. Die beiden Colonnen erreichten sich und erkannten sich beim Blitzen des Gewehrfeuers. Die Soldaten umarmten sich vor Freude, einem solchen Unglücke entgangen zu sein.

Der Verlust war auf beiden Seiten groß, aber der Ruhm war nicht gleich; denn 5000 Franzosen hatten mehr als 30,000 Russen Widerstand geleistet und ihre Fahnen gerettet. Solche Beispiele muß man einer Nation für immer empfehlen. Soldaten, die zu sterben entschlossen sind, können stets ihre Ehre retten, häufig ihre Freiheit und ihr Leben.

Der Marschall Mortier fand in Dürrstein die 1500 Gefangenen wieder, die er am Morgen gemacht hatte. Die Russen verloren an Todten, Verwundeten oder Gefangenen etwa 4000 Mann. Zu dieser Zahl gehörte auch der Obrist Schmidt. Die Feinde konnten keinen empfindlicheren Verlust erleiden und sollten dies bald erfahren. Die

Franzosen zählten 3000 Todte und Verwundete. Die Division Gazan hatte die Hälfte ihrer Mannschaft verloren.

Als Napoleon, der in Mölk war, den Ausgang dieses Treffens erfuhr, wurde er beruhigt; denn er hatte die gänzliche Vernichtung der Division Gazan gefürchtet. Das Benehmen des Marschalls Mortier und seiner Soldaten entzückte ihn, und er belohnte die beiden Divisionen glänzend. Er rief sie auf das rechte Donauufer zurück, damit sie ihre Wunden verbinden könnten, und bestimmte Bernadotte dazu, sie auf dem linken Ufer zu ersetzen. Auf Murat schob er die Schuld der Verwirrung, die in dem Marsche der verschiedenen Colonnen geherrscht hatte. Der Charakter Napoleon's war sanft, sein Geist streng. Der einfache, ruhige, überlegende Muth galt ihm mehr, als die glänzendste Tapferkeit, obgleich er beide verwendete, wie sie sich ihm darboten. Er war gewöhnlich streng gegen Murat, dessen Leichtsinn, Ostentation und unruhigen Ehrgeiz er nicht liebte, wenn er auch seinem vortrefflichen Herzen und seiner glänzenden Tapferkeit Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er schrieb ihm mit einer Strenge, die jener nicht ganz verdiente. — „Mein Vetter,“ schrieb er, „ich kann Ihre Art zu marschiren nicht billigen. Sie gehen wie ein Thor vorwärts und überlegen die Befehle nicht, die ich Ihnen ertheile. Die Russen sind bei Krems über die Donau gegangen, statt Wien zu decken. Dieser außerordentliche Umstand hätte Ihnen begreiflich machen sollen, daß Sie ohne neue Instructionen nicht handeln durften. Ohne zu wissen, welche Pläne der Feind haben könne, ohne sich darum zu kümmern, was mein Wille bei dieser neuen Wendung der Dinge sei, schoben Sie meine Armee auf Wien vor. Sie haben blos den eiteln Ruhm im Auge gehabt, in Wien einzuziehen. Es giebt keinen Ruhm, wo keine Gefahr ist. Es giebt keine Gefahr, wenn man in eine Hauptstadt einzieht, die nicht vertheidigt wird.

Mölk, am 11. November.“

Murat büßte hier für die Fehler aller Welt. Er war unstreitig zu rasch vorwärts gegangen, aber wenn er auch vor Krems stehen blieb, ohne Brücke und ohne Schiffe, so war er doch keine große Hülfe für Mortier, der hauptsächlich durch den Zwischenraum compromittirt wurde, der zwischen den Divisionen Dupont und Gazan entstanden war, wie durch die Entfernung der Flotille. Murat war sehr

betrübt. Napoleon wurde durch seinen Adjutant Bertrand von dem Kummer seines Schwagers unterrichtet und tröstete ihn durch einige freundliche Worte.

Indem Napoleon selbst den Fehler Murat's augenblicklich benutzen wollte, befahl er ihm, da er doch einmal im Angesicht von Wien war, nicht einzurücken, sondern an den Mauern hinzuziehen und die große Donaubrücke zu nehmen, die außerhalb der Vorstädte über den Fluß führt. Hätte er diese Brücke besetzt, so sollte er in größter Eile nach Mähren vorrücken, um vor den Russen auf dem Punkte einzutreffen, wo der von Krems kommende Weg in die Straße von Olmütz mündet. Nahm man diese Brücke und ging rasch vor, so war es möglich, Kutusow den Rückzug nach Mähren abzuschneiden und ihm dasselbe Schicksal zu bereiten wie dem General Mack. Murat konnte also seinen Fehler gut machen und ergriff die Gelegenheit mit Begierde.

Es war indessen wenig wahrscheinlich, daß die Oesterreicher den Fehler begangen hätten, die Wiener Brücken, welche die Franzosen zu den Herren beider Flußufer machen mußten, stehen zu lassen, oder nicht wenigstens solche Vorbereitungen zu treffen, daß sie beim ersten Signal zerstört werden konnten. Es war daher nichts zweifelhafter als die von Napoleon mehr gewünschte, als befohlene Operation.

Die Oesterreicher hatten der Vertheidigung von Wien entsagt. Diese schöne und große Hauptstadt hat eine regelmäßige Umwallung, dieselbe, die 1683 den Türken Widerstand leistete. Da der Raum mit der Zeit zu eng wurde und große Vorstädte entstanden, so umschloß man auch diese mit einer zickzackförmigen Mauer von geringer Dicke. Dies Alles war keine tüchtige Vertheidigung; denn die Mauer, welche die Vorstädte deckte, war leicht zu ersteigen, und war man einmal in der äußeren Stadt, so konnte man die innere durch Bomben leicht zur Ergebung zwingen. Der Kaiser Franz hatte den Grafen Wrbna, einen besonnenen Mann, beauftragt, die Franzosen zu empfangen und sich mit ihnen über die friedliche Besetzung der Hauptstadt zu verständigen. Dagegen hatte man beschlossen, den Flußübergang streitig zu machen.

Wien liegt in einer gewissen Entfernung von der Donau, die links von der Stadt zwischen bewaldeten Inseln fließt. Eine große

hölzerne Brücke, welche die verschiedenen Flußarme überspannt, dient zur Verbindung zwischen beiden Ufern. Die Oesterreicher hatten unter dem Brückengebälk Brennmaterial aufgehäuft und waren in Bereitschaft, die Brücke zu zerstören, sobald der Feind sich zeige. Sie standen 7000 Mann stark unter dem Grafen Auersperg auf dem linken Ufer und hatten ihre Geschütze auf die Brücke gerichtet.

Murat war, von der Oertlichkeit begünstigt, nahe an die Brücke gekommen, ohne in die Stadt einzudringen. In diesem Augenblick verbreitet sich überall das Gerücht, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei. Napoleon war im Schlosse Schönbrunn und hatte eine Deputation der Wiener Bürger empfangen, die seine Milde anflehte. Er hatte sie mit der Rücksicht empfangen, die ein ausgezeichnetes Volk verdient, und die jede gebildete Nation der andern schuldig ist. Ebenso hatte er Giulay, der die bereits in Linz gemachten Eröffnungen wiederholte, empfangen und angehört. Auf diese Weise hatte sich die Idee eines Waffenstillstandes, der zu einem Frieden führen könne, rasch vorbereitet. Napoleon hatte zugleich den General Bertrand an Murat und Lannes abgeschickt, um den Befehl zu wiederholen, die Brücken wo möglich zu nehmen. Murat und Lannes brauchten nicht angespornt zu werden. Sie stellten hinter die dichten Anpflanzungen, welche die Donau begrenzen, Grenadiere auf und gingen selbst mit einigen Adjutanten bis zur Brücke vor. Eben dahin begaben sich der General Bertrand und ein Offizier vom Geniecorps, der Obrist Dode de la Brunerie.

Eine Holzbarrière verschloß die Brücke. Man läßt sie niederhauen. In einiger Entfernung dahinter befand sich ein Husar als Vedette, der seinen Carabiner abfeuert und im Galopp entflieht. Man folgt ihm, man eilt durch die lange Linie der kleinen Brücken, die über die verschiedenen Flußarme geschlagen sind, und gelangt zu der großen Brücke, die über den Hauptarm führt. Hier sieht man eine Masse von Faschinen auf der Brücke liegen. In demselben Augenblicke zeigt sich ein österreichischer Artillerist mit der Lunte in der Hand. Der Obrist Dode ergreift ihn und hält ihn in dem Moment fest, wo er die Mine, die unter den Brückenbogen gelegt ist, anzünden will. Auf diese Weise gelangt man an das andere Ufer, wo man sich an die österreichischen Kanoniere wendet und ihnen sagt, daß ein

Waffenstillstand entweder schon abgeschlossen sei oder demnächst abgeschlossen würde, daß der Friede bald nachfolgen werde, und daß man mit dem commandirenden General zu sprechen wünsche.

Die überraschten Oesterreicher zaudern und führen den General Bertrand zu dem Grafen Auersperg. Während dieser Zeit rückte auf Murat's Befehl eine Colonne Grenadiere vor. Man konnte sie nicht sehen, da sie von den großen Bäumen am Flusse und von den Krümmungen dieser Straße, die bald über Brücken, bald über bewaldete Inseln führte, verdeckt wurde. Während man sie erwartete, verhandelte man mit den Oesterreichern vor den Mündungen ihrer Kanonen. Plötzlich zeigt sich die Grenadiercolonne. Bei diesem Anblick fangen die Oesterreicher an einzusehen, daß sie getäuscht sind, und wollen Feuer geben. Lannes, Murat und die Adjutanten eilen nun zu den Kanonieren, bringen sie durch ihre Worte auf's Neue zum Schwanken und geben so der Colonne Zeit, herbeizueilen. Die Grenadiere werfen sich endlich auf die Kanonen, bemächtigen sich derselben und entwaffnen die Bemannung.

Unterdessen kam der Graf Auersperg herbei, vom General Bertrand und Obrist Dode begleitet. Er war grausam überrascht, als er die Brücke in den Händen der Franzosen und diese in großer Zahl auf dem linken Donauufer sah. Zur Vertheidigung der Brücke besaß er einige Tausend Mann Fußvolk. Aber man wiederholte ihm alle die Erzählungen, mit deren Hülfe man die Brückenwache getäuscht hatte, und überredete ihn, daß er sich mit seinen Soldaten auf einige Entfernung vom Flusse zurückziehen müsse. Ueberdies trafen mit jedem Augenblicke neue französische Truppen ein, und es war nicht mehr Zeit, Gewalt zu gebrauchen. Auersperg entfernte sich daher, in einem solchen Grade überrascht und verwirrt, daß er das Vorgefallene kaum zu begreifen schien.

Durch diese kühne List, die ohne den unerhörten Muth der französischen Generale nicht gelingen konnte, kam man in den Besitz der Brücken. Vier Jahre später kostete uns der Nichtbesitz dieser Brücken blutige Schlachten, die fast verhängnißvoll geworden wären.

Die Freude Napoleon's über diesen Erfolg war außerordentlich. Er grollte Murat nicht länger und ließ ihn auf der Stelle mit der Reservereiterei, dem Corps von Soult und jenem von Lannes abmar=

schiren, um dem General Kutusow auf der Straße von Stockerau und Hollabrunn den Rückzug abzuschneiden.

Nachdem diese Befehle abgefertigt waren, richtete er alle seine Sorgfalt auf die Administration und militairische Besetzung von Wien. Es war ein schöner Triumph, in diese Metropolis des deutschen Reiches einzuziehen, die noch nie ein Feind als Sieger betreten hatte.*) In den beiden letzten Jahrhunderten hatte man beträchtliche Kriege geführt, denkwürdige Schlachten gewonnen und verloren, aber man hatte noch nie gesehen, daß ein siegreicher General seine Fahnen in der Hauptstadt eines großen Staates aufpflanzte. Man mußte zu den Zeiten der Eroberer zurückgehen, um nach Beispielen so ungeheurer Resultate zu suchen.

Napoleon blieb für seine Person im kaiserlichen Schlosse Schönbrunn. Er übertrug den Oberbefehl über die Stadt Wien dem General Clarke und ließ die Polizei von der Bürgermiliz versehen. Er handhabte die strengste Disciplin und nahm nichts, als öffentliches Eigenthum, z. B. Regierungscassen und Arsenale. Das große Arsenal von Wien enthielt ungeheure Reichthümer: 100,000 Gewehre, 2000 Geschütze, Munition aller Art. Man staunte nicht wenig, daß der Kaiser Franz diese Schätze nicht auf der Donau hatte abführen lassen. Alles Vorgefundene wurde für die Armee in Beschlag genommen.

Napoleon vertheilte darauf seine Streitkräfte so, daß er die Hauptstadt bewachte und zugleich die verschiedenen Straßen beobachtete, auf denen die Erzherzöge und die Russen herbeikommen konnten.

Man hat gesehen, daß er den General Marmont auf die große Straße von Leoben geschickt hatte, um diesen Alpenübergang zu besetzen und den Marschall Soult auf die Straße von St. Gaming, um die Position von St. Pölten zu umgehen. Meerfeldt hatte mit der Hauptmacht der Oesterreicher die große Straße von Leoben eingeschlagen. Als er sich vom General Marmont verfolgt sah, hatte er sich auf die Straße von St. Gaming geworfen, auf der Marschall Davout herbeikam. Dieser klimmte mit großer Mühe mitten unter

*) Bereits am 6. November hatte der kaiserliche Hof Wien verlassen, während Murat erst am 13. daselbst einzog. Anm. d. Uebers.

dem Schnee und Eis eines frühen Winters die steilsten Gebirge hinan und hatte eben alle Hindernisse besiegt, als er in der Nähe von Mariazell auf der großen Straße, die von Leoben über Lilienfeld nach St. Pölten führt, auf das Corps des Generals Meerfeldt stieß. Ein Kampf von der Art, wie Masséna in den Alpen sie früher lieferte, entspann sich auf der Stelle zwischen den Franzosen und Oesterreichern. Der Marschall Davout nahm den Letzteren 4000 Gefangene und warf den Rest in die Gebirge zurück. Er rückte sodann gegen Wien vor. Der General Marmont erreichte Leoben fast ohne Flintenschuß nnd blieb dort stehen, um neue Befehle vom Kaiser zu erwarten.

Die Ereignisse in Tyrol und Italien waren nicht weniger günstig. Der Marschall Ney, der nach der Besetzung von Ulm mit der Einnahme Tyrols beauftragt wurde, hatte als Eingangspunkt glücklicherweise den Paß von Scharnitz, die Porta Claudia der Alten, gewählt. Dies war einer der schwierigsten Zugänge dieser Gegend, aber er hatte den Vortheil, direct auf Innsbruck zu führen, mitten unter die zerstreuten Truppen der Oesterreicher, die einen solchen Angriff nicht erwarteten und vom Bodensee bis zu den Quellen der Drau standen. Der Marschall Ney hatte kaum 8—10,000 Mann, mit denen er aber Alles unternehmen konnte, da sie ebenso tapfer als ihr Anführer waren. Er erstieg mit ihnen im Monat November die höchsten Gipfel der Alpen, trotz der Felsstücken, welche die Einwohner auf unsere Soldaten herabrollten; denn die Tyroler waren dem Hause Habsburg sehr ergeben und wollten nicht unter baierische Herrschaft übergehen, womit man sie bedrohte. Er erstieg die Verschanzungen von Scharnitz, zog in Innsbruck ein, zerstreute die überraschten Oesterreicher und warf die Einen auf Vorarlberg, die Andern auf Tyrol zurück. Der General Jellachich und der Prinz Rohan wurden nach Vorarlberg gedrückt und von da nach dem Bodensee, gegen dieselbe Straße, auf der Augereau herbeikam. Als ob es vom Schicksal beschlossen gewesen wäre, daß keine der Trümmer der Armee von Ulm den Franzosen entgehen solle, stieß General Jellachich, derselbe, der nach der Uebergabe von Memmingen sich Soult's Verfolgung entzogen hatte, jetzt auf Augereau. Da er keine Rettung sah, so streckte er mit 6000 Mann die Waffen. Der Prinz Rohan

war in Vorarlberg noch nicht weit vorgedrungen und hatte Zeit zum Rückzuge. Er führte einen kühnen Marsch aus, mitten durch die Cantonnirungen unserer Truppen hindurch, die nach der Einnahme von Innsbruck den Brenner nachlässig bewachten, täuschte die Aufmerksamkeit Loison's, eines der Divisionsgenerale Ney's, ging bei Botzen fast unter seinen Augen vorbei und warf sich auf Verona und Venedig, während Masséna den Erzherzog Carl verfolgte. Masséna hatte den General Saint-Cyr beauftragt, Venedig zu blokiren, wo der Erzherzog Carl eine starke Besatzung zurückgelassen hatte. Der General Saint-Cyr staunte nicht wenig, daß ein feindliches Corps in Masséna's Rücken stehe, während dieser bereits am Fuß der Julischen Alpen war, eilte so schnell als möglich herbei, umzingelte den Prinzen Rohan und zwang ihn, wie eben erst dem General Jellachich geschehen, die Waffen zu strecken. Der General Saint-Cyr nahm bei dieser Gelegenheit ungefähr 5000 Mann gefangen.

Während dieser Zeit setzte der Erzherzog Carl seinen mühsamen Rückzug durch Friaul jenseits der Julischen Alpen fort. Sein Bruder, der Erzherzog Johann, der von dem italienischen Tyrol nach Kärnthen übergegangen war, folgte im Innern der Alpen einer Linie, welche der seinigen ganz parallel lief. Da die beiden Erzherzöge für unmöglich hielten, zu rechter Zeit eine der Defensivstellungen der Donau zu erreichen und den Gedanken, sich Napoleon in die Flanke zu werfen, als zu verwegen verwarfen, so hatten sie beschlossen, sich in Laibach, der Eine über Villach, der Andere über Udine, zu vereinigen und dann nach Ungarn zu ziehen. Dort konnten sie sich in voller Sicherheit mit den in Mähren stehenden Russen vereinigen und die Offensive wieder ergreifen, wenn die verbündeten Heere sich nicht durch Fehler compromitiirt hatten, und wenn die beiden Souveräne von Oesterreich und Rußland noch Muth genug besaßen, den Kampf fortzusetzen.

Der General Marmont, der vor Leoben auf jenen Höhen stand, die das Thal der Donau von dem der Drau trennen, sah mit Verdruß die Truppen des Erzherzogs Johann fast unter seinen Augen vorbeiziehen und brannte vor Ungeduld, sie anzugreifen. Aber ein bestimmter Befehl hielt seine Kampflust in Schranken und wies ihn an, sich auf die Bewachung der Alpenpässe zu beschränken.

Masséna hatte den Erzherzog Carl bis zu den Julischen Alpen verfolgt und war an ihrem Fuße stehen geblieben, weil er den Erzherzögen nach Ungarn nicht zu folgen wagte. Er reichte Marmont die Hand und erwartete die Befehle des Kaisers.

Alle diese Bewegungen waren gegen die Mitte des Novembers vollständig ausgeführt, fast zu derselben Zeit, als die große Armee Wien erreichte. Der Plan war so ausgeführt worden, wie er im Studirzimmer entworfen war. In sechs Wochen hatte diese Armee Rhein und Donau überschritten, sich zwischen die Oesterreicher und Russen gestellt, die Einen umringt, die Andern gegen die untere Donau gedrückt, Tyrol durch ein Detachement überrascht, Wien besetzt und die Stellung der Erzherzöge in Italien überflügelt, was die Letztern zwang, in Ungarn eine Zuflucht zu suchen. Die Geschichte zeigt nirgens ein solches Schauspiel: In zwanzig Tagen vom Ocean an den Rhein, in vierzig vom Rhein nach Wien! Und während die Vertheilung der Streitkräfte, die im Kriege so gefährlich ist, häufig blos Niederlagen herbeiführt, hatte man hier Corps gesehen, die, durch weite Entfernungen getrennt, ohne eine Gefahr zu laufen, ihr Ziel erreichten, weil im Centrum eine mächtige Masse stand, die zu rechter Zeit gegen die Hauptabtheilung des Feindes entscheidende Schläge führte, weil diese Masse einen Impuls gab, vor dem Alles wich, und hinter ihrem Rücken wie auf den Flügeln nur solche Lorbeeren übrig ließ, die leicht zu pflücken waren. Nachdem wir aber diese tiefe, einfache Kunst, die in Erstaunen versetzt, bewundert haben, müssen wir auch eine zweite Bedingung dieser Operationsweise berücksichtigen, ohne die jede Combination, selbst die geschickteste, eine Gefahr werden kann, nämlich jenen hohen Muth der Soldaten und Offiziere, der, selbst wenn sie von unvorhergesehenen Unfällen überrascht wurden, wie Dupont bei Haslach, Mortier bei Dürrstein, Ney bei Elchingen, dem leitenden Gedanken Zeit ließ, ihnen zu Hülfe zu kommen und den begangenen Fehler gut zu machen. Wiederholen wir, was bereits früher gesagt wurde, daß ein großer Feldherr tapfere Soldaten gebraucht und tapfere Soldaten einen großen Feldherrn. Beiden kommt der Ruhm ihrer Großthaten gemeinschaftlich zu.

Napoleon wollte sich in Wien nicht mit dem leeren Ruhme blä-

hen, die Hauptstadt des deutschen Reiches besetzt zu halten. Er wollte den Krieg beenden. Man kann ihm vorwerfen, auf seiner Laufbahn das Glück mißbraucht zu haben, aber nie wird man ihm, wie Hannibal, nachsagen können, daß er es nicht benutzt oder durch ein Capua sich habe einschläfern lassen. Er schickte sich jetzt an, gegen die Russen zu ziehen und sie in Mähren zu schlagen, ehe sie Zeit hätten, ihre Verbindung mit den Erzherzögen zu bewerkstelligen. Diese waren übrigens am 15. November erst in Laibach. Sie mußten einen großen Umweg machen, um Ungarn zu erreichen, dann durch dieses Land marschiren und Mähren über Olmütz erreichen. Dies war ein Marsch von mehr als 150 Stunden. Zwanzig Tage reichten dazu nicht aus. Napoleon befand sich zu dieser Zeit in Wien und hatte blos 40 Stunden zurückzulegen, um Brünn, die Hauptstadt von Mähren, zu erreichen.

Er zog den General Marmont, der in Leoben zu weit entfernt stand, näher heran und ließ ihn in den steyerischen Alpen eine Stellung nehmen, um die große Straße von Italien nach Wien zu bewachen. Wenn die Erzherzöge diesen Weg einschlügen, sollte er die Brücken und Straßen zerstören, wodurch in den Gebirgen ein schwächeres Corps in den Stand gesetzt wird, einen überlegenen Feind eine Zeit lang aufzuhalten. In einen Kampf sollte er sich nur dann einlassen, wenn man ihn dazu zwinge. Er zog Masséna näher an Marmont heran und setzte Beide in unmittelbare Verbindung. Die von Masséna geführten Truppen nahmen von nun an den Namen des 8. Armeecorps an. Napoleon vertheilte das Corps des Marschalls Davout rings um Wien, die Division des Generals Gudin kam nach Neustadt, von wo sie in kurzer Zeit zu Marmont stoßen konnte, die zweite, die des Generals Friant, in die Gegend von Preßburg, um die aus Ungarn führenden Straßen zu beobachten, die dritte, die des Generals Bisson (die Division Caffarelli) vorwärts von Wien auf die Straße von Mähren. Die Divisionen Dupont und Gazan blieben in Wien, um sich von ihren Mühen zu erholen und ihre Wunden zu heilen. Die Marschälle Soult, Lannes und Murat endlich marschirten nach Mähren, während der Marschall Bernadotte, nachdem er bei Krems über die Donau gegangen war, dem General Kutusow folgte und sich in Bereitschaft hielt, auf der-

selben Straße, welche dieser General eingeschlagen hatte, zu den drei französischen Corps zu stoßen, welche die Russen bekämpfen sollten.

So konnte Napoleon von Wien aus, wo er in der Mitte eines geschickt ausgespannten Netzes stand, überall hineilen, wo die geringste Bewegung die Anwesenheit des Feindes andeutete. Wenn die Erzherzöge einen Versuch gegen Italien machten, so vereinigten sich Masséna und Marmont und lehnten sich an die steyerischen Alpen, während Napoleon sie unterstützen konnte, indem er Davout nach Neustadt gehen ließ. Wenn die Erzherzöge über Ungarn kamen und sich in Preßburg zeigten, so konnte Napoleon das ganze Corps von Davout dahin versetzen, etwas später Marmont und im Nothfalle selbst die große Armee. Wenn man den Russen in Mähren die Spitze bieten mußte, so konnte man zu den Corps von Lannes, Soult und Murat, die sich dort bereits befanden, binnen drei Tagen die von Bernadotte und Davout stoßen lassen. Napoleon war daher überall in der besten Fassung und erfüllte im höchsten Grade die Bedingungen jener Kriegskunst, die er eines Tages auf folgende Weise definirte: es ist die Kunst, sich zu vertheilen, um zu leben, und sich zu concentriren, um zu fechten. Man hat die Grundsätze dieser furchtbaren Kunst, welche Reiche zerstört oder gründet, nie besser definirt oder ausgeübt.

Napoleon hatte die Eroberung der Donaubrücken rasch benutzt, um die Marschälle Soult, Lannes und Murat über die Donau zu schicken. Es galt dem General Kutusow den Rückzug abzuschneiden und vor ihm Hollabrunn zu erreichen, wo dieser General, der bei Krems über die Donau gegangen war, die Straße von Mähren wieder erreichte. Der General Kutusow nahm seine Richtung nach Mähren und nicht nach Böhmen, deshalb, weil die zweite russische Armee ihre Schritte nach Olmütz auf der Grenze von Mähren und Galizien richtete. Während er auf Hollabrunn vorging, überraschte ihn plötzlich die Nachricht, daß die Franzosen auf der großen Straße ständen, die er erreichen wollte, daß er mithin abgeschnitten sei. Er legte nun Murat dieselbe Schlinge, durch die jener die Donaubrücke von den Oesterreichern erhalten hatte. Bei ihm war der General Wintzingerode, derselbe, der die Verhandlungen über den Feldzugsplan geleitet hatte. Er sandte ihn zu Murat, um diesem dieselbe

Lüge vorzutragen, mit der jener den Grafen Auersperg getäuscht hatte, daß nämlich in Schönbrunn Friedensverhandlungen stattfänden. Demnach schlug er einen Waffenstillstand vor, dessen Hauptbedingung die war, daß beide Heere da stehen bleiben sollten, wo sie eben waren, so daß also durch die Unterbrechung der Feindseligkeiten nichts verändert wurde. Wenn sie wieder aufgenommen würden, sollte sechs Stunden zuvor eine Anzeige stattfinden. Murat, dem Wintzingerode geschickt zu schmeicheln wußte, und der außerordentlich empfindlich für die Ehre war, der erste Friedensvermittler zu sein, nahm den Waffenstillstand an, die Bestätigung des Kaisers vorbehaltend. Man muß indeß, um gerecht zu sein, hinzusetzen, daß eine nicht zu verwerfende Rücksicht viel dazu beitrug, ihn auf diesen falschen Weg zu leiten. Das Corps des Marschalls Soult war noch nicht herangekommen, und er fürchtete, mit seiner Reiterei und Oudinot's Grenadieren den Russen den Weg nicht verlegen zu können. Er schickte daher einen Adjutanten mit dem Entwurfe des Waffenstillstands in das Hauptquartier.

Am andern Tage besuchte man sich. Der Fürst Bagration stellte sich bei Murat ein und erkundigte sich sehr angelegentlich nach den französischen Generalen, namentlich nach dem Marschall Lannes. Dieser, in seinem Benehmen sehr einfach, ohne es darum an militairischer Höflichkeit fehlen zu lassen, sagte dem Fürsten, habe er hier allein zu befehlen gehabt, so würden sie sich in diesem Augenblicke schlagen, statt Höflichkeiten auszuwechseln. In der That benutzte in diesem Augenblicke die russische Armee ihre Nachhut, welche angeblich unbeweglich stehen blieb, dazu, hinter diesem Vorhange rasch zu marschiren und die Straße von Mähren zu gewinnen. Auf diese Weise wurde Murat seinerseits betrogen, und der Feind rächte sich für die Brücke vor Wien.

Bald traf ein Adjutant des Kaisers ein, der General Lemarrois, der Murat einen strengen Verweis überbrachte *) und ihm wie dem

---

*) An den Prinzen Murat.

Schönbrunn, 25. Brumaire J. XIV. (16. Novbr. 1805) um 8 Uhr Morgens. Es ist mir unmöglich, Ausdrücke zu finden, die meine Unzufriedenheit bezeichnen. Sie sind nichts weiter, als Befehlshaber meiner Avantgarde und

Marschall Lannes den Befehl gab, unmittelbar anzugreifen, zu welcher Stunde diese Weisung auch an sie gelangen möge. Lannes trug indessen Sorge, dem Fürsten Bagration einen Offizier zu senden, um ihn mit dem erhaltenen Befehle bekannt zu machen. Man traf auf der Stelle Vorbereitungen zum Angriff. Der Fürst Bagration hatte 7—8000 Mann. Da die Bewegung Kutusow's noch immer gedeckt werden mußte, so faßte er den edlen Entschluß, sich lieber vernichten zu lassen, als zu weichen. Lannes schickte seine Grenadiere gegen ihn. Die beiden Infanterielinien griffen sich auf einem fast ganz ebenen Terrain an. Man wechselte einige Zeit lang ein sehr lebhaftes mörderisches Musketenfeuer und griff dann mit dem Bajonnet an. Beide Infanteriemassen marschirten entschlossen gegen einander, was im Kriege sehr selten ist, und keine von ihnen wich, ehe die Bajonnete sich kreuzten. Nach einem Kampfe Mann an Mann drangen die Grenadiere in das Fußvolk Bagration's ein und hieben es in Stücken. Man kämpfte nun mitten in der Nacht beim Scheine der Flammen um das brennende Dorf Schöngraben, das zuletzt in den Händen der Franzosen blieb. Die Russen schlugen sich tapfer. Sie verloren beinahe die Hälfte ihrer Nachhut, ungefähr 3000 Mann, wovon 1500 Mann todt auf dem Schlachtfelde lagen. Der Fürst Bagration hatte sich als würdiger Nebenbuhler des Marschalls Mortier gezeigt. Dieser blutige Kampf fand am 16. November statt.

Man ging an den folgenden Tagen vor, indem man bei jedem

---

haben keineswegs das Recht, ohne meinen Befehl Waffenstillstand zu schließen. Sie lassen mich die Frucht eines Feldzugs verlieren. Brechen Sie augenblicklich den Waffenstillstand und marschiren Sie gegen den Feind. Erklären Sie ihm, der General, der die Uebereinkunft unterzeichnet hat, sei gar nicht dazu befugt; das komme nur dem Kaiser von Rußland zu.

Wenn indessen der russische Kaiser diese Uebereinkunft ratificirte, so würde ich's auch thun. Aber 's ist eine bloße List. Vorwärts! vernichten Sie die russische Armee; Sie sind in der Lage, ihr die Bagage und das Geschütz zu nehmen. Der Adjutant des Kaisers von Rußland ist ein . . . . Die Offiziere sind nichts, wenn sie keine Vollmacht haben; dieser hatte aber keine. Die Oesterreicher haben sich mit dem Uebergang über die wiener Brücke anführen lassen, und Sie lassen sich von einem Adjutanten des Kaisers anführen . . . .

Schritte Gefangene machte, und zog den 19. in Brünn, der Hauptstadt von Mähren, ein. Man fand den Platz bewaffnet und mit zahlreichen Hülfsquellen versehen. Die Feinde hatten gar nicht daran gedacht, ihn zu vertheidigen. Sie ließen Napoleon auf diese Weise eine wichtige Stellung, von wo aus er Mähren beherrschen und die Bewegung der Russen leicht beobachten konnte.

Als Napoleon diesen letzten Kampf erfuhr, beschloß er, sich nach Brünn zu begeben; denn da er wußte, welchen weiten Weg die Erzherzöge in Ungarn zurückzulegen hätten, so errieth er richtig, daß er es hauptsächlich mit den Russen zu thun haben werde. In der Vertheilung des Corps Davout's rings um Wien traf er einige Abänderungen. Die Division Gudin, die nach der Rückkehr der Erzherzöge auf der Straße von Steyermark nicht mehr nöthig zu sein schien, wurde nach Preßburg geschickt. Die Division Friant kam vorwärts von Wien auf die Straße nach Mähren. Die Division Bisson wurde von Davout's Corps getrennt und nach Brünn geschickt, um in dem Corps von Lannes die Division Gazan zu ersetzen.

Napoleon nahm am 20. November sein Hauptquartier in Brünn. Der General Giulay, vom General Stadion begleitet, besuchte ihn hier auf's Neue und redete ernstlicher als früher vom Frieden. Napoleon sprach gegen Beide seinen Wunsch aus, die Waffen niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren, nannte aber auch seine Bedingungen. Er wollte nicht länger dulden, sagte er, daß Italien, zwischen Frankreich und Oesterreich getheilt, zwischen beiden Staaten Mißtrauen und Krieg errege. Er verlangte es ganz bis zum Isonzo, d. h. er forderte die venetianischen Staaten, den einzigen Theil von Italien, der ihm noch zu erobern übrig blieb. Er erklärte sich nicht, was er für seine Verbündeten, die Herrscher von Baiern, Würtemberg und Baden verlange, aber er sagte in allgemeinen Ausdrücken, daß er ihnen ihre Stellung in Deutschland sichern und allen den Streitfragen ein Ende machen wolle, die seit 1803 zwischen ihnen und dem Kaiser in der Schwebe geblieben wären. Stadion und Giulay beklagten sich sehr über die Härte dieser Bedingungen, aber Napoleon zeigte keine Neigung, davon abzugehen, und gab ihnen zu verstehen, daß er nicht wünsche, Unterhändler bei sich zu sehen, die im Grunde militairische Spione seien und seine Bewegungen beobach-

ten wollten. Er lud sie daher ein, sich nach Wien zu begeben, wo Talleyrand angekommen war. Napoleon, der wenig Rücksicht darauf nahm, daß sein Minister die Arbeiten und Strapatzen der Generalquartiere wenig liebte, hatte ihn zuerst nach Straßburg berufen, dann nach München und jetzt nach Wien. Er beauftragte ihn mit jenen endlosen Unterredungen, die bei Unterhandlungen immer ernsten Resultaten vorangehen.

Während der Conferenzen, die Napoleon mit den beiden österreichischen Unterhändlern hatte, ließ sich einer von ihnen ein unvorsichtiges Wort entschlüpfen, woraus klar hervorging, daß Preußen mit Oesterreich und Rußland einen Vertrag abgeschlossen habe. Man hatte dem Kaiser wohl etwas Aehnliches aus Berlin gemeldet, aber nicht so bestimmt, als er es jetzt erfuhr. Diese Entdeckung flößte ihm neue Betrachtungen ein und stimmte ihn mehr für den Frieden, ohne daß er darum irgend eine seiner wesentlichen Forderungen aufgeben wollte. Den Russen über Mähren hinaus, d. h. nach Polen zu folgen, war ihm nicht genehm; denn er setzte sich dadurch der Gefahr aus, daß die Erzherzöge seine Verbindungen mit Wien abschnitten. Er beschloß demnach, die Ankunft von Haugwitz und die fernere Entwickelung der militairischen Pläne der Russen abzuwarten. Er war gleichmäßig bereit zu unterhandeln, wenn die Bedingungen ihm als annehmbar erschienen, wie den gordischen Knoten der Coalition in einer großen Schlacht zu durchhauen, wenn seine Feinde ihm dazu eine günstige Gelegenheit gäben. Er ließ daher mehrere Tage verstreichen und verwendete seine Zeit dazu, das Terrain, auf dem er sich befand, mit größter Sorgfalt zu studiren und durch seine Generale studiren zu lassen; denn eine geheime Ahnung sagte ihm, daß er hier vielleicht eine entscheidende Schlacht liefern werde. Zu gleicher Zeit ließ er seine Truppen ausruhen, die von der Kälte, zuweilen auch vom Hunger litten und in drei Monaten fast 500 Stunden zurückgelegt hatten. Deshalb waren die Reihen seiner Soldaten auch sehr gelichtet, obgleich man weniger Nachzügler hatte, als gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Seit dem Beginn des Feldzuges fehlte etwa ein Fünftheil des Bestandes. Alle Militairs werden anerkennen, daß dies nach solchen Mühen sehr wenig war. Sobald man übrigens irgendwo stehen blieb, vervollständigten die Reihen sich

bald; denn die Zurückgebliebenen zeigten den größten Eifer, wieder zu ihrem Corps zu stoßen.

Die beiden Kaiser von Deutschland und von Rußland, die in Olmütz bei einander waren, verwendeten ihre Zeit zu Berathungen über das einzuschlagende Verfahren. Der General Kutusow, der auf seinem Rückzuge nur Nachtrabsgefechte geliefert hatte, brachte doch nicht mehr als 30 und einige Tausend Mann zurück, die an den Kampf gewöhnt, aber von Mühen erschöpft waren. Er hatte daher an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten 12—15,000 Mann verloren. Alexander führte mit dem Corps von Buxhöwden etwa 40,000 Mann herbei, was im Ganzen 75,000 Russen machte. 15,000 Oesterreicher aus den Corps von Kienmayer und Meerfeldt und aus einer schönen Reiterdivision gebildet, vervollständigten die österreichisch-russische Armee und brachten sie auf 90,000 Mann.*)

Hier ist der Ort, darauf aufmerksam zu machen, wie übertrieben damals die Forderungen Rußlands an die Achtung Europa's waren, wenn man den wirklichen Zustand seiner Streitkräfte damit vergleicht. Es wollte das Gleichgewicht zwischen den Mächten erhalten, und in Folgendem bestanden die Streitkräfte, mit denen es auf einem Schlachtfelde erschien, wo die Geschicke der Welt entschieden wurden. Es hatte mit Kutusow 45—50,000 Mann abgeschickt, es hatte 40,000 unter Buxhöwden und dem Großfürst Constantin, 10,000 unter dem General Essen. Rechnet man seine Streitkräfte, die mit den Engländern und Schweden zusammenwirken sollten, zu 15,000 Mann und die gegen Neapel bestimmten Truppen zu 10,000, so bekommt man eine Totalsumme von 125,000 Mann, die in diesem Kriege wirklich auftraten, und von 100,000 Mann höchstens, wenn man den Russen nach den Erzählungen von ihren Niederlagen glaubt. Oesterreich hatte mehr als 200,000 Mann aufgestellt, Preußen konnte mit 150,000 Mann in das Feld rücken, und Frankreich allein hatte 300,000 Mann. Wir reden hier nicht von

---

*) Die Russen haben nach ihrer Niederlage eine viel kleinere, Napoleon eine viel größere Zahl in seinen Bulletins angegeben. Nach sorgfältiger Vergleichung einer großen Menge von Zeugnissen und authentischen Angaben glauben wir oben den allergenausten Bericht geliefert zu haben.

Soldaten, die in den Listen stehen, was einen Unterschied von mehr als der Hälfte macht, sondern von solchen, die an Schlachttagen im Feuer stehen. Obgleich die Russen tüchtige Feldsoldaten hatten, so durften sie sich doch damals nicht anmaßen, mit 100,000 Mann tapferer und unwissender Truppen Europa beherrschen zu wollen.

Die Russen verachteten ihre österreichischen Verbündeten fortwährend, nannten sie feige Soldaten, ungeschickte Offiziere und fuhren fort, das Land schrecklich zu verwüsten. In den östlichen Provinzen der österreichischen Monarchie herrschte Hungersnoth. In Olmütz fehlte das Nothwendigste, und die Russen verschafften sich ihre Lebensmittel nicht mit der Geschicklichkeit des französischen Soldaten, der Alles aufspürt, aber selten grausam ist, sondern mit der Brutalität einer wilden Horde. Sie dehnten ihre Plünderungen auf mehrere Stunden im Umkreise aus und verwüsteten das Land vollständig. Die bei ihnen gewöhnlich so strenge Disciplin litt darunter sichtbar, und es zeigte sich selbst eine ungünstige Stimmung gegen den Kaiser.

Man war mithin im russisch-österreichischen Lager in Verhältnissen, die einem besonnenen Entschlusse ungünstig waren. Der Leichtsinn der Jugend kam noch zu der allgemeinen Mißstimmung hinzu und trieb zum Handeln, gleichviel auf welche Weise, zum Fortziehen, sei es auch nur, um einmal etwas Anderes zu haben. Wir haben bereits gesagt, daß der Kaiser Alexander neuen Einflüssen nachzugeben begann. Er war mit der Richtung, die seine Angelegenheiten bekommen hatten, nicht zufrieden; denn was seine Schmeichler in Berlin auch gesagt haben mochten, dieser Krieg führte augenscheinlich nicht zum Guten, und er folgte dem allgemeinen Gebrauche der Fürsten, indem er auf seine Minister die Resultate einer Politik wälzte, die er selbst gewollt hatte, die er aber nicht mit der Beharrlichkeit zu unterstützen vermochte, welche allein die Fehler derselben gut machen konnte. Die Vorgänge in Berlin hatten ihn in seiner Stimmung noch mehr bestärkt. Er würde noch ganz andere Fehler begangen haben, sagte er, wenn er seine Freunde gehört hätte. Wenn er Preußen Gewalt angethan hätte, so würde er es Napoleon in die Arme geführt haben, während ihm jetzt im Gegentheil durch seine persönliche Geschicklichkeit gelungen sei, von diesem

Hofe Zusicherungen zu erhalten, die einer Kriegserklärung gegen Frankreich gleich kämen. So wollte der junge Kaiser nicht mehr auf Rath hören; denn er hielt sich für klüger, als alle seine Rathgeber. Der Fürst Adam Czartoryski mußte mit seinem ernsten Wesen, mit seiner unter einem kalten Aeußeren versteckten Leidenschaftlichkeit sehr unbequem werden und stellte überdies eine Meinung auf, die seinen Herrn ihm gänzlich entfremdete. Nach diesem Minister hatte der Kaiser bei dem Heere nichts zu thun. Dort war sein Platz nicht. Er hatte nie gedient, verstand nicht zu commandiren. Seine Anwesenheit im Hauptquartiere, mitten unter einer Umgebung von leichtsinnigen, unwissenden, anmaßenden jungen Leuten, annullirte die Autorität der Generale und zugleich deren Verantwortlichkeit. In einem Kriege, den Alle mit einer gewissen Aengstlichkeit führten, verlangten die Generale gar nichts Besseres, als keine Meinung zu haben, nichts auf sich zu nehmen und das Commando einer thörichten Jugend zu überlassen, damit sie für die Niederlagen, die sie erwarteten, persönlich nicht verantwortlich seien. So herrschte der Einfluß des Hofes vor, und im Kriege kann es nichts Schlimmeres geben. Ueberdies mußte dieser Krieg an verlorenen Schlachten reich sein. Um ihn durchzuführen, bedurfte man der Ausdauer, und die Ausdauer hing von der Größe der Mittel ab, die man in Bereitschaft zu setzen verstand. Man mußte daher den Generalen die Rolle überlassen, die ihnen an der Spitze der Truppen gebührte, und sich selbst in den Mittelpunkt der Regierung begeben, den öffentlichen Geist aufrecht erhalten, die Verwaltung mit Energie und Geschick leiten und so den Heeren die nöthigen Hülfsmittel liefern, um den Kampf zu verlängern, was das einzige Mittel war, um, wenn auch nicht zu siegen, doch das Glück im Gleichgewicht zu erhalten.

Man konnte keine verständigere und dem Kaiser Alexander unangenehmere Meinung aussprechen. Er hatte in Europa eine politische Rolle zu spielen versucht, und es war ihm damit nicht nach Wunsch gegangen. Jetzt sah er sich in einen Kampf verwickelt, der ihn mit Schrecken erfüllt haben würde, wenn die Entfernung seines Reichs ihn nicht beruhigt hätte. Er fühlte das Bedürfniß, sich im Tumult des Lagers zu betäuben, und das Murren seiner Vernunft schwieg nur dann, wenn er sich in Berlin, Dresden, Weimar, Wien

den Retter der Könige nennen hörte. Dieser Monarch fragte sich außerdem, warum nicht auch er auf dem Schlachtfelde glänzen könne; ob er mit seinem Geiste nicht bessere Eingebungen habe, als jene alten Generale, deren Erfahrung zu verachten eine unvorsichtige Jugend ihn ermuthigte; ob er nicht ebenfalls seinen Antheil an jenem Waffenruhm haben könne, der den Fürsten so theuer ist, der aber damals blos einem einzigen Manne und einer einzigen Nation vom Glücke beschieden war.

In diesen Ideen bestärkte ihn die Militairpartei, welche ihn bereits umringte, und an deren Spitze der Fürst Dolgoruki stand. Diese Partei wollte den Kaiser bei der Armee behalten, um sich seiner besser bemächtigen zu können. Sie suchte ihn zu überreden, daß er alle Eigenschaften für den Oberbefehl besitze und sich blos zu zeigen brauche, um das Kriegsglück zu verändern; seine Gegenwart werde den Werth der Soldaten verdoppeln und sie mit Enthusiasmus erfüllen; seine Generale seien Praktiker ohne Charakter; Napoleon habe über ihre Schüchternheit, über ihre verbrauchten Kenntnisse triumphirt, aber er werde nicht so leicht einen intelligenten, eifrigen jungen Adel besiegen, den ein angebeteter Kaiser anführe. Diese im Waffenhandwerke noch so neuen Krieger wagten zu behaupten, daß man bei Dürrstein und Hollabrunn die Franzosen besiegt habe, daß die Oesterreicher feig seien, daß blos die Russen Tapferkeit besäßen, und daß diese Napoleon in seinem anmaßenden und wenig verdienten Siegeslaufe aufhalten würden, wenn Alexander durch seine Gegenwart sie begeistere.

Der schlaue Kutusow wagte schüchtern einzuwenden, daß dem nicht ganz so sei, war aber viel zu knechtisch, um seine Meinung muthig zu vertheidigen, hütete sich, die neuen Günstlinge zu beleidigen und dachte niedrig genug, seine alte Erfahrung beschimpfen zu lassen. Der unerschrockene Bagration, der lasterhafte, aber tapfere Miloradowitsch, der besonnene Doctorow waren Offiziere, deren Meinung Beachtung verdiente. Keiner dieser Männer wurde gezählt. Ein Deutscher, der Rathgeber des Erzherzogs bei Hohenlinden, der General Weirother, war allein für die militairische Jugend in Alexander's Umgebung eine Autorität.

Seit Friedrich der Große im letzten Jahrhunderte in der Schlacht

von Leuthen die Oesterreicher schlug, indem er sie mit einem seiner Flügel angriff, hatte man die Theorie der schiefen Schlachtordnung erfunden, an die Friedrich niemals dachte, und schrieb dieser Theorie alle Erfolge dieses großen Mannes zu. Seitdem der General Bonaparte in den höhern Kriegscombinationen sich so überlegen zeigte, seitdem man sah, daß er die feindlichen Generale so oft überraschte und umzingelte, suchten andere Kritiker die ganze Kriegskunst in einer gewissen Bewegung. Wenn man ihnen glaubte, so hatten sie eine neue Wissenschaft erfunden, die sie mit einem damals neuen Worte Strategie benannten; und sie boten diese Wissenschaft allen Fürsten an, die sich von ihnen leiten lassen wollten. Weirother hatte die Freunde Alexander's überredet, daß er einen überaus schönen und sicheren Platz besitze, Napoleon zu vernichten. Es handelte sich um eine große Bewegung, mit der man den Kaiser der Franzosen umgehen, von Wien abschneiden und nach Böhmen werfen wollte, geschlagen und von seinen Streitkräften in Oesterreich und Italien auf immer getrennt.

Der leicht bestimmbare Geist Alexander's gehörte diesen Ideen, dem Einflusse der Dolgoruki ganz an und zeigte sich wenig geneigt, den Fürsten Czartoryski anzuhören, als dieser ihm den Rath gab, nach Petersburg zurückzukehren und zu regieren, statt in Mähren Schlachten zu liefern. Der junge russische Hof bekümmerte sich in seiner geistigen Aufregung um den Kaiser von Deutschland gar nicht. Man schien weder auf sein Heer, noch auf seine Person etwas zu geben. Sein Heer, sagte man, habe in Ulm den Ausgang des Krieges gefährdet. Was ihn selbst betreffe, so komme man ihm zu Hülfe, er müsse sich daher glücklich schätzen, Unterstützung zu finden und sich in nichts mischen. In der That mischte er sich fast in nichts und machte keinen Versuch, diesem Strome von Anmaßungen zu widerstehen. Er erwartete den Verlust neuer Schlachten, zählte blos auf die Zeit, wenn er überhaupt auf etwas rechnete, und hatte über den thörichten Stolz seiner Verbündeten ein ganz richtiges Urtheil, ohne es laut werden zu lassen. Einfach und unscheinbar besaß Kaiser Franz die beiden großen Eigenschaften seiner Regierung: Feinheit und Beharrlichkeit.

Man erräth, auf welche Weise diese eitle Jugend die ernste jetzt

zu lösende Frage behandelte, ob man Napoleon eine Schlacht liefern müsse oder nicht. Jene unsterblichen Gemälde, die uns das Alterthum übermacht hat, in denen wir die junge römische Aristokratie erblicken, wie sie in ihrer thörichten Anmaßung der Weisheit des Pompejus Gewalt anthut und ihn zur Schlacht von Pharsalus zwingt, jene Gemälde sind nicht größer und belehrender als das, was im Jahre 1805 in Olmütz um den Kaiser Alexander vorging. Jedermann hatte über die Frage, ob eine Schlacht zu suchen oder zu vermeiden sei, eine Meinung, und Alle sprachen sich aus. Die Partei, deren Führer die Dolgoruki waren, schwankte nicht. Hörte man sie, so war es eine Feigheit und ein grober Fehler, keine Schlacht zu liefern. Einmal konnte man in Olmütz nicht länger leben; das Heer schmachtete in Elend und wurde demoralisirt. Blieb man in Olmütz, so überließ man Napoleon außer der Waffenehre drei Viertheile der österreichischen Monarchie und alle die Hülfsquellen, an denen sie so reich ist. Ging man dagegen vor, so gewann man mit Einem Schlage Lebensmittel, Vertrauen und den stets so wichtigen Vortheil der Offensive. Und dann, sah man denn nicht, daß der Augenblick, die Rolle zu wechseln, gekommen war; daß Napoleon, der seine Feinde gewöhnlich so rasch und unaufhaltsam verfolgte, plötzlich Halt gemacht hatte, daß er schwankte, eingeschüchtert war, in Brünn blieb und sich nicht nach Olmütz wagte, wo er die russische Armee traf? Gewiß, er dachte an Dürrstein, an Hollabrunn, und sein Heer war ebenso schwankend geworden wie er selbst. Man wußte mit Bestimmtheit, daß dieses Heer den Mühen erlag, daß es blos noch die Hälfte seiner Truppen zählte, unzufrieden war und murrte.

Das waren die Ansichten, welche diese Jugend mit einer unglaublichen Sicherheit vorbrachte. Einige junge Männer, namentlich der Fürst Czartoryski, der ebenso jung, aber viel verständiger als die Dolgoruki war, antworteten mit einer kleinen Zahl einfacher Gründe, die entscheidend waren, aber von diesen verblendeten Menschen nicht beachtet wurden. Legt man auch kein Gewicht auf diese Soldaten, sagten sie, die bei Dürrstein wie bei Hollabrunn doch zuletzt Herren des Schlachtfeldes geblieben sind, vor denen wir uns von München bis nach Olmütz stets zurückgezogen haben, legt

man auch kein Gewicht auf diesen General, der alle Generale Europa's besiegt hat, der, wenn auch nicht der größte, doch der erfahrenste Feldherr unter den lebenden ist, der in hundert Schlachten befehligt hat, während seine jetzigen Gegner nicht in einer einzigen das Commando geführt haben, legt man auch weder auf diese Soldaten noch auf diesen General irgend ein Gewicht, so giebt es doch zwei entscheidende Gründe, sich nicht zu beeilen. Der erste und augenfälligste ist der, daß, wenn wir noch einige Tage warten, der Preußen zugestandene Monat verfließt und dieser Staat sich erklären muß. Geben wir ihm nicht vielleicht einen Vorwand zum Rücktritt, wenn wir zuvor eine große Schlacht verlieren? Lassen wir dagegen jene Frist verfließen, so fallen 150,000 Preußen in Böhmen ein, und Napoleon muß sich zurückziehen, ohne daß wir es auf eine Schlacht ankommen zu lassen brauchen. Der zweite Grund ist der, daß die Erzherzöge, wenn wir ihnen nur ein wenig Zeit geben, mit 80,000 Oesterreichern aus Ungarn herbeikommen, und daß wir dann gegen Napoleon in dem Verhältniß von Zwei, vielleicht von Drei gegen Einen losschlagen können. Gewiß ist die Ernährung des Heeres in Olmütz schwierig, aber wenn es auch wahr wäre, daß blos noch auf einige Tage Lebensmittel vorhanden seien, so brauchen wir ja nur nach Ungarn zu gehen, den Erzherzögen entgegen. Dort finden wir Brod und 80,000 Mann Verstärkung. Indem wir so die Entfernung vermehren, die Napoleon zu durchmessen hat, setzen wir ihm das furchtbarste aller Hindernisse entgegen. Der Beweis dieser Wahrheit liegt in seiner Unbeweglichkeit, seit er in Brünn ist. Daß er nicht vorgeht, geschieht gewiß nicht aus Furcht; blos unerfahrene Militairs können behaupten, daß ein solcher Mann Furcht habe. Wenn er nicht vorgeht, so geschieht es, weil er die Entfernung bereits zu groß findet. In der That steht er vierzig Stunden jenseits nicht seiner Hauptstadt, sondern der Hauptstadt des Feindes und muß einen Aufstand fürchten.

Was ließ sich auf solche Gründe antworten? sicherlich nichts. Aber auf einen eingenommenen Geist machen die besten Gründe keinen Eindruck. Die Wahrheit reizt ihn, statt ihn zu überzeugen. Man beschloß daher in Alexander's Umgebung, eine Schlacht zu liefern. Der Kaiser Franz seinerseits war damit zufrieden. Er hatte den größten Vortheil, wenn die Frage rasch entschieden wurde; denn sein

Land litt vom Kriege furchtbar, und es war ihm gar nicht unangenehm, wenn die Russen sich gegen die Franzosen versuchten und sich ihrerseits dem Unheil aussetzten. Man beschloß, die Stellung von Olmütz zu verlassen, die sehr gut war und selbst gegen eine stärkere Armee leicht vertheidigt werden konnte, um Napoleon in der Stellung von Brünn anzugreifen, die er seit mehreren Tagen sorgfältig studirte.

Man rückte in fünf Colonnen auf der Straße von Olmütz nach Brünn vor. Am 18. November in Wischau, eine Tagereise weit von Brünn, angelangt, überraschte man einen Vortrab von Reiterei und eine schwache Abtheilung Fußvolk, die der Marschall Soult in diesen Ort gelegt hatte. Man umringte sie mit 3000 Pferden und drang sodann mit einem Bataillon Fußvolk in Wischau selbst ein. Es wurden etwa 100 Gefangene gemacht. Der Adjutant Dolgoruki hatte an dieser That den größten Antheil. Der Kaiser Alexander war selbst zugegen, und man überredete ihn, daß dieses Scharmützel der Krieg sei, und daß seine Anwesenheit den Werth seiner Soldaten verdoppelt habe. Dieser unbedeutende Vortheil brachte die jungen Köpfe des russischen Generalstabes völlig in Verwirrung, und der Entschluß zu kämpfen wurde nun unwiderruflich. Neue Bemerkungen des Fürsten Czartoryski wurden sehr schlecht aufgenommen. Der General Kutusow, unter dessen Namen die Schlacht geliefert werden sollte, commandirte nicht mehr und war schwach genug, sich einen Beschluß gefallen zu lassen, den er mißbilligte. Es stand also fest, daß man Napoleon in seiner Stellung von Brünn nach dem Plane des Generals Weirother angreifen werde. Man zog einen Tagemarsch weiter und stellte sich vor dem Schlosse von Austerlitz auf.

Napoleon, der die Entwürfe seiner Feinde mit seltenem Scharfsinn zu errathen pflegte, sah gleich, daß die Verbündeten ein entscheidendes Zusammentreffen mit ihm suchten, und war darüber sehr erfreut. Eben jetzt hatten ihn die Entwürfe Preußens beschäftigt, die von neuen Mittheilungen aus Berlin als entschieden feindselig geschildert wurden, und die Bewegungen des preußischen Heeres, das gegen Böhmen vorrückte. Er hatte keine Zeit zu verlieren und brauchte entweder den Frieden oder einen glänzenden Sieg. Er zweifelte kaum an dem Erfolge der Schlacht, der Friede bot indessen doch

mehr Sicherheit. Die Oesterreicher brachten diesen mit einem gewissen Anschein von Aufrichtigkeit in Vorschlag, bezogen sich aber immer, was die Bedingungen betraf, auf den Willen Rußlands. Napoleon wünschte zu wissen, was in dem Kopfe Alexander's vorgehe, und schickte seinen Adjutanten, den General Savary, in das russische Hauptquartier, um den Kaiser zu begrüßen, in Unterredung mit ihm zu treten und seine Gesinnungen zu erforschen.

Savary reiste auf der Stelle ab, meldete sich bei den Vorposten als Parlamentair und gelangte mit einiger Mühe zum Kaiser. Während er den Moment der Vorstellung erwartete, konnte er die Stimmung der jungen moskowitischen Aristokratie, ihre tolle Verblendung, ihre Sehnsucht nach einer großen Schlacht kennen lernen. Sie dachte an nichts Geringeres, als die Franzosen zu schlagen und bis zu den Grenzen Frankreichs zurückzutreiben. Der General Savary hörte diese Aeußerungen mit Kaltblütigkeit an, gelangte endlich zum Kaiser, trug ihm die Worte seines Herrn vor und fand ihn ebenso sanft als höflich, aber ausweichend und wenig im Stande, die Wechselfälle des gegenwärtigen Krieges zu beurtheilen. Auf die wiederholten Versicherungen, daß Napoleon die friedlichste Stimmung habe, antwortete Alexander mit der Frage nach den Friedensbedingungen. Savary konnte darauf nicht antworten und bat den Kaiser, einen seiner Adjutanten in das französische Hauptquartier zu schicken, um mit Napoleon zu conferiren. Er versicherte, daß das Resultat dieses Schrittes das befriedigendste sein werde. Nach vielem Hin- und Herreden, wobei Savary in seinem Eifer mehr sagte, als wozu er Auftrag hatte, gab ihm Alexander zum Begleiter den Fürsten Dolgoruki selbst, also die Hauptperson der neuen Partei, welche die früheren Günstlinge Czartorysķi, Stroganow und Nowosiltzow aus der Gunst des Kaisers verdrängt hatte. Dolgoruki war einer der eifrigsten Redner des russischen Generalstabes und fühlte sich doch sehr geschmeichelt, einen Auftrag an den Kaiser der Franzosen zu bekommen. Er reiste mit Savary ab und wurde Napoleon in einem Augenblicke vorgestellt, wo dieser eben von einem Besuche seiner Vorposten zurückkam und in seiner Kleidung und seiner Umgebung nichts hatte, was einem gewöhnlichen Geiste imponiren konnte. Dolgoruki ließ es an Maß, wie an Takt fehlen und kramte bunt durch einander und ganz

rücksichtslos Alles aus, was er von jenen Ideen des russischen Cabinets über das neue europäische Gleichgewicht, von denen weiter oben gesprochen wurde, in sich aufgenommen hatte. Frankreich müsse sofort Italien aufgeben, sagte er, wenn es Frieden haben wolle; setze es den Krieg fort und sei unglücklich, so nehme man ihm auch Belgien, Savoyen und Piemont, um daraus Grenzwächter zu machen. Diese Ideen, die sehr ungeschickt vorgetragen wurden, erschienen Napoleon wie eine förmliche Forderung, Belgien, das an Frankreich in mehr denn einem Vertrage abgetreten war, sofort zurückzugeben, und rief in ihm eine starke Aufregung hervor, die er indessen zu beherrschen verstand, da seine Würde ihm nicht erlaubte, sie in Gegenwart eines solchen Unterhändlers blicken zu lassen. Er verabschiedete ihn kurzweg, indem er ihm sagte, er werde die obwaltende Meinungsverschiedenheit anderswo schlichten, als in diplomatischen Conferenzen. Napoleon war aufgebracht und hatte blos noch Einen Gedanken, eine Schlacht auf Tod und Leben zu liefern.

Seit dem Ueberfall von Wischau hatte er seine Armee rückwärts geführt, in eine Stellung, die sich zur Schlacht herrlich eignete. Er ließ in seinen Bewegungen ein gewisses Schwanken durchblicken, das mit seiner gewöhnlichen Kühnheit in Widerspruch stand. Dieser Umstand, zu dem noch die Sendung des Generals Savary kam, erhitzte die schwachen Köpfe des russischen Generalstabes noch mehr. Bald ertönte rings um Alexander blos ein Kriegsgeschrei. Napoleon gehe zurück, sagte man, er sei in vollem Rückzuge, man müsse sich auf ihn stürzen und ihn vernichten.

Die französischen Soldaten sahen ihrerseits, daß es zum Schlagen mit den Russen komme, und waren darüber äußerst erfreut. Von beiden Seiten bereitete man sich auf eine entscheidende Schlacht vor.

Mit jenem militairischen Takt, den die Natur ihm gab, und den er durch Erfahrung so sehr ausbildete, hatte Napoleon unter allen den Stellungen, die er rings um Brünn einnehmen konnte, diejenige gewählt, welche ihm für den jetzt zur Gewißheit gewordenen Fall, daß er angegriffen werde, die größten Resultate sicherte.

Die Höhenzüge Mährens, welche die böhmischen Gebirge mit den ungarischen verbinden, werden nach der Donau hin immer niedriger, bis Mähren in der Nähe dieses Flusses blos noch eine weite

Ebene bildet. In der Umgegend von Brünn, der Hauptstadt der Provinz, haben diese Gebirge blos die Höhe von starken Hügeln und sind mit düstern Fichtenwäldern bedeckt. Ihre Gewässer, denen es an Fall fehlt, bilden zahlreiche Teiche und werfen sich in verschiedenen Abflüssen in die March und von der March in die Donau.

Diese Landschaftszüge finden sich alle vereint in der Stellung zwischen Brünn und Austerlitz, die Napoleon für immer berühmt gemacht hat. Die große mährische Straße geht in gerader Linie nördlich, soweit sie von Wien nach Brünn führt, wendet sich dann plötzlich von Brünn nach Olmütz rechts, d. h. nach Osten, und beschreibt auf diese Weise einen rechten Winkel mit ihrer ersten Richtung. In diesem Winkel liegt die angedeutete Stellung. Sie beginnt links gegen die Straße von Olmütz hin, an Höhen, die mit Fichten besetzt sind, verlängert sich dann zur Rechten in einer schiefen Linie gegen die Straße von Wien und endet, nach und nach sich absenkend, an Teichen, die im Winter mit tiefem Wasser angefüllt sind. Längs dieser Stellung und vor derselben fließt ein Bach, der keinen in der Geographie bekannten Namen hat, von den Bewohnern aber in einem Theile seines Laufes der Goldbach genannt wird. Er läuft durch die kleinen Dörfer Girzikowitz, Puntowitz, Kobolnitz, Sokolnitz und Telnitz und endet, indem er bald Sümpfe bildet, bald von Canälen eingefaßt ist, in den Teichen, von denen oben die Rede war, die man die Teiche von Satschan und Menitz nennt.

Mit allen seinen Streitkräften auf dieses Terrain concentrirt, auf der einen Seite an die bewaldeten Hügel der March gestützt und namentlich an einen abgerundeten Hügel, den die Soldaten von Aegypten den Santon nannten, auf der andern Seite an die Teiche von Satschan und Menitz, mithin seinen linken Flügel durch die Straße von Olmütz deckend, seinen rechten durch die Straße von Wien, war Napoleon im Stande, eine Defensivschlacht mit Vortheil anzunehmen. Er wollte sich indessen auf die Vertheidigung nicht beschränken; denn er hatte die Gewohnheit, größere Resultate zu erstreben. Er war in die mühselig entworfenen Pläne des Generals Weirother so tief eingedrungen, als ob er sie gelesen hätte. Da die Feinde keine Aussicht hatten, ihm den Stützpunkt zu entreißen, den er auf seiner Linken in den hohen bewaldeten Hügeln besaß, so mußten sie sich versucht füh-

len, seinen rechten Flügel, der nicht genau an die Teiche anschloß, zu umgehen und ihm die Straße von Wien zu nehmen. Die Versuchung war groß; denn verlor Napoleon diese Straße, so hatte er keine Wahl, als einen Rückzug nach Böhmen. Der Rest seiner Streitkräfte, der sich in und um Wien befand, mußte dann für sich allein im Donauthale zurückgehen. Das französische Heer wurde hierdurch getheilt und mußte nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin einen Rückzug unternehmen, der gefährlich war und selbst verderblich, wenn es die Preußen auf seinem Wege fand.

Napoleon errieth, daß dies der Plan des Feindes sein müsse. Indem er also seine Armee gegen den linken Flügel und die Höhen hin concentrirte, ließ er auf seiner Rechten, d. h. nach Sokolnitz, Telnitz und den Teichen hin, einen Raum, der kaum bewacht wurde. Er lud damit die Russen ein, ihren Ideen den weitesten Spielraum zu lassen. Aber hier war es nicht, wo er ihnen den tödtlichen Schlag zuzufügen dachte. Vor ihm befand sich eine Bodenbildung, die er zur Entscheidung benutzen wollte.

Jenseits des Baches, der vor unserer Stellung hinlief, bildete der Boden zuerst unserer Linken gegenüber eine etwas wellenförmige Ebene, durch welche die Straße von Olmütz ging, erhob sich dann unserm Centrum gegenüber nach und nach und bildete endlich vor unserer Rechten eine Hochebene, die von einem Dorfe, das etwas seitab in einer Schlucht liegt, die Hochebene von Pratzen heißt. Diese Hochebene endete rechts in steilen Abfällen nach den Teichen zu und senkte sich rückwärts in sanfter Neigung nach Austerlitz abwärts, dessen Schloß in einiger Entfernung sichtbar wurde.

Man bemerkte dort beträchtliche Streitkräfte. In der Nacht sah man eine Menge von Bivouacfeuern glänzen, am Tage entdeckte man eine große Bewegung von Menschen und Pferden. Bei diesem Anblick zweifelte Napoleon an den Plänen der Feinde nicht länger *).

---

*) Eine kürzlich in Frankreich erschienene Uebersetzung der russischen Schrift von Leon Narischkin enthält eine große Menge unrichtiger Behauptungen, obwohl der Verfasser in der Lage war, gute Quellen zu benutzen. So erzählt Narischkin, daß Napoleon von dem Plane Weirothers vor der Schlacht von Austerlitz Kenntniß erhalten habe. — Diese Angabe ist durchaus falsch. Nur dann wäre eine solche Mittheilung möglich gewesen, wenn

Sie wollten augenscheinlich von der Stellung, die sie besetzt hielten, herabsteigen, zwischen den Teichen und unserm rechten Flügel über den Goldbach gehen und uns von der Wiener Straße abschneiden. In diesem Falle wollte Napoleon selbst die Offensive ergreifen, bei den Dörfern Girzikowitz und Puntowitz über den Bach gehen, die Hochebene von Pratzen, während die Russen sie verließen, ersteigen und sich derselben bemächtigen. Gelang ihm dies, so war die feindliche Armee in zwei Theile getrennt, ein Theil wurde rechts in die Teiche geworfen, der andere links in die Ebene, welche die Straße von Olmütz durchschneidet. Die Schlacht mußte dann für die Feinde verderblich sein. Zu diesem Ende war es aber nöthig, das sie den Fehler nicht blos halb begingen. Die vorsichtige, schüchterne Haltung Napoleon's mußte ihre thörichte Zuversicht erhöhen und sie verlocken, den Fehler ganz zu begehen.

Nach diesen Ideen traf Napoleen seine Anordnungen. Da er seit zwei Tagen angegriffen zu werden erwartete, so hatte er Bernadotte befohlen, Iglau an der böhmischen Grenze zu verlassen, die Besetzung des Ortes der baierischen Division zu übertragen und in Gewaltmärschen nach Brünn zu kommen. Der Marschall Davout hatte die Weisung, die Division Friant und wo möglich auch die Division Gudin nach der Abtei Großraigern zu schicken, die auf der Straße von Wien nach Brünn in der Höhe der Teiche liegt. Bernadotte hatte sich in Gemäßheit dieser Befehle in Bewegung gesetzt und war am 1. December eingetroffen. Der General Friant, der den Befehl allein zur rechten Zeit erhalten hatte, da der General Gudin in der Richtung von Preßburg zu weit entfernt stand, war auf der Stelle aufgebrochen und hatte die 36 Stunden, die Wien von Großraigern trennen, in

---

die verschiedenen Corpschefs schon längere Zeit vorher Kunde vom Inhalte jenes Plans erhalten hätten. Nun werden wir aber weiter unten aus dem Bericht eines Augenzeugen ersehen, daß der genannte Plan den Corpschefs erst in der Nacht vor dem Treffen bekannt gemacht wurde. Außerdem beweisen alle Befehle und Briefe Napoleons, daß er den feindlichen Plan errieth, nicht aber erfuhr. Bei unserem Vorsatz, alle Polemik mit gleichzeitigen Schriftstellern zu vermeiden, begnügen wir uns, diesen einzigen Irrthum unter vielen in einem Werke zu berichtigen, dessen Vorzüge, namentlich den Vorzug einer gewissen Unparteilichkeit, wir übrigens gern anerkennen.

zwei Tagen zurückgelegt. Die Soldaten fielen häufig auf der Straße vor Erschöpfung nieder, aber bei dem geringsten Geräusch glaubten sie Kanonendonner zu hören und eilten wieder eifrig vorwärts, um ihre Kameraden zu unterstützen, die, wie sie glaubten, in eine blutige Schlacht verwickelt seien. Am 1. December Abends bivouakirten sie bei einer strengen Kälte in der Nähe von Großraigern, anderthalb Stunden vom Schlachtfelde entfernt. Noch nie hat Fußvolk einen so merkwürdigen Marsch ausgeführt; denn hier wurden zwei Tage hintereinander täglich 18 Stunden zurückgelegt.

Am 1. December konnte Napoleon, nachdem die Corps von Bernadotte und Friant ihn verstärkt hatten, auf 65 bis 70,000 Mann rechnen, während die Russen und Oesterreicher 90,000 Mann unter den Waffen hatten.

Zu seiner Linken stellte er Lannes auf, in dessen Corps die Division Caffarelli die Division Gazan ersetzte. Lannes sollte mit den beiden Divisionen Suchet und Caffarelli die Straße von Olmütz besetzen und in der wellenförmigen Ebene kämpfen, die sich zu beiden Seiten der Straße ausdehnt. Napoleon gab ihm außerdem die Reiterei Murat's, welche die Kürassiere der Generale Hautpoul und Nansouty, die Dragoner der Generale Walther und Beaumont, die Jäger der Generale Milhaud und Kellermann umfaßte. Das ebene Terrain ließ ihn an dieser Stelle ein großes Reitergefecht voraussehen. Auf dem runden Hügel oder Santon, der diesen Theil des Terrains beherrscht und auf dem sich die Kapelle von Bosenitz befindet, stellte er das 17. leichte Regiment mit 18 Geschützen auf und ließ den Befehlshaber General Claparede den Eid leisten, daß er diese Stellung bis auf den Tod vertheidigen wolle. Dieser Hügel war in der That der Stützpunkt des linken Flügels.

Im Centrum hinter dem Goldbach nahmen die Divisionen Vandamme und Saint-Hilaire von Soult's Corps Stellung. Napoleon bestimmte sie dazu, bei den Dörfern Girzikowitz und Puntowitz über den Bach zu gehen und sich der Hochebene von Pratzen zu bemächtigen, sobald die Zeit dazu gekommen sei. Etwas weiter entfernt, hinter den Sümpfen von Kobolnitz und dem Schlosse Sokolnitz stellte er die dritte Division des Marschalls Soult auf, jene des Generals Legrand. Er verstärkte sie mit zwei Schützenbataillonen, den soge-

nannten Jägern vom Po und den corsischen Jägern, ferner mit einer Abtheilung leichter Reiterei unter dem General Margaron. In Telnitz, das den Teichen am nächsten lag, und wohin Napoleon die Russen eben locken wollte, sollte diese Division blos das 3. Linienregiment und die corsischen Jäger aufstellen. Weit rückwärts, anderthalb Stunden entfernt, stand die Division Friant in Großraigern.

Von seinen 10 Infanteriedivisionen stellte Napoleon also blos 6 in Linie auf. Als Reserve behielt er Oudinot's Grenadiere, die dieses Mal von Lannes' Corps getrennt wurden, das Corps von Bernadotte, aus den Divisionen Drouet und Rivaud bestehend, und endlich die kaiserliche Garde. Auf diese Weise hielt er eine Masse von 25,000 Mann in Bereitschaft, die er überall hinführen konnte, namentlich aber auf die Höhen von Pratzen, wenn die Russen dieselben vielleicht nicht genug entblößt haben sollten. Er selbst bivouakirte inmitten dieser Reserve.

Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, trieb er das Ver-
Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, trieb er das Ver-
trauen so weit, daß er sie der Armee in einer Proclamation selbst bekannt machte, welche ganz von der Größe der sich vorbereitenden Ereignisse erfüllt ist. Wir geben sie so, wie sie den Truppen am Abend vor der Schlacht vorgelesen wurde:

„Soldaten!

„Die russische Armee zeigt sich vor euch, um die Oesterreicher für die Niederlage von Ulm zu rächen. Es sind dieselben Bataillone, die ihr bei Hollabrunn geschlagen und bisher beständig verfolgt habt.

„Die Stellungen, die wir besetzt halten, sind furchtbar; die Feinde müssen mir ihre Flanke zeigen, während sie meinen rechten Flügel zu umgehen suchen.

„Soldaten! ich werde eure Bataillone selbst führen. Ich werde mich vom Feuer fern halten, wenn ihr mit eurer gewöhnlichen Tapferkeit in den feindlichen Reihen Unordnung und Verwirrung verbreitet. Wenn aber der Sieg einen Augenblick lang ungewiß ist, so werdet ihr euern Kaiser an den gefährlichsten Punkten erblicken; denn die Entscheidung darf an diesem Tage nicht schwanken, da es sich um die Ehre des französischen Fußvolks handelt, die mit der Ehre der ganzen Nation so innig verbunden ist.

„Daß Niemand unter dem Vorwande, die Verwundeten zu geleiten, die Reihen verlasse. Möge sich Jeder mit dem Gedanken durchdringen, daß wir diese Söldlinge Englands besiegen müssen, die einen so großen Haß gegen unsere Nation hegen.

„Dieser Sieg wird den Feldzug beendigen, und wir können dann unsere Winterquartiere beziehen, um die neuen Heere zu erwarten, die sich in Frankreich bilden. Dann werde ich einen Frieden schließen, der meines Volkes, eurer und meiner würdig ist.

Napoleon."

An demselben Tage empfing er Haugwitz, der endlich im französischen Hauptquartier eingetroffen war, durchschaute die ganze Falschheit des preußischen Hofes und fühlte mehr denn je das Bedürfniß, einen glänzenden Sieg davon zu tragen. Er nahm den preußischen Abgesandten sehr gut auf und sagte ihm, daß er sich morgen schlage und ihn später empfangen werde, wenn ihn nicht etwa eine Kugel treffe; dann werde es Zeit sein, sich mit dem Berliner Cabinet zu verständigen. Er forderte ihn auf, noch in dieser Nacht nach Wien abzugehen und verwies ihn auf Talleyrand, wobei er Sorge trug, ihn über das Schlachtfeld von Hollabrunn führen zu lassen, das einen furchtbaren Anblick darbot. — „Es ist gut," schrieb er an Talleyrand, „daß dieser Preuße mit eigenen Augen sieht, auf welche Art wir Krieg führen."

Nachdem er den Abend mit seinen Marschällen im Bivouac zugebracht hatte, wollte er seine Soldaten besuchen, um über ihre Stimmung selbst zu urtheilen. Es war am 1. December Abends, und der nächste Tag war der Jahrestag der Krönung. Dieses Zusammentreffen der Zeit war merkwürdig, aber Napoleon hatte es nicht aufgesucht; denn er stellte sich zur Schlacht und bot sie nicht an. Die Nacht war dunkel und kalt.

Die ersten Soldaten, die ihn bemerkten, wollten ihm leuchten, rafften das Stroh ihres Lagers zusammen und bildeten damit brennende Fackeln, die sie auf ihre Flinten steckten. In wenigen Minuten wurde dieses Beispiel von dem ganzen Heere nachgeahmt, und diese sonderbare Illumination lief an der gesammten Länge unserer Stellung hinunter. Die Soldaten folgten dem Schritte Napoleon's mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! und versprachen ihm, daß sie

sich morgen seiner und ihrer selbst würdig zeigen würden. Ueberall herrschte Begeisterung. Man ging in die Gefahr, wie es sein muß, das Herz mit Zufriedenheit und Vertrauen erfüllt.

Napoleon zog sich zurück, damit seine Soldaten ruhen möchten, und erwartete unter seinem Zelte die Morgenröthe eines Tages, der einer der größten seines Lebens, einer der größten der Geschichte werden sollte.

Diese Feuer, diese Freudenrufe konnten von den Höhen, welche die russische Armee besetzt hielt, leicht bemerkt werden und riefen dort bei einer kleinen Zahl verständiger Offiziere düstere Ahnungen hervor. Sie fragten sich, ob dies das Benehmen eines niedergeschlagenen, auf dem Rückzuge befindlichen Heeres sei.

Während dieser Zeit waren die Anführer der russischen Corps in dem Dorfe Krznowitz bei dem General Kutusow versammelt und empfingen ihre Instructionen für den folgenden Tag. Der alte Kutusow schlummerte tief, und der General Weirother hatte eine Specialkarte der Gegend ausgebreitet und las eine Denkschrift vor, welche den ganzen Schlachtplan enthielt*). Wir haben ihn ziemlich im

*) Die handschriftlichen Denkwürdigkeiten eines Augenzeugen, des Generals Langeron, der eins der russischen Armeecorps commandirte, enthalten folgende Darstellung: „Wir haben gesehen, daß am 1. December unsere Colonnen erst gegen 10 Uhr Abends am Orte ihrer Bestimmung eintrafen. Gegen 11 Uhr wurden alle Anführer dieser Colonnen, den zu weit entfernten Fürsten Bagration ausgenommen, noch Krznowitz zum General Kutusow beschieden, um dort die Anordnungen für die morgende Schlacht vorlesen zu hören. Um 1 Uhr Morgens, als wir alle versammelt waren, trat der General Weirother ein, legte auf einen großen Tisch eine ungeheure sehr genaue Karte der Gegend von Brünn und Austerlitz auseinander und las uns mit lauter Stimme seine Anordnungen vor und zwar in einem prahlerischen Tone, der bewies, wie fest er von seiner eigenen Tüchtigkeit, wie von unserer Unfähigkeit überzeugt war. Er glich einem Schuldirector, der vor seinen Knäbchen etwas vorträgt. Wir waren vielleicht wirklich Schüler; er aber war nichts weniger als ein guter Lehrer. Kutusow, der halb schlummernd dagesessen hatte, als wir bei ihm angekommen waren, schlief endlich ganz ein. Burhöwden stand und horchte, verstand aber sicherlich nichts; Miloradowitsch schwieg; Przybyszewski hielt sich im Hintergrund; Doctorow allein betrachtete aufmerksam die Karte. Als Weirother seine Predigt beendigt hatte, ergriff Niemand außer mir das Wort. Ich sagte: Herr General! das ist Alles recht gut; was fangen wir aber an, wenn der Feind uns zu-

Voraus mitgetheilt, indem wir die Anordnungen Napoleon's berichteten. Der rechte Flügel der Russen unter dem Fürsten Bagration, der unsrer Linken entgegenstand, sollte zu beiden Seiten der Straße von Olmütz vorgehen, den Santon erstürmen und direct auf Brünn marschiren. Die Reiterei zwischen Bagration's Corps und der russischen Armee zu einer einzigen Masse vereinigt, sollte dieselbe Ebene besetzen, wo Napoleon Murat aufgestellt hatte, und den linken Flügel der Russen mit ihrem Centrum verbinden. Das Gros der Armee, das aus vier Colonnen bestand, welche die Generale Doctorow, Langeron, Przybyszewski und Collowrat befehligten, sollte von den Höhen von Pratzen herabsteigen, über den sumpfigen Bach gehen, von dem bereits die Rede war, Telnitz, Sokolnitz und Kobolnitz nehmen, den rechten Flügel der Franzosen umgehen und in ihrem Rücken die Straße von Wien besetzen. Das Stelldichein aller dieser Corps war unter die Mauern von Brünn verlegt. Der Großfürst Constantin sollte mit der russischen Garde, die 9 — 10,000 Mann stark war, mit Tagesanbruch von Austerlitz aufbrechen, um sich als Reserve hinter dem Centrum der Armee aufzustellen.

Als der General Weirother vor den russischen Anführern, von denen blos einer, der General Doctorow, aufmerksam, und blos ei-

---

vorkommt und uns bei Pratzen angreift? — Auf diesen Fall ist nicht gerechnet, erwiederte Weirother. Sie kennen Bonaparte's Verwegenheit; hätte er uns angreifen können, so würde er es heute gethan haben. — Sie halten ihn also nicht für stark? fragte ich weiter. — Er wird höchstens 40,000 Mann haben. — In diesem Falle geht er seinem Verderben entgegen, wenn er unsern Angriff abwartet; allein ich halte ihn für zu geschickt, um bei ihm eine Unbesonnenheit vorauszusetzen. Wenn wir, wie Sie wollen und hoffen, ihn von Wien abschneiden, so bleibt ihm kein anderer Rückzug, als nach den böhmischen Gebirgen. Ich vermuthe jedoch bei ihm einen andern Plan. Er hat seine Feuer ausgelöscht, und man hört viel Lärm in seinem Lager. — Das kommt daher, weil er sich zurückzieht oder weil er seine Stellung verändert. Gesetzt sogar, er nähme die Stellung von Turas, so ersparte er uns viel Mühe, und die Anordnungen blieben dieselben. — Kutusow wachte auf, entließ uns und behielt einen Adjutanten zurück zum Abschreiben der Dispositionen, welche der Obristlieutenant Toll vom Generalstabe aus dem Deutschen in's Russische übersetzen sollte. Es war beinahe 3 Uhr Morgens, als wir weggingen; die Abschriften dieser berühmten Dispositionen kamen uns erst kurz vor 8 Uhr zu, als wir uns bereits auf dem Marsche befanden." —

ner, der General Langeron, zum Widerspruche geneigt war, seinen Plan vorgelesen hatte, machte dieser Letztere einige Einwürfe. Langeron war ein französischer Ausgewanderter und diente gegen sein Vaterland, war aber sonst ein guter Offizier. Er fragte den General Weirother, ob er glaube, daß Alles so kommen werde, wie er da geschrieben habe; was ihn selbst betreffe, so zweifle er stark daran. Weirother ließ keine andere Annahme zu, als die im russischen Generalstabe verbreitete, nämlich, daß sich Napoleon zurückziehe, und daß seine Instructionen für diesen Fall vortrefflich seien. Der General Kutusow machte aber jeder Erörterung ein Ende, indem er die Anführer nach ihren Quartieren zurückschickte und jedem eine Abschrift des Planes zustellen ließ. Dieser erfahrene Feldherr wußte, was er von dieser Manier, einen Schlachtplan zu entwerfen und zur Ausführung zu bringen, zu denken habe, und ließ doch Alles geschehen, obgleich man unter seinem Namen so handelte.

Um vier Uhr Morgens verließ Napoleon sein Zelt, um mit eigenen Augen zu beurtheilen, ob die Russen den Fehler begingen, zu dem er sie so geschickt ermuthigt hatte. Er ging bis zum Dorfe Puntowitz vor, das am Ufer des die beiden Heere trennenden Baches liegt, und sah, daß die Feuer der Russen auf den Höhen von Pratzen beinahe erloschen waren. Ein sehr bemerkbares Geräusch von Geschützen und Pferden verrieth einen Marsch von der Linken zur Rechten, also nach den Teichen hin, wohin er die Russen eben locken wollte. Er empfand eine lebhafte Freude, als er seine Voraussicht so sehr gerechtfertigt sah, und ging nun auf das höher liegende Terrain zurück, wo er die Nacht zugebracht hatte, um das Schlachtfeld in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Seine Marschälle hielten zu Pferde neben ihm. Eben brach der Tag an. Ein Winternebel bedeckte weithin das Feld, und man sah blos die hervorragendsten Theile des Terrains, die sich über diesem Nebel darstellten wie Inseln über einem Meere. Die verschiedenen Corps des französischen Heeres waren in Bewegung und stiegen von der Stellung herab, welche sie während der Nacht eingenommen hatten, um über den Bach zu gehen, der sie von den Russen trennte. Unten im Grunde, wo der Nebel sie verdeckte, blieben sie aber stehen, weil der Kaiser sie so lange zurückhalten wollte, bis der günstige Augenblick zum Angriff erschien. Am

Endpunkte der Linie nach den Teichen hin ließ sich bereits ein sehr lebhaftes Feuer hören. Die Bewegung der Russen gegen unsern rechten Flügel sprach sich aus. Der Marschall Davout war eilig abgegangen, um die Division Friant von Großraigern nach Telnitz zu führen, damit sie das 3. Regiment und die corsischen Jäger unterstütze, die mit einem beträchtlichen Theile der Feinde zu thun hatten. Die Marschälle Murat, Lannes und Soult umringten mit ihren Adjutanten den Kaiser und erwarteten den Befehl, im Centrum und auf der Linken den Kampf zu beginnen. Napoleon mäßigte ihren Eifer, da er die Russen ihren Fehler ganz begehen lassen wollte, bis sie sich aus den Niederungen, in die man sie verwickeln wollte, nicht mehr herausarbeiten könnten. Endlich erschien die Sonne, zerstreute die Nebel und übergoß dieses ungeheure Schlachtfeld mit ihrem Lichte. Es war die Sonne von Austerlitz, jene Sonne, die der lebenden Generation so oft in das Gedächtniß zurückgerufen wurde und auch von den kommenden Geschlechtern gewiß nie vergessen werden wird. Die Höhen von Pratzen entblößten sich von Truppen. Die Russen stiegen nach ihrem Plane in das Bett des Goldbaches herab, um sich der Dörfer Telnitz und Sokolnitz zu bemächtigen, die an diesem Bache liegen. Napoleon gab nun das Zeichen zum Angriff, und seine Marschälle sprengten im Galopp davon, um sich an die Spitze ihrer verschiedenen Armeecorps zu stellen.

Die drei russischen Colonnen, die mit dem Angriffe auf Telnitz und Sokolnitz beauftragt waren, setzten sich um sieben Uhr Morgens in Bewegung. Sie standen unter dem unmittelbaren Befehle der Generale Doctorow, Langeron, Przybyszewski und unter dem Oberbefehl des Generals Buxhöwden, eines mittelmäßigen und trägen Offiziers, dessen höchster Stolz eine Gunst war, die er der Heirath mit einer Hofdame verdankte, und der den linken Flügel der russischen Armee ebenso wenig befehligte, wie der General Kutusow das Ganze. Er befand sich persönlich bei der Colonne des Generals Doctorow, die den Endpunkt der russischen Linie bildete und zuerst angreifen sollte. Um die anderen Colonnen, um den Einklang, der in ihre Bewegungen gebracht werden mußte, bekümmerte er sich gar nicht, und dies war ein Glück für uns; denn wenn sie übereinstimmend handelten und Telnitz und Sokolnitz in Masse angriffen, so konnten sie, da die Di-

vision Friant an diesem Punkte noch nicht eingetroffen war, gegen unsere Rechte viel mehr Terrain gewinnen, als ihnen zu überlassen räthlich war.

Die Colonne Doctorow's hatte gleich den andern auf den Höhen von Pratzen übernachtet. Am Fuße dieser Höhen, in den Niederungen, welche sie von unserem rechten Flügel trennten, lag das Dorf Augezd, und in diesem Dorfe befand sich ein Vortrab unter dem Befehle des Generals Kienmayer, aus 5 Bataillonen und 14 Schwadronen Oesterreichern bestehend. Dieser Vortrab sollte die Ebene zwischen Augezd und Telnitz reinigen, während die Colonne Doctorow's von den Höhen herabsteige. Die Oesterreicher, die den Russen zeigen wollten, daß sie sich ebenso gut wie sie schlügen, griffen das Dorf Telnitz mit vieler Entschlossenheit an. Sie mußten über den Bach gehen, der hier in den Gräben fließt, und sodann eine mit Weinbergen bedeckte Höhe erstürmen. Wir hatten an dieser Stelle außer dem 3. Linienregiment die corsischen Jäger, die hinter Bäumen und Häusern im Hinterhalte lagen. Diese geschickten Scharfschützen zielten kaltblütig auf die Husaren, die man vorausgeschickt hatte, und tödteten eine große Menge. Auf dieselbe Weise empfingen sie ein Regiment Szeckler (Fußvolk) und rieben in einer halben Stunde einen Theil desselben auf. Dieses mörderischen und erfolglosen Kampfes müde, griffen die Oesterreicher das Dorf Telnitz mit ihren 5 Bataillonen in Masse an, konnten aber nicht eindringen, da das 3. Regiment sie mit der Entschlossenheit erprobter Soldaten in Empfang nahm. Während der Vortrab Kienmayer's sich in ohnmächtigen Anstrengungen erschöpfte, erschien die Colonne Doctorow, 24 Bataillone stark, vom General Buxhöwden geführt, nachdem sie über eine Stunde lang auf sich hatte warten lassen, und half den Oesterreichern Telnitz erstürmen, zu dessen Vertheidigung das 3. Regiment nicht ausreichte. Das Bett des Baches wurde erstiegen, und General Kienmayer ließ nun seine 14 Schwadronen jenseits von Telnitz gegen die leichte Reiterei des Generals Margaron vorgehen. Diese hielt mehrere Angriffe muthig aus, konnte aber gegen eine solche Reitermasse nicht Stand halten. Da die Division Friant von Großraigern noch nicht eingetroffen war, so war unsere rechte Flanke vollständig überflügelt. Aber nachdem Buxhöwden lange hatte auf sich warten lassen,

mußte er nun seinerseits die zweite Colonne unter dem General Langeron erwarten. Diese letztere hatte sich in Folge eines besonderen Umstandes verzögert. Die Reitermasse, welche die Ebene rechts von den Russen und links von den Franzosen besetzen sollte, hatte die erhaltenen Befehle falsch verstanden und sich bei Pratzen selbst aufgestellt, mitten zwischen den Bivouacs von Langeron's Colonne. Als diese Reiterei ihren Irrthum erkannte, mußte sie, um die angewiesene Stellung einzunehmen, durch die Colonnen von Langeron und Przybyszewski marschiren und hielt diese dadurch lange auf. Endlich kam der General Langeron vor Sokolnitz an und unternahm den Angriff. Aber während dieser Zeit war der General Friant mit seiner Division, die aus 5 Infanterie- und 6 Dragoner-Regimentern bestand, eilig herbeigekommen. Das erste Dragonerregiment, das an diesem Tage der Division Bourcier zugewiesen war, ging im Trabe auf Telnitz vor. Die auf diesem Punkte siegreichen Feinde begannen bereits über den Goldbach zu gehen und das 3. Linienregiment und die leichte Reiterei Margaron's zu überflügeln. Die Dragoner setzten sich in Galopp und warfen Alles über Telnitz zurück, was über das Dorf bereits hinaus war. Die Generale Friant und Heudelet drangen nun mit der 1. Brigade, die aus dem 108. Linienregimente und aus den Voltigeuren des 15. leichten Regiments bestand, in Telnitz mit gefälltem Bajonnet ein, vertrieben die Oesterreicher und Russen, warfen sie über die Gräben zurück, welche das Bett des Goldbachs bilden, und blieben Herren des Terrains, nachdem sie es mit Todten und Verwundeten bedeckt hatten. Unglücklicherweise herrschte in den Niederungen noch der Nebel, der sonst fast überall verschwunden war. Er hüllte Telnitz ein, und man befand sich hier in einer Art von Wolke. Das 26. leichte Regiment von der Division Legrand, das dem 3. Linienregiment zu Hülfe gekommen war, sah jetzt jenseits des Baches Truppenmassen, ohne die Farbe der Uniform zu unterscheiden, und feuerte auf das 108. Regiment, das es für feindlich hielt. Das 108. gerieth bei diesem unerwarteten Angriffe in Verwirrung und zog sich zurück, weil es umgangen zu sein fürchtete. Die Russen und Oesterreicher, welche an diesem Punkte 29 Bataillone stark waren, benutzten diesen Umstand, um die Offensive wieder zu ergreifen, und trieben die Brigade Heudelet aus Telnitz heraus, während der General

Langeron mit 12 russischen Bataillonen in Sokolnitz eindrang, das etwas oberhalb von Telnitz am Goldbach liegt. Die beiden feindlichen Colonnen unter Doctorow und Langeron begannen über Telnitz und Sokolnitz vorzugehen. Zu gleicher Zeit hatte die Colonne des Generals Przybyszewski das Schloß Sokolnitz, das oberhab des gleichnamigen Dorfes liegt, angegriffen und genommen. General Friant, der sich an diesem Tage wie an vielen anderen als Held zeigte, entsendet bei diesem Anblick den General Bourcier mit seinen 6 Dragonerregimentern gegen Doctorow's Colonne, in demselben Augenblick, als diese sich jenseits Telnitz entwickelt. Die Russen fällen gegen unsere Dragoner ihre Bajonnete, aber die stets wiederholten Reiterangriffe verhindern sie, in der Ebene sich auszudehnen, und machen der Brigade Heudelet Luft. Der General Friant setzt sich nun an die Spitze der Brigade Lochet, die aus dem 48. und 111. Linienregiment bestand, und wirft sich auf Langeron's Colonne, die bereits über Sokolnitz hinaus war, drückt sie dahin zurück, dringt hinter ihr ein, vertreibt sie und wirft sie über den Goldbach. Friant übergiebt nun dem 48. Regiment die Bewachung von Sokolnitz und zieht mit der 3. Brigade Kister, die aus dem 33. Linienregiment und dem 15. leichten Regiment bestand, gegen die Colonne von Przybyszewski, um ihr das Schloß Sokolnitz streitig zu machen. Auch diese wirft er zurück. Während er aber vor dem Schlosse Sokolnitz kämpft, hat Langeron das Dorf gleiches Namens wieder angegriffen und ist im Begriff, das 48. Regiment zu überwältigen, das sich in den Häusern des Dorfes mit großer Tapferkeit vertheidigt. Der General Friant kehrt zurück und befreit das Regiment. Dieser tapfere General und sein erlauchter Feldherr, der Marschall Davout, eilen auf dieser so lebhaft bestrittenen Linie des Goldbachs unaufhörlich von Punkt zu Punkt und schlagen sich mit 7—8000 Mann Fußvolk und 2800 Pferden gegen 35,000 Russen. In der That war die Division Friant durch ihren 36stündigen Marsch auf 6000 Mann höchstens herabgebracht und verfügte mit dem 3. Linienregiment über nicht mehr als 7—8000 Streiter. Aber die zurückgebliebenen Soldaten trafen mit jedem Augenblicke zahlreicher ein und füllten nach und nach die Lücken aus, die das feindliche Feuer gemacht hatte.

Während dieses heftigen Kampfes auf unserer Rechten hatte der

Marschall Soult im Centrum die Stellung angegriffen, von der das Schicksal der Schlacht abhing. Auf das von Napoleon gegebene Zeichen hatten die Divisionen Vandamme und Saint-Hilaire den Abhang der Hochebene von Pratzen in geschlossenen Colonnen und im Geschwindschritt erstiegen. Die Division Vandamme stellte sich links, jene von Saint-Hilaire rechts vom Dorfe Pratzen auf, das in der Tiefe einer Schlucht liegt, welche nahe bei Puntowitz in den Goldbach mündet. Das russische Centrum, aus der österreichischen Infanterie Collowrats und dem russischen Fußvolk unter Miloradowitsch, zusammen 27 Bataillone, bestehend, von Kutusow und den beiden Kaisern direct befehligt, hatte, während die Franzosen vorwärts gingen, die Hochebene von Pratzen besetzt, um dort die drei Colonnen unter Buxhöwden zu ersetzen, die in die Niederungen hinabgestiegen waren. Unsere Soldaten fuhren fort, die Höhen zu ersteigen, ohne auf das Gewehrfeuer zu antworten, dem sie ausgesetzt waren, und überraschten die feindlichen Generale, welche sie schon auf dem Rückzug befindlich glaubten, durch ihre lebhafte und entschlossene Haltung *).

Bei dem Dorfe Pratzen angelangt, marschiren sie durch, ohne sich aufzuhalten. Der General Morand geht an der Spitze des 10. Regiments darüber hinaus und stellt sich an der Hochebene auf. Der General Thiébault (derselbe, der kürzlich gestorben) folgt ihm mit seiner Brigade, die aus dem 14. und 36. Linienregimente besteht, und empfängt plötzlich von hinten eine Salve Musketenfeuer, die von zwei russischen Bataillonen ausging, welche in der Schlucht verborgen waren, in der das Dorf Pratzen liegt. Der General macht einen Augenblick Halt, giebt das Feuer aus nächster Nähe zurück und dringt mit einem seiner Bataillone in das Dorf ein. Er vertreibt die Russen und kehrt dann auf die Hochebene zurück. Die Brigade Varé, die zweite der Division Saint-Hilaire, war links vom Dorfe vorge-

*) Der Fürst Czartoryski, der zwischen den beiden Kaisern stand, machte den Kaiser Alexander auf den festen und entschiedenen Marsch der Franzosen aufmerksam, welche die Höhen einnahmen, ohne auf das Feuer der Russen zu antworten. Bei diesem Anblick schwand das zuversichtliche Vertrauen, welches der aufgeregte Herrscher bis jetzt behauptet hatte, und er empfand ein dunkles Vorgefühl, das ihn auch den Tag über nicht wieder verließ.

gangen und hatte sich dem Feinde gegenüber aufgestellt, während Vandamme sich mit seiner Division noch weiter links zog und neben einem kleinen Hügel Stellung nahm, der Stari-Winobradi heißt und die Hochebene von Pratzen beherrscht. Die Russen hatten auf diesem Hügel 5 Bataillone und eine zahlreiche Artillerie aufgestellt.

Die österreichische Infanterie unter Collowrat und die russische unter Miloradowitsch waren in zwei Linien aufgestellt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, läßt der Marschall Soult die Divisionen Saint-Hilaire und Vandamme vorgehen. Der General Thiébault, der mit seiner Brigade den rechten Flügel der Division Saint-Hilaire bildete, hatte eine Batterie von 12 Geschützen. Er läßt sie mit Kugeln und Kartätschen laden und beginnt ein mörderisches Feuer auf die entgegenstehende Infanterie. Dieses ebenso lebhafte als wohlgezielte Feuer verbreitet bald Unordnung in den Reihen der Oesterreicher, die zurückweichen und sich dann in Unordnung nach dem Abhange der Hochebene flüchten. Vandamme greift nun den vor ihm stehenden Feind an. Sein tapferes Fußvolk geht kaltblütig vor, feuert mehrmals mit glücklichem Erfolg und stürzt sich dann mit dem Bajonnet auf die Russen. Es wirft ihre erste Linie auf die zweite und zwingt beide, nach dem entgegengesetzten Abhang zu flüchten und ihr Geschütz zu verlassen. Bei dieser Bewegung hatte Vandamme den Hügel von Stari-Winobradi, den mehrere russische Bataillone vertheidigten und der von Geschütz starrte, zu seiner Linken gelassen. Er kehrt dahin zurück und läßt ihn von dem General Schiner mit dem 24. leichten Regimente umgehen, während er selbst mit dem 4. Regiment stürmt. Trotz eines furchtbaren Feuers erreicht er den Gipfel, wirft die Russen hinab und bemächtigt sich ihrer Geschütze.

So hatten die beiden Divisionen des Marschalls Soult in weniger als einer Stunde die Höhen von Pratzen erobert und verfolgten jetzt die Russen und Oesterreicher nach dem Schlosse Austerlitz hin.

Die beiden Kaiser von Oesterreich und Rußland, die bei diesem raschen Angriffe zugegen waren, bemühten sich vergebens, ihre Soldaten aufzuhalten. Man hörte in der Verwirrung nicht auf sie, und Alexander konnte schon jetzt die Entdeckung machen, daß ein Souverän unter solchen Umständen weniger Werth hat als ein guter

General. Miloradowitsch, im Feuer immer glänzend, eilte auf dieses von Kugeln durchfurchte Schlachtfeld herbei und versuchte die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen. Der General Kutusow, der von einer Kugel an dem Backen verwundet war, überschaute jetzt das hereinbrechende Unglück, das er vorausgesehen, aber aus Mangel an Festigkeit nicht verhindert hatte. Er zog die russische Garde herbei, um seine fliehenden Truppen hinter ihr zu ordnen. Wenn dieser Anführer der russischen Armee, dessen Verdienst hauptsächlich in einer Feinheit bestand, die sich hinter einer großen Trägheit verbarg, eines richtigen und raschen Entschlusses fähig war, so mußte er jetzt zu seinem linken Flügel eilen, die drei Colonnen unter Burhöwden aus den Niederungen auf die Hochebene von Pratzen führen und mit 50,000 Mann eine entscheidende Anstrengung machen, um eine Stellung wiederzugewinnen, ohne die sein Heer in zwei Theile getrennt wurde. Gelang ihm dies auch nicht, so konnte er sich wenigstens auf einem sicheren Wege nach Austerlitz zurückziehen und ließ seinen linken Flügel nicht mit einem Abgrund im Rücken stehen. Aber er dachte nur an das Unglück, von dem er Augenzeuge war, und beschränkte sich darauf, sein Centrum hinter der 9000 Mann starken russischen Garde zu sammeln, während Napoleon beständig die Augen auf die Gegend von Pratzen gerichtet hielt und zur Unterstützung des bereits siegreichen Marschalls Soult das Corps von Bernadotte, die Garde und Oudinot's Grenadiere, d. h. 25,000 Mann ausgesuchter Truppen herbeiführte.

Während unsere Rechte den Russen den Goldbach streitig machte und unser Centrum die Höhen von Pratzen stürmte, kämpften auf unserem linken Flügel Lannes und Murat mit dem Fürsten Bagration und der ganzen Reiterei der Feinde.

Lannes sollte mit den Divisionen Suchet und Caffarelli, die zu beiden Seiten der Straße von Olmütz standen, direct vorwärts gehen. Links von der Straße, da wo der Santon sich erhebt, nähert sich das Terrain den bewaldeten Höhen der March und ist bald gebirgig, bald von tiefen Schluchten durchzogen. Dort stand die Division Suchet. Rechts ist der Boden ebener und schließt sich in sanften Abhängen den Höhen von Pratzen an. Auf dieser Seite mar=

schirte Caffarelli, von Murat's Reiterei gegen die feindlichen Reitermassen geschützt.

Man erwartete auf diesem Punkte eine Art Schlacht von den Pyramiden; denn man sah 82 österreichische und russische Schwadronen unter dem Oberbefehl des Fürsten Johann von Liechtenstein in zwei Reihen aufgestellt. Suchet und Caffarelli ließen daher mehrere Bataillone in Linie marschiren und stellten hinter den Zwischenräumen Bataillone in geschlossener Colonne auf, um die ersteren zu unterstützen und zu flankiren. Die Artillerie war vor den beiden Divisionen vertheilt. Die leichte Reiterei des Generals Kellermann, wie die Dragonerdivisionen standen rechts in der Ebene, die schwere Cavallerie unter Nansouty und Hautpoul als Reserve rückwärts.

In dieser imposanten Ordnung brach Lannes auf, sobald er den Kanonendonner von Pratzen hörte und marschirte in Paradeschritt, als ob er auf dem Exercierplatz wäre, über diese von einer schönen Wintersonne beleuchtete Ebene.

Der Fürst Johann von Liechtenstein hatte in Folge des erwähnten Mißverständnisses lange auf sich warten lassen. Während seiner Abwesenheit hatte die russische Garde die Lücke ausgefüllt, die er zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel ließ. Endlich eingetroffen, bemerkt er die Bewegung von Lannes' Corps und schickt die Uhlanen des Großfürsten Constantin auf die Division Caffarelli. Die kühnen Reiter werfen sich auf diese Division, vor der Kellermann mit seiner Brigade leichter Reiterei steht. Kellermann, einer unserer geschicktesten Reiter, fürchtet, auf das französische Fußvolk geworfen zu werden und es in Unordnung zu bringen, wenn er diesen furchtbaren Angriff abwartet. Er nimmt seine Schwadronen zurück, läßt sie durch die Bataillone hindurchgehen und formirt sie wieder auf dem linken Flügel, um eine günstige Gelegenheit zum Angriff benutzen zu können. Die im Galopp vorgehenden Uhlanen finden unsere leichte Reiterei nicht mehr und stoßen statt ihrer auf eine unerschütterliche Infanterielinie, die sich nicht einmal in Vierecke formirt und sie mit einem mörderischen Feuer empfängt. 400 dieser Reiter werden augenblicklich zu Boden gestreckt. Der russische General Essen empfängt an ihrer Spitze eine tödtliche Wunde. Die

Uebrigen verbreiten sich in Unordnung nach rechts und links. Diese Gelegenheit ergreifend, wirft sich Kellermann auf die Uhlanen und säbelt eine große Anzahl nieder. Der Fürst Johann von Liechtenstein schickt einen zweiten Theil seiner Schwadronen den Uhlanen zu Hülfe. Unsererseits gehen die Dragonerdivisionen vor, und nun sieht man eine Zeitlang nichts, als ein schreckliches Durcheinander, in dem Jeder Mann gegen Mann kämpft. Diese Wolke von Reiterei zerstreut sich endlich, jeder Theil kehrt zu seiner Schlachtlinie zurück und läßt den Boden mit Todten und Verwundeten bedeckt, die der Mehrzahl nach Oesterreicher oder Russen sind. Nun gehen unsere beiden Infanteriemassen auf dieses von der Reiterei verlassene Terrain mit festem und abgemessenem Schritt vor. Die Russen stellen ihnen 40 Feuerschlünde entgegen, die einen Hagel von Wurfgeschossen ausspeien. Eine Salve tödtet sämmtliche Tambours der Division Caffarelli's. Man antwortet auf diese Kanonade mit dem ganzen Feuer unserer Artillerie. In diesem Geschützkampfe wird dem General Valhubert von einer Kugel der Schenkel zerschmettert. Mehrere Soldaten wollen ihn forttragen. — „Bleibt auf euren Posten," sagt er ihnen, „ich kann allein sterben. Um eines Menschen willen darf man nicht sechs verlieren." — Man marschirt nun gegen das Dorf Blasiowitz, das rechts in der Ebene lag, wo sich das Terrain gegen Pratzen zu heben anfängt. Dieses Dorf lag wie alle jener Gegend in einer tiefen Schlucht, und man sah von ihm blos die Flammen, die es verzehrten. Eine Abtheilung der russischen Garde hatte es besetzt, ehe Fürst Liechtenstein herankam. Lannes befiehlt dem 13. Regiment, sich des Dorfes zu bemächtigen. Der Obrist Castex geht mit dem 1. Bataillon vor und wird von einer Kugel in die Stirn getroffen. Das Bataillon läßt sich nicht aufhalten und rächt den Tod seines Anführers mit dem Bajonnet. Man bemächtigt sich des Dorfes und macht viele Gefangene, die hinter die Linie geschickt werden.

Auf dem andern Flügel von Lannes' Corps versuchten die von Bagration geführten Russen den kleinen Hügel zu nehmen, den unsere Soldaten den Santon nannten. Sie hatten in dem Thale, das vor diesem Hügel hinzieht, das Dorf Bosonitz genommen und wechselten von hier aus mit dem zahlreichen Geschütz auf der Höhe Ku-

geln, wagten aber nicht, dem Musketenfeuer des 17. Regiments zu trotzen, das zu vortheilhaft aufgestellt war.

Der Fürst Bagration hatte den Rest seines Fußvolks auf der Straße von Olmütz gegen Suchet aufgestellt. Zum Rückzuge gezwungen ging er langsam vor Lannes zurück, und dieser folgte ihm ohne Uebereilung, aber in einer imponirenden Masse und stets Terrain gewinnend.

Nachdem Blasiowitz gestürmt ist, läßt Lannes Holubitz und Kruch, zwei Dörfer an der Straße von Olmütz, nehmen und erreicht Bagration's Fußvolk. In diesem Augenblick löst er die Linie auf, die seine beiden Divisionen bilden. Er stellt die Division Suchet links, die Division Caffarelli rechts auf, beide in schräger Richtung. Durch diese Bewegung trennt er Bagration's Fußvolk von der Reiterei des Fürsten Liechtenstein und drückt das erste links über die Straße von Olmütz hinaus, die zweite rechts gegen die Hochebene von Pratzen.

Nun will die Reiterei einen letzten Versuch machen und stürzt sich in Masse auf die Division Caffarelli, die sie in guter Haltung empfängt und mit Musketenfeuer zurückwirft. Die zahlreichen Schwadronen Liechtenstein's zerstreuen sich, werden wieder gesammelt und gegen unsere Bataillone zurückgeführt. Auf Lannes' Befehl defiliren die Generale Hautpoul und Nansouty hinter den Reihen des Fußvolks, formiren sich auf dem rechten Flügel und gehen im Galopp vor. Die Erde zittert unter den Hufschlägen dieser 4000 Rosse. Die Kürassiere stürzten sich mit dem Säbel in der Faust auf die feindlichen Schwadronen, werfen sie durch ihren Anprall über den Haufen, zerstreuen sie und zwingen sie zum Rückzuge nach Austerlitz, von wo sie nicht wieder zum Vorschein kommen.

Während dieser Zeit hatte die Division Suchet das Fußvolk des Fürsten Bagration angegriffen. Erst richteten unsere Truppen auf die Russen jenes ruhige und sichere Feuer, in dem sie eine solche Präcision erreicht hatten, dann griffen sie zum Bajonnet. Die Russen konnten dem Ungestüm unserer Bataillone nicht widerstehen und zogen sich zurück, aber ohne sich zu zerstreuen oder die Waffen zu strecken. Sie bildeten eine verworrene, von Flinten starrende Masse, die man vor sich hertreiben, aber nicht gefangen nehmen konnte. Lannes zog die schwere Reiterei des Generals Hautpoul herbei und

schickte sie gegen die Russen, um den Rückzug zu beschleunigen. Die Kürassiere griffen die Soldaten, die sich in Pelotons zurückzogen, in allen Richtungen an und zwangen einige Tausend, die Waffen zu strecken.

So lieferte Lannes auf unserer Linken für sich allein eine wahre Schlacht. Er hatte 4000 Gefangene gemacht. Der Boden war mit 2000 Todten und Verwundeten bedeckt, theils Oesterreichern, theils Russen.

Auf der Hochebene von Pratzen war der Kampf wieder entbrannt zwischen dem Feinde und Soult's Corps, das mit allen Reserven verstärkt worden war, die Napoleon in Person herbeiführte. General Kutusow hatte, wie gesagt, nicht daran gedacht, seine drei Colonnen aus den Niederungen zurückzuführen, und sich darauf beschränkt, sein Centrum hinter den Garden zu ordnen. Die einzige Brigade Kamenskoj von Langeron's Corps hielt an, als sie in ihrem Rücken ein sehr lebhaftes Feuer hörte, und ging später aus eignem Antriebe zurück, um die Höhen von Pratzen wieder zu gewinnen. Der General Langeron hatte sich an die Spitze dieser Brigade gestellt und den Rest seiner Colonne in Sokolnitz gelassen.

Bei dieser Erneuerung des Kampfes hatten die Franzosen mit der Brigade Kamenskoj, mit dem Fußvolk unter Miloradowitsch und mit der russischen Garde zu thun. Die Brigade Thiébault, welche die Rechte vom Corps des Marschalls Soult bildete und durch Pratzen von der Brigade Varé getrennt wurde, stand in einem Kreuzfeuer; denn vor sich hatte sie die neugebildete Linie der Oesterreicher und zur Rechten einen Theil von Langeron's Truppen. Diese Brigade, die aus dem 10. leichten Regiment, dem 14. und 36. Linienregiment bestand, lief einen Augenblick die größte Gefahr. Während sie sich selbst in einem Haken aufstellte, um gegen den Feind Front zu machen, ergriff der Adjutant Labadie vom 36. Regiment, um zu verhüten, daß sein Bataillon unter einem Musketen- und Kartätschenfeuer, das in einer Nähe von dreißig Schritt eröffnet wurde, zurückweiche, die Fahne, stellte sich daselbst auf und rief: „Soldaten, hier ist eure Schlachtlinie!“ Das Bataillon entwickelte sich in der vollkommensten Ruhe. Die Andern ahmen ihm nach, die Brigade nimmt ihre Stellung und wechselt auf einige Augen-

blicke ein mörderisches Flintenfeuer. Indessen mußten diese drei Regimenter dem Kreuzfeuer bald erliegen, wenn der Kampf länger dauerte. Der General Saint-Hilaire, von der ganzen Armee wegen seines Muthes bewundert, unterhält sich mit den Generalen Thiébault und Morand, was zu thun sei, als der Obrist Pouzet vom 10. Regiment ihm sagt: „General, lassen Sie uns mit dem Bajonnet vorwärts gehen, oder wir sind verloren.“ — „Ja, vorwärts,“ antwortete der General Saint-Hilaire. — Man kreuzt sogleich das Bajonnet, wirft sich unter die Russen auf Kamenskoj, auf die Oesterreicher unter Collowrat und stürzt die erstern auf Sokolnitz und Telnitz, drängt die zweiten nach der Hochebene von Pratzen auf die Straße von Austerlitz zurück.

Während die Brigade Thiébault sich aus ihrer Lage so glücklich herauszog, hatten die Brigade Varé und die Division Vandamme, die auf der andern Seite von Pratzen standen, viel weniger Mühe, den Angriff zurückzuweisen, und trieben die Feinde bald an den Fuß der Höhen zurück, die jene vergebens zu ersteigen suchten. Das erste Bataillon des 4. Regiments, welches zur Division Vandamme gehörte, ließ sich bei der Verfolgung durch seinen Eifer auf ein unebenes Terrain verlocken, das mit Weinbergen bedeckt war. Der Großfürst Constantin schickt auf der Stelle eine Abtheilung Gardereiterei ab, welche dieses Bataillon mitten in den Weinbergen überrascht und es über den Haufen wirft, ehe es sich im Viereck stellen kann. In der Verwirrung wird der Fahnenträger getödtet. Ein Unteroffizier will den Adler aufnehmen und wird seinerseits getödtet. Ein Soldat, der das Feldzeichen an sich nimmt, wird ebenfalls kampfunfähig gemacht, und man kann die Reiter Constantin's nicht verhindern, diese Trophäe zu entführen.

Napoleon, der selbst herbeigekommen war, um das Centrum mit seiner Garde, dem Corps Bernadotte und den Reitern Oudinot's zu verstärken, sieht von der Höhe die Niederlage dieses Bataillons. — „Dort giebt es Unordnung,“ sagt er zu Rapp, „wir müssen dem abhelfen.“ — Sogleich fliegt Rapp an der Spitze der Mameluken dem bedrohten Bataillon zu Hülfe. Der Marschall Bessières folgt mit den Grenadieren zu Pferde. Die Division Drouet von Bernadotte's Corps, aus dem 94., 95. und 27. Regiment bestehend,

geht, vom Obrist Gérard geführt, in zweiter Linie vor, um sich der russischen Garde entgegenzustellen.

Wie Rapp sich zeigt, zieht er die feindliche Reiterei auf sich, die unsere an der Erde liegenden Soldaten niedermetzelte. Diese Reiterei geht mit 4 Geschützen gegen ihn vor. Rapp läßt sich durch sie nicht abhalten und wirft sie zurück. Er geht immer vorwärts und kommt über das Terrain hinaus, welches das 4. Regiment mit seinen Trümmern bedeckte. Auf der Stelle erheben sich die Soldaten und bilden sich wieder, um ihre Niederlage zu rächen. Wie Rapp die Linie der russischen Garde erreicht, erfährt er einen zweiten Angriff. Es sind die Gardereiter Alexander's, die sich unter dem Fürsten Repnin auf ihn werfen. Der tapfere Morland, Obrist der Gardejäger, wird getödtet, die Jäger weichen zurück. Aber in diesem Augenblick kommen die reitenden Grenadiere im Galopp herbei. Diese herrlichen Reiter, welche große Pferde haben, wollen sich mit den Gardereitern Alexander's messen. Zwischen beiden entsteht ein Handgemenge. Das Fußvolk der russischen Garde ist Zeuge dieses Kampfes, wagt aber nicht zu feuern, um nicht die eigenen Leute zu treffen. Endlich siegen die Grenadiere Napoleon's, die in hundert Schlachten erprobt sind, über die jungen Reiter Alexander's, werfen eine Anzahl zu Boden, zerstreuen die Uebrigen und kehren siegreich zu ihrem Herrn zurück.

Napoleon, der dieses Gefecht mit ansah, war entzückt, daß die russische Jugend für ihren Uebermuth gestraft wurde. Von seinem Generalstab umgeben empfing er Rapp, der verwundet, mit Blut bedeckt, herbeikam, den Fürsten Repnin als Gefangenen mit sich führte, und gab ihm glänzende Beweise von Zufriedenheit. Während dieser Zeit trieben die Regimenter der Division Drouet, die der Obrist Gérard herbeigeführt hatte, die Infanterie der russischen Garde auf das Dorf Krznowitz zurück, nahmen es und machten viele Gefangene. Es war ein Uhr Nachmittags, und der Sieg war unzweifelhaft; denn da Lannes und Murat die Ebene zur Linken beherrschten, Soult auf die Reserve gestützt, Herr der Höhen von Pratzen war, so blieb nichts mehr übrig, als sich rechts zu wenden und die Colonnen unter Buxhöwden, die uns von der Wiener Straße hatten abschneiden wollen, in die Teiche zu stürzen. Indem Napoleon das

Corps von Bernadotte auf den Höhen von Pratzen stehen ließ und sich mit dem Corps Soult's und den Grenadieren Oudinot's rechts zog, folgte er der Straße, auf der die russischen Colonnen hergekommen waren, um sie im Rücken anzugreifen. Es war Zeit, daß er kam; denn Soult und Friant, die unaufhörlich zwischen Kobolnitz und Telnitz hin und her eilten, um den Russen den Uebergang über den Goldbach unmöglich zu machen, erlagen beinahe. Dem tapfern Friant waren vier Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Während er aber seine letzten Anstrengungen machte, erschien Napoleon an der Spitze einer zermalmenden Masse von Streitkräften. Nun entsteht unter den verzweifelnden Russen eine abscheuliche Verwirrung. Przbyszewski wird mit seiner ganzen Colonne, Langeron mit der vor Sokolnitz gebliebenen Hälfte umringt, Beide ohne Hoffnung auf Rettung; denn die Franzosen stehen in ihrem Rücken. Diese beiden Colonnen zerstreuen sich; ein Theil wird in Sokolnitz gefangen genommen, ein Theil flüchtet in der Richtung von Kobolnitz und wird bei den Sümpfen gleiches Namens umzingelt. Ein dritter Theil endlich sucht Brünn zu erreichen und muß an der Wiener Straße die Waffen strecken, eben da, wo die Russen in der Hoffnung des Sieges wieder zusammenzutreffen gedacht hatten.

Der General Langeron war mit der Brigade Kamenskoj und einigen Bataillonen, die er vor seiner Niederlage aus Sokolnitz gezogen hatte, in der Richtung der Teiche und des Dorfes Telnitz entflohen und befand sich nahe bei Buxhöwden. Der einfältige Befehlshaber des linken russischen Flügels stand unbeweglich, auf die Erfolge seiner beiden andern Colonnen wartend, und war ganz stolz, daß er mit 29 Bataillonen und 22 Schwadronen 5 bis 6 französischen Bataillonen Telnitz streitig gemacht hatte. Nach dem Bericht eines Augenzeugen trug er auf seinem Gesicht die Spuren einer Ausschweifung, der er sich täglich hinzugeben pflegte. Langeron eilt zu ihm und erzählt, was vorgehe. — „Sie sehen überall nur Feinde,“ antwortete Buxhöwden roh. — „Und Sie,“ erwiederte Langeron, „sind in einem Zustande, daß Sie gar nichts sehen.“ — Aber in diesem Augenblick zeigt sich das Corps des Marschalls Soult auf dem Abhange der Höhen nach den Teichen zu und wendet sich gegen die Colonne Doctorow, um sie in die Teiche zu stürzen. Es

ist nicht mehr möglich, an der Gefahr zu zweifeln. Buxhöwden versucht mit 4 Regimentern, die er bisher unthätig gelassen hatte, die Straße wieder zu gewinnen, auf der er gekommen war, und die durch das Dorf Augezd führte, zwischen dem Fuß der Höhen von Pratzen und dem Teiche von Satschan. Er begiebt sich eilig dorthin und sagt dem General Doctorow, er möge sich retten, wie er könne. Buxhöwden zieht durch Augezd, als die Division Vandamme dort eintrifft. Er empfängt auf seiner Flucht das Feuer der Franzosen und bringt sich mit einem Theile seiner Truppen in Sicherheit. Der größere Theil, dem Langeron folgt, stößt in Augezd auf die Division Vandamme. Nun werfen sich Alle nach den gefrorenen Teichen und suchen sich dort einen Weg zu bahnen. Das Eis, durch die Wärme eines schönen Tages geschwächt, kann dem Gewicht der Menschen, Pferde und Geschütze nicht widerstehen. Es bricht an einigen Punkten unter den Russen, an andern Stellen leistet es Widerstand, und dahin ziehen sich die Flüchtlinge in Menge zurück.

Napoleon, der eben auf dem diesseitigen Abhange angekommen ist, bemerkt diese Niederlage. Er läßt eine Batterie der Garde mit Kanonenkugeln das Eis beschießen und vollendet den Ruin der Unglücklichen, die sich dorthin geflüchtet hatten. Nahe an 2000 finden in den Teichen ihren Untergang. Zwischen der französischen Armee und den Teichen befand sich noch die unglückliche Colonne Doctorow's, von der ein Theil mit Buxhöwden sich gerettet hatte, ein Theil unter dem Eise versunken war. Der General Doctorow benahm sich mit dem größten Muthe. Das Terrain stieg nach den Teichen zu aufwärts und bot eine Art von Stützpunkt dar. Doctorow lehnt sich an diese Erhöhung und bildet mit seinen Truppen drei Linien; in der ersten Linie stellt er die Reiterei auf, in der zweiten die Artillerie, in der dritten das Fußvolk. So setzt er den Franzosen einen festen Widerstand entgegen und schickt zugleich einige Schwadronen ab, um zwischen dem Teiche von Satschan und dem von Menitz einen Weg zu suchen.

Auf diesem Terrain entspinnt sich ein letzter und erbitterter Kampf. Die Dragoner der Division Beaumont greifen die Oesterreicher unter Kienmayer an, die sich unter den Schutz der russischen Artillerie zurückziehen, nachdem sie ihre Pflicht gethan haben. Die

Dragoner werden mit Kartätschen überschüttet und können die Geschütze nicht nehmen. Die Infanterie des Marschalls Soult geht nun vor, bemächtigt sich der Artillerie trotz des lebhaften Feuers und treibt die russische Infanterie auf Telnitz zurück. Der Marschall Soult dringt seinerseits mit der Division Friant in Telnitz ein. Den Russen bleibt zur Flucht blos ein enger Raum zwischen Telnitz und den Teichen. Im Getümmel der Flucht stürzen Viele in's Wasser und finden den Tod. Die Uebrigen ziehen sich auf einem Wege zurück, den man zwischen den Teichen von Satschan und Menitz entdeckt hat. Die französische Reiterei folgt ihnen und greift sie unaufhörlich an. Der fette Boden dieser Gegend, den die Sonne des Tages aufgethaut und in einen dichten Schlamm verwandelt hat, giebt unter den Tritten der Menschen und Thiere nach. Die Artillerie der Russen versinkt darin. Ihre Pferde, die mehr zum Laufen als zum Ziehen sich eignen, können die Kanonen nicht fortbringen, und man muß sie stehen lassen. Unsere Reiter machen 3000 Gefangene und nehmen eine große Menge Kanonen. „Ich hatte schon mehrere verlorene Schlachten gesehen," ruft ein Zuschauer dieses schrecklichen Schauspiels, der General Langeron, aus, „aber von einer solchen Niederlage hatte ich noch keine Idee."

In der That war von der russischen Armee nur das Corps des Fürsten Bagration noch in Ordnung, das Lannes nicht zu verfolgen gewagt hatte, da er nicht wußte, was auf dem rechten Flügel der Armee vorging. Der ganze Rest war in furchtbarer Verwirrung und plünderte mit wildem Geschrei die an der Straße vertheilten Dörfer, um sich einige Lebensmittel zu verschaffen. Die Herrscher von Rußland und Oesterreich flohen von diesem Schlachtfelde, auf dem sie die Franzosen rufen hörten: „Es lebe der Kaiser!" Alexander war sehr niedergeschlagen. Kaiser Franz war ruhiger und ertrug dieses Unglück mit Kaltblütigkeit. Bei dem gemeinschaftlichen Unglück hatte er wenigstens einen Trost: Die Russen konnten nicht mehr behaupten, die Feigheit der Oesterreicher sei an den Siegen Napoleon's schuld. Die beiden Fürsten eilten rasch durch die Gefilde Mährens in dunkler Nacht, von ihrem Gefolge getrennt und in Gefahr von ihren eigenen Soldaten insultirt zu werden. Der Kaiser von Oesterreich, der Alles verloren sah, übernahm es, den Fürsten Jo=

hann von Liechtenstein an Napoleon abzuschicken, um auf einen Waffenstillstand anzutragen, dem in wenigen Tagen der Frieden folgen solle. Er sollte außerdem gegen Napoleon den Wunsch des Kaisers aussprechen, mit ihm bei den Vorposten eine Unterredung zu haben.

Der Fürst Johann, der in der Schlacht seine Pflicht so vollkommen erfüllt hatte, konnte sich dem Sieger mit Ehren zeigen. Er begab sich eilig in das französische Hauptquartier. Napoleon besuchte eben das Schlachtfeld, um die Verwundeten aufheben zu lassen. Er wollte sich keine Ruhe gönnen, ehe seine Soldaten die Pflege erhalten hatten, welche sie so sehr verdienten. Seinen Befehlen gehorsam hatte Niemand die Reihen verlassen, um die Verwundeten fortzutragen. Deshalb war der Boden in einer Ausdehnung von mehr als drei Stunden mit ihnen bedeckt. Am dichtesten lagen die Leichen der Russen. Das Schlachtfeld bot einen fürchterlichen Anblick dar. Aber dieser Anblick machte auf unsere alten Soldaten der Revolution wenig Eindruck. An die Schrecken des Krieges gewöhnt, betrachteten sie Wunden und Tod als eine natürliche Folge der Kämpfe und als etwas, das beim Siege nicht in Betracht kommen könne. Sie waren vor Begeisterung trunken und stießen ein lautes Freudengeschrei aus, als sie die Gruppe von Offizieren sahen, welche Napoleon's Anwesenheit andeutete. Seine Rückkehr in das Hauptquartier, das in das Posthaus zu Posoritz verlegt worden war, bot den Anblick eines Triumphmarsches dar.

Diese Seele, in die eines Tages der bitterste Schmerz auf die lebhafteste Freude folgen sollte, schwelgte in diesem Augenblick in Entzücken über den glorreichen Erfolg, der zugleich ein so wohlverdienter war; denn wenn der Sieg häufig eine reine Gunst des Zufalls ist, so war er hier der Lohn bewunderungswürdiger Combination. In der That hatte Napoleon mit dem Genie des Scharfsinnes errathen, daß die Russen ihm die Straße von Wien nehmen wollten und sich zu diesem Zwecke zwischen ihn und die Teiche stellen würden. Er hatte sie durch seine Haltung dazu ermuthigt, dann seinen rechten Flügel geschwächt, sein Centrum verstärkt und sich mit dem Gros seiner Armee auf die Höhen von Pratzen geworfen, er hatte die Feinde in einen Abgrund gestürzt, von dem sie sich nicht wieder losmachen

konnten. Der größte Theil seiner Truppen war in Reserve geblieben und hatte fast gar nicht agirt, so stark war seine Stellung in Folge seiner richtigen Anordnung, und so vortrefflich waren unsere Soldaten, daß man sie in geringer Anzahl dem Feind entgegenführen konnte. Man kann sagen, daß von den 65,000 Franzosen höchstens 40—45,000 im Feuer gewesen waren; denn das Corps Bernadotte's und die Grenadiere der Garde hatten kaum einige Flintenschüsse gewechselt. Auf diese Weise hatten 45,000 Franzosen 90,000 Russen und Oesterreicher besiegt.

Die Resultate des Tages waren unermeßlich: 15,000 Gefallene, Ertrunkene und Verwundete, 20,000 Gefangene, worunter 10 Obristen und 8 Generale, 180 Feuerschlünde, eine unermeßliche Menge von Pferden, Artillerie- und Bagagewagen, das waren die Verluste der Feinde und die Trophäen der Franzosen. Diese hatten ungefähr 7000 Todte und Verwundete.

Napoleon empfing den Fürst Liechtenstein in seinem Hauptquartier Posoritz. Er nahm ihn mit Zuvorkommenheit auf und verabredete mit ihm eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich, die am zweiten Tage bei den Vorposten beider Armeen stattfinden sollte. Es sollte kein Waffenstillstand stattfinden, ehe die beiden Kaiser sich gesehen und verständigt hätten.

Am nächsten Tage (3. December) verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Austerlitz, einem Schlosse der Familie Kaunitz. Nach diesem Schlosse wollte er die Schlacht benennen, die bei den Soldaten bereits die Dreikaiserschlacht hieß. Sie hat seitdem den Namen behalten, den der unsterbliche Feldherr ihr gab, und sie wird ihn für alle Jahrhunderte behalten. Er richtete an seine Soldaten folgende Proclamation:

Austerlitz, am 12. Frimaire.

„Soldaten!

„Ich bin mit euch zufrieden: Ihr habt am Tage von Austerlitz Alles gerechtfertigt, was ich von eurer Unerschrockenheit erwartete. Ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt. Eine Armee von 100,000 Mann, von den Kaisern von Rußland und Oesterreich geführt, wurde in weniger als vier Stunden zerstreut oder vernichtet. Was eurem Schwert entging, ertrank in den Seen.

„Vierzig Fahnen, die Standarte der kaiserlichen Garde von Rußland, 120 Geschütze, 20 Generale, mehr als 30,000 Gefangene*) sind das Resultat dieses ewig denkwürdigen Tages. Dieses so sehr gerühmte Fußvolk hat trotz seiner Ueberlegenheit in der Zahl eurem Angriff nicht widerstehen können, und ihr habt jetzt keine Nebenbuhler mehr zu fürchten. So wurde diese Coalition in zwei Monaten besiegt und aufgelöst. Der Friede kann nicht mehr fern sein, aber ich werde das Versprechen halten, das ich meinem Volke gab, ehe ich über den Rhein ging, ich werde nur einen solchen Frieden schließen, der uns Garantie giebt und unsern Verbündeten Belohnungen sichert.

„Soldaten, wenn Alles geschehen ist, was nöthig ist, um das Glück und das Gedeihen unseres Vaterlandes zu sichern, so werde ich euch nach Frankreich zurückführen, und dort werdet ihr der Gegenstand meiner zärtlichsten Sorgfalt sein. Mein Volk wird euch mit Freude wiedersehen, und ihr werdet nichts weiter zu sagen brauchen, als: Ich war bei der Schlacht von Austerlitz, damit man euch antworte: Das ist ein Tapferer!

Napoleon."

Man mußte den Feind verfolgen, der nach allen Berichten in der vollständigsten Auflösung war. In der Verwirrung des Tages hatte Napoleon sich durch Murat zu dem Glauben verleiten lassen, daß die flüchtige Armee sich nach Olmütz wende, und er hatte die Reiterei mit Lannes' Corps nach diesem Punkte geschickt. Am anderen Tage erfuhr er aber nach genaueren Erkundigungen, daß der Feind auf der Straße von Ungarn nach der March ziehe. Napoleon beeilte sich nun, seine Colonnen über Nasiedlowitz und Göding zurückzuführen. Der Marschall Davout, durch die ganze Division Friant und die eben angekommene von Gudin verstärkt, verlor keine Zeit, seine nähere Stellung an der Straße von Ungarn zu benutzen. Er verfolgte die Russen und drängte sie sehr. Er wollte sie vor dem Uebergange über die March erreichen und ihnen vielleicht einen Theil ihrer Armee nehmen. Nachdem er am 3. abmarschirt war, stand er am 4. Morgens vor Göding. In diesem Orte herrschte die größte

*) Die Zahlen waren noch nicht genau ermittelt.

Verwirrung. Jenseits lag ein Schloß des Kaisers von Oesterreich, das Schloß von Holitsch, wo die beiden Souveräne eine Zuflucht gesucht hatten. Die Angst und Noth war dort nicht weniger groß, als in Göding. Die russischen Offiziere sprachen über die Oesterreicher noch ebenso unanständig wie zuvor. Sie schrieben ihnen die Niederlage zu, an der sie doch selbst mit ihrer Anmaßung, der Erbärmlichkeit ihrer Generale und dem Leichtsinne ihrer Regierung schuld waren. Die Oesterreicher hatten sich ebenso gut geschlagen wie die Russen.

Die beiden besiegten Monarchen waren ziemlich kalt gegen einander. Kaiser Franz wollte mit Alexander berathen, ehe er seine Zusammenkunft mit Napoleon hatte. Beide stimmten überein, daß man um Waffenstillstand und Frieden nachsuchen müsse; denn es war unmöglich, noch länger zu kämpfen. Alexander wünschte, daß man ihn und seine Armee vor einer kräftigen Verfolgung rette, wie sie von Napoleon sich erwarten ließ. Was die Bedingungen betraf, so überließ er seinem Verbündeten die Sorge, sie nach Gefallen zu regeln. Da der Kaiser Franz die Kriegskosten allein zu tragen hatte, so gingen ihn auch die Friedensbedingungen ausschließlich an. Noch kurze Zeit zuvor, als Alexander noch der Schiedsrichter Europa's sein wollte, würde er gesagt haben, daß diese Bedingungen auch seine Sache seien. Der 2. December hatte seinen Stolz gedämpft.

Der Kaiser Franz reiste also nach Nasiedlowitz ab, einem Dorfe auf dem halben Wege nach Austerlitz. Bei der Mühle von Paliny, zwischen Nasiedlowitz und Saruschitz, inmitten der französischen und österreichischen Vorposten fand er Napoleon, der ihn an einem Bivouacfeuer erwartete. Napoleon hatte die Höflichkeit gehabt, zuerst zu kommen. Er ging dem Kaiser Franz entgegen, empfing ihn am Wagenschlage und umarmte ihn. Der österreichische Monarch, durch diesen Empfang seines allmächtigen Feindes ermuthigt, hatte eine lange Unterredung mit ihm. Die begleitenden Offiziere hielten sich abseits und betrachteten mit Neugier dieses außerordentliche Schauspiel, wie der Nachfolger der Cäsaren den gekrönten Soldaten, den die französische Revolution auf den Gipfel menschlicher Größe gehoben hatte, um Frieden bat.

Napoleon entschuldigte sich bei dem Kaiser Franz, daß er ihn an einem solchen Orte empfange.

„Das sind die Paläste," sagte er, „die Ew. Majestät mich seit drei Monaten zu bewohnen zwingt." — „Sie wissen von diesem Aufenthalte soviel Nutzen zu ziehen," erwiederte der Kaiser Franz, „daß Sie nicht Ursache haben mir zu zürnen." — Die Unterhaltung wendete sich nun auf die Lage im Allgemeinen, wobei Napoleon behauptete, daß er ohne seinen Willen und in einem Augenblicke, da er mit England beschäftigt war, zum Kriege gezwungen worden sei, während der Kaiser von Oesterreich versicherte, daß die Pläne der Franzosen gegen Italien ihm die Waffen aufgezwungen hätten. Napoleon erklärte, daß er unter den Bedingungen, die er bereits Giulay gegeben habe und nicht zu wiederholen brauche, zum Frieden geneigt sei. Kaiser Franz sprach sich über diesen Gegenstand nicht aus und wollte wissen, wie Napoleon hinsichtlich der russischen Armee gesinnt sei. Napoleon verlangte nun, daß der Kaiser Franz seine Sache von der des Kaisers Alexander trenne, daß die russische Armee sich in Etappenmärschen aus den österreichischen Staaten zurückziehe, und versprach unter diesen Bedingungen einen Waffenstillstand zu bewilligen. Den Frieden mit Rußland werde er später ordnen, sagte er; denn dieser Frieden gehe ihn allein an. — „Folgen Sie mir," sagte Napoleon zum Kaiser Franz, „und vermengen Sie Ihre Sache nicht mit der des Kaisers Alexander. Rußland ist gegenwärtig der einzige Staat Europa's, der einen „Phantasie-Krieg" führen kann. Besiegt, zieht er sich in seine Wüsten zurück, und Sie müssen die Kriegskosten bezahlen."

Die geistreichen Ausdrücke Napoleon's schilderten nur zu gut das Verhältniß, das zwischen Rußland und dem übrigen Theile des Continents besteht. Der Kaiser Franz gab als Edelmann und Souverän sein Wort, den Krieg nicht fortzusetzen und ebenso wenig auf die Einflüsterung einer Macht zu horchen, die bei dem Kampfe nichts zu verlieren hatte. Er verabredete für sich und den Kaiser Alexander einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen die waren, daß die Russen in Etappenmärschen sich zurückzögen, und daß das österreichische Cabinet auf der Stelle Unterhändler nach Brünn schicke, welche beauftragt seien, einen Separatfrieden mit Frankreich abzuschließen.

Die beiden Kaiser verließen sich unter wiederholten Zeichen von Vertraulichkeit. Napoleon hob diesen Monarchen, den er seinen Bruder genannt hatte, in den Wagen und kehrte zu Pferde nach Austerlitz zurück.

Der General Savary wurde abgeschickt, um den Marsch von Davout's Corps zu hemmen. Er begab sich zuerst nach Holitsch, um zu erfahren, ob der Kaiser Alexander den vorgeschlagenen Bedingungen beitrete. Er fand in der Umgebung dieses Kaisers gegen früher, als er seine erste Mission auszuführen hatte, eine große Veränderung. — „Ihr Herr hatte sich sehr groß gezeigt," sagte ihm Alexander. „Ich erkenne die ganze Kraft seines Genies an und ziehe mich zurück, da mein Verbündeter es so will."

Der General Savary unterhielt sich mit dem jungen Kaiser einige Zeit über die letzte Schlacht und erklärte ihm, wie das französische Heer trotz seiner geringen Macht doch in allen Punkten den Russen überlegen gewesen sei; Dank sei es der Kunst zu manövriren, die Napoleon in einem so hohen Grade besaß. Er fügte höflich hinzu, daß auch Alexander bei mehr Erfahrung ein Feldherr sein werde, daß man aber in dieser so schwierigen Kunst nicht mit dem ersten Tage ein Meister sein könne. Nachdem er dem besiegten Monarchen diese Schmeicheleien gesagt, reiste er nach Göding zum Marschall Davout, der alle Anträge auf Waffenruhe abgelehnt hatte und sich bereitete, die Reste der russischen Armee anzugreifen. Man hatte diesem Marschall vergebens im Namen des Kaisers von Rußland die Versicherung gegeben, daß ein Waffenstillstand zwischen Napoleon und dem Kaiser von Oesterreich unterhandelt werde. Er wollte seine Beute um keinen Preis aufgeben. Aber Savary hielt ihn mit einem förmlichen Befehl Napoleon's auf. Dies waren die letzten Flintenschüsse jenes unsterblichen Feldzuges. Die Truppen der verschiedenen Nationen trennten sich, um ihre Winterquartiere zu beziehen, und die Thätigkeit der Diplomaten begann.

Napoleon begab sich von Austerlitz nach Brünn, wohin er Talleyrand berufen hatte, um die Bedingungen des Friedens zu ordnen, der nicht mehr zweifelhaft sein konnte, da Oesterreich mit seinen Hülfsquellen zu Ende war und Rußland seine Armee in aller Eile nach Polen zurückführte, um nur an dem Waffenstillstande Theil

nehmen zu können. Während der Krieg der ersten Coalition fünf Jahre, der der zweiten zwei Jahre gedauert hatte, war dieser dritte Krieg in drei Monaten beendigt worden, so unwiderstehlich war die Macht dieses revolutionären Frankreichs geworden, seit sie in einer einzigen Hand concentrirt war, und so wohl verstand es diese Hand, alle Feinde zu Boden zu werfen. Die Ereignisse waren ganz so gekommen, wie Napoleon sie in seinem Cabinet zu Boulogne im Voraus gezeichnet hatte. Er hatte die Oesterreicher in Ulm gefangen genommen, beinahe ohne einen Schuß zu thun, er hatte die Russen bei Austerlitz zerschmettert, Italien blos durch seinen Marsch auf Wien befreit und die Angriffe auf Hannover und Neapel so gut wie unmöglich gemacht. Namentlich der letztere wurde nach der Schlacht von Austerlitz zu einer für das Haus Bourbon verderblichen Thorheit. Europa lag zu Napoleon's Füßen, und Preußen war nun ganz in den Händen des Feldherrn, den es beleidigt und verrathen hatte.

Dennoch mußte man bei den Unterhandlungen mit großer Geschicklichkeit verfahren; denn wenn unsere Feinde von ihrem ersten Schrecken zurückkamen und die Verpflichtungen benutzten, die Preußen übernommen hatte, so zwangen sie diesen Staat, bei den Unterhandlungen zu interveniren und konnten noch Drei gegen Einen die Friedensbedingungen streitig machen und dem Sieger einen Theil seiner Vortheile entreißen. Napoleon wollte deshalb auch, daß die Unterhandlungen in Brünn geführt würden, fern von Haugwitz, den er nach Wien geschickt hatte und dort zu bleiben zwang, indem er ihm in dieser Hauptstadt ein Rendezvous gab.

Während man noch kämpfte, hatten Giulay und Stadion in Wien mit Talleyrand Unterredungen gehabt und das Verlangen gestellt, gemeinschaftlich für Oesterreich und Rußland unter der Vermittlung Preußens zu unterhandeln. Seit der Ankunft von Haugwitz hatten sie diesen höflich, aber mit Bestimmtheit aufgefordert, den Vertrag von Potsdam auszuführen; denn sie urtheilten ganz richtig, daß Preußen, wenn es an der Unterhandlung Theil nehme, entweder die in Potsdam verabredeten Bedingungen geltend machen oder an dem Kriege Theil nehmen müsse. Haugwitz hatte sich geweigert, auf diese Weise zu unterhandeln, da seine Aufgabe nicht die sei, in einem Friedenscongresse Sitz zu nehmen, sondern direct mit

Napoleon zu verkehren, um ihn zur Billigung der preußischen Ansichten zu bestimmen. Uebrigens hatte Talleyrand diese Forderung kurzweg abgeschnitten, indem er erklärte, daß Oesterreich allein zur Unterhandlung zugelassen werden solle. Er gab diese Erklärung an demselben 2. December, an dem die Schlacht von Austerlitz geliefert wurde.

Nachdem die Schlacht gewonnen und der Waffenstillstand im Bivouak des Siegers erbeten und bewilligt worden war, konnte die Unterhandlung nicht anders als abgesondert geführt werden; denn so war es bestimmt worden. Napoleon verlangte, wie wir eben gesehen haben, daß diese Unterhandlung unmittelbar mit Talleyrand zu Brünn begonnen werden solle. Er erklärte, daß er wohl mit Giulay unterhandeln wolle, aber nicht mit Stadion, dem früheren Gesandten Oesterreichs in Rußland, der alle Vorurtheile der Coalition theilte und in Folge seiner Gesinnungen unaufhörliche Schwierigkeiten erregen mußte. Er bezeichnete als Unterhändler den Fürst Johann von Liechtenstein, der ihm wegen seiner freimüthigen soldatischen Manieren gefallen hatte. Man beeilte sich, den Fürsten mit Giulay nach Brünn zu schicken. Da der Kaiser Franz in Holitsch war, so konnte man mit ihm in wenigen Stunden communiciren und sich über die streitigen Punkte rasch verständigen. Die Unterhandlungen begannen also in Brünn zwischen Talleyrand, Giulay und Liechtenstein. Sobald die Basis festgestellt sei, wollte Napoleon nach Wien gehen, um Haugwitz das Geständniß von Preußens Schwäche und Falschheit zu entreißen.

Aber was sollte die Basis des Friedens sein? Darüber discutirten Napoleon und Talleyrand in Brünn, und das war der Gegenstand häufiger und tief eingreifender Unterredungen.

Der Moment war für die Besonnenheit Napoleon's gefährlich. Er hatte in drei Monaten eine gefährliche Coalition besiegt, hatte die berühmtesten Truppen des Continents vor seinen an Zahl schwächeren Soldaten fliehen sehen; mußte er da nicht eine übertriebene Meinung von seiner Macht bekommen und alle anderen Reiche des Continents verachten? Unter dem Consulat, damals als er Frankreich und Europa aussöhnen wollte, hatte er die inneren Parteien geschont, Oesterreich durch den Sieg, Rußland durch feine Schmei-

cheleien, Preußen durch den geschickt gebrauchten Köder der deutschen Enschädigungen, England durch die Isolirung zum Frieden geführt. Er hatte die ganze Welt auf eine fast wunderbare Weise beruhigt und das schönste Schauspiel der Welt gegeben, das Schauspiel der Kraft, die sich selbst beherrscht. Aber bald hatte die Undankbarkeit der Parteien ihn gereizt, er hatte gegen sie kein Maß mehr gehalten und sie in der Person des Herzogs von Enghien grausam getroffen. Er hatte dann, durch die beleidigenden Aeußerungen Englands gereizt, diesem den Handschuh hingeworfen und alle Kräfte aufgeboten, um es zu besiegen. Da ihn nun die Mächte des Continents ohne hinreichendes Motiv von dem Kampfe mit England abgelockt hatten und sich selbst Niederlagen zuzogen, die nicht vollständiger sein konnten, mußte er da nicht wie gegen seine andern Feinde jene Schonung aus den Augen setzen, die selbst der Kraft unerläßlich ist, und in der die ganze Kunst der Politik besteht? Ein Mann, der von seinem Genie und der Tapferkeit seiner Soldaten immer ein Ereigniß erwarten konnte, wie Marengo oder Austerlitz, mußte sich der Rücksichten überhoben glauben.

Talleyrand, dessen Charakter und Rolle unter Napoleon wir früher schon bezeichnet haben, versuchte auch bei dieser Gelegenheit, Napoleon zur Mäßigung zu bewegen, aber ohne vielen Erfolg. Da er lieber gefiel, als widersprach, in Dingen der europäischen Politik mehr Neigungen als Meinungen hatte und in Folge einer alten Tradition von Versailles Oesterreich beschützte und Preußen herabsetzte, so hatte er sich verdächtig gemacht, gegen das eine gefällig, gegen das andere eingenommen zu sein, und besaß bei seinem Souverän nicht den Credit, den ein fester und gesinnungsvoller Mann erhalten haben würde. Uebrigens hatte er bei diesen wie bei anderen Gelegenheiten das Verdienst, die Mäßigung wenigstens zu empfehlen, wenn er ihr auch nicht zum Siege zu verhelfen vermochte.

Am Tage nach der Schlacht von Austerlitz gab Talleyrand dem berauschten Sieger Europa's folgende Rathschläge:

Man muß, war seine Ansicht, gegen Oesterreich gemäßigt und edelmüthig verfahren. Diese Macht, die seit zwei Jahrhunderten bedeutend geschwächt ist, konnte weit weniger als früher der Gegenstand unserer Eifersucht sein. Eine neue Macht mußte uns Argwohn

einflößen, Rußland, und gegen dieses war Oesterreich eine nützliche Vormauer. Oesterreich, diese ungeheure Anhäufung von Völkern, die sich gegenseitig fremd sind, von Deutschen, Slaven, Ungarn, Böhmen, Italienern, konnte leicht in Trümmern fallen, wenn man das bereits so schwache Band noch mehr lockerte, das die heterogenen Theile seines Bestandes zusammenhielt, und seine Trümmer mußten sich eher an Rußland anschließen, als an Frankreich. Man mußte sich daher mit den Schlägen begnügen, die man gegen dasselbe geführt hatte, und es sogar für seine neuen Verluste, die unvermeidlich waren, entschädigen, und zwar auf eine für Europa nützliche Weise, was nicht allein möglich war, sondern sogar leicht.

Talleyrand schlug eine geistreiche Combination vor, die indessen damals noch nicht reif war, nämlich Oesterreich die Ufer der Donau, d. h. die Moldau und Wallachei zu geben. Diese Provinzen, sagte er, seien mehr werth, als selbst Italien, sie würden Oesterreich für seine Verluste entschädigen und zu einem Schutzwall gegen Rußland sowohl für die Türkei, als für Europa machen. Diese Provinzen mußten Oesterreich nicht blos mit Rußland, sondern auch mit England überwerfen und es zu dem dankbaren Verbündeten Frankreichs machen.

Was Preußen betraf, so brauchte man sich ihm gegenüber keinen Zwang mehr aufzulegen und konnte es nach Gefallen behandeln. Der preußische Hof war ohne Zweifel falsch und furchtsam, so daß man auf ihn nie rechnen konnte. Man brauchte sich um seinetwillen nicht von Oesterreich zu entfernen, von dem einzigen Verbündeten, an den man in Zukunft denken mußte.

Dies waren die Ansichten, die Talleyrand bei dieser Gelegenheit entwickelte. Der Rath, Oesterreich zu schonen und selbst durch gute Aequivalente zu entschädigen, war vortrefflich; denn die wahre Politik Napoleon's mußte darin bestehen, zu siegen und nach dem Siege Jeden zu schonen. Aber der Rath, Preußen obenhin zu behandeln, war verhängnißvoll und ging von einer falschen Politik aus, die wir bereits bezeichnet haben. Ohne Zweifel war sehr zu wünschen, daß man Oesterreich die Donauprovinzen geben könne, und daß dieses durch sie für seine Verluste in Italien sich trösten lassen werde; aber es war zweifelhaft, ob es auf diese Combination einging; denn die

Moldau und Walachei machten Rußland und England zu seinen Feinden und versetzten es gegen uns in eine abhängige Lage. Außerdem fragt es sich sehr, ob man in jener Zeit europäische Gebiete so leicht unter sich hätte theilen können, wie es zwei Jahre später in Tilsit geschah. Wie dem aber auch sei, wenn man Italien beherrschen wollte, so mußte man sich entschließen, Oesterreich trotz aller ihm bewiesenen Schonung zum Feinde zu haben. Welchen Verbündeten sollte man aber wählen? Wir haben es bereits mehr denn einmal gesagt: Da man mit England wegen der Herrschaft des Meeres verfeindet war, mit Rußland wegen der Suprematie über den Continent, da man von dem zerrütteten Spanien keinen Nutzen ziehen konnte, so blieb uns blos Preußen, das allerdings schwankte, jedoch vielmehr wegen der Klugheit seines Souveräns, als wegen der natürlichen Falschheit seines Cabinets, das kein dem unsrigen entgegengesetztes Interesse hatte, da es die Rheinprovinzen noch nicht besaß, auf unser System eingegangen war, indem es von Frankreich viele deutsche Kirchengüter in den Händen hatte, und sich recht gern noch mehr dergleichen oder sonst ein erobertes Land hätte geben lassen, um sich dann ganz an die französische Politik anzuschließen.

Man täuschte sich daher sehr, wenn man glaubte, man könne Oesterreich so fest an sich ziehen, daß es ohne Gefahr sei, Preußen zu vernachlässigen oder zu mißhandeln.

Napoleon theilte Talleyrand's Irrthümer nicht, ließ sich aber zu anderen durch jene Herrschsucht verleiten, die den Haß seiner Feinde in einem Grade hervorzurufen anfing, der alle vernünftigen Grenzen überschritt.

Er hatte auf dem Continente keinen Streit gesucht, im Gegentheil war er ganz mit der Expedition nach England beschäftigt, als ihm der Krieg erklärt wurde. Diejenigen, welche den Krieg begonnen hatten, mußten seiner Meinung nach die Folgen tragen. Er wollte daher durch den Frieden die Vervollständigung von Italien erhalten, d. h. die venetianischen Staaten, die gegenwärtig Oesterreich besaß, und außerdem die definitive Lösung der deutschen Fragen zu Gunsten der deutschen Verbündeten, Baiern, Baden und Würtemberg.

In diesen beiden Punkten war Napoleon unbeugsam und nicht mit Unrecht. Er brauchte Venedig, Friaul, Istrien, Dalmatien,

mit Einem Wort Italien bis zu den julischen Alpen, und beide Ufer des adriatischen Meeres, um auf die Türkei einwirken zu können. Was Deutschland betraf, so wollte er Oesterreich auf seine natürlichen Grenzen, Inn und Salza, zurückführen, und ihm seine schwäbischen Gebiete nehmen, das sogenannte Vorderösterreich, welches ihm dazu diente, die mit Frankreich verbündeten Staaten zu quälen und nach Belieben Kriegsrüstungen an der obern Donau anzustellen. Er wollte ihm die Communication Tyrols mit dem Bodensee und der Schweiz, d. h. Vorarlberg nehmen. Er wollte ihm selbst wo möglich Tyrol rauben, das ihm die Herrschaft über die Alpen und freien Durchmarsch nach Italien gab. Aber dieser letzte Punkt war schwer zu erlangen; denn Tyrol war ein altes Besitzthum Oesterreichs und seiner Neigung ebenso theuer, wie für seine Interessen kostbar. Oesterreich verlor auf diese Weise von 24 Mill. Einwohnern ungefähr 4 Mill. und von 103 Mill. Fl. Einkünfte 15 Mill. Man forderte also auch grausam schwere Opfer von ihm!

Mit Allem, was man Oesterreich in Deutschland nahm, wollte Napoleon die drei mit ihm verbündeten deutschen Staaten, Baiern, Würtemberg und Baden ausstatten. Sein Zweck war, sich durch diese drei Staaten einen Einfluß am Rheine, eine Straße nach der Donau zu verschaffen und einen glänzenden Beweis zu geben, wie nützlich ein Bündniß mit ihm sei.

Er gedachte auch durch diese drei Staaten die Frage des reichsfreien Adels günstig zu entscheiden und diesen Adel, der ihm feindlich war, abzuschaffen; er gedachte auf gleiche Weise alle Souveränetätsfragen zu entscheiden und auf diese Art eine Menge von Lehnsrechten zu unterdrücken, die für die deutschen Staaten sehr lästig waren.

Napoleon hatte endlich noch den Zweck, die drei Fürsten des südlichen Deutschlands durch Heirathen an sich zu fesseln. Er brauchte Prinzen und Prinzessinnen, um sie mit seiner Dynastie zu verbinden. Er hoffte diese in Deutschland zu finden und so durch Familienverbindungen Einfluß zu gewinnen.

Der Prinz Eugen von Beauharnais war seinem Herzen theuer. Er hatte ihn zum Vicekönig von Italien gemacht und suchte eine Gattin für ihn. Seine Augen waren auf die Tochter des Kurfürsten

von Baiern gefallen, eine ausgezeichnete Prinzessin, die des ihr bestimmten Gatten vollkommen würdig war. Da er den größten Theil der Gebiete, die Oesterreich genommen werden sollten, für Baiern bestimmte, was die Lage und die Gefahren dieses Reiches hinreichend erklärten, so wollte er, daß ein Theil dieser Gebiete die Mitgift des französischen Prinzen bildeten.

Aber die Prinzessin Auguste war dem Erbprinzen von Baden zugesagt, und ihre Mutter, die Kurfürstin von Baiern, die eine heftige Feindin Frankreichs war, berief sich auf diese Verpflichtung, um eine Verbindung, die ihr nicht zusagte, zurückzustoßen. Der General Thiard, der in der Zeit, als er in der Armee Condé's diente, Verbindungen mit den kleinen Höfen angeknüpft hatte, war nach München und Carlsruhe geschickt worden, um die Hindernisse zu heben, welche sich der beabsichtigten Verbindung entgegenstellten. Dieser Offizier, der ein geschickter Unterhändler war, hatte die Gräfin Hochberg gewonnen, die mit dem Kurfürsten von Baden in morganatischer Ehe verbunden war und Frankreich brauchte, um die Anerkennung ihrer Kinder zu bewirken. Durch den Einfluß dieser Dame hatte der Hof von Baden sich bestimmen lassen, auf die Hand der Prinzessin Auguste von Baiern zu verzichten. Nachdem man dies erreicht, hatten der Kurfürst und die Kurfürstin von Baiern keinen Vorwand mehr, eine Verbindung zu verweigern, die ihnen Tyrol und einen Theil von Schwaben als Mitgift brachte.

Dies war nicht die einzige Verbindung, an die Napoleon dachte. Der Erbprinz von Baden, dem man die Prinzessin genommen hatte, war noch zu verheirathen. Napoleon bestimmte ihm Fräulein Stephanie von Beauharnais, eine liebenswürdige geistreiche Dame, die er zur kaiserlichen Prinzessin erheben wollte. Er beauftragte den General Thiard, diese zweite Heirath abzuschließen. Endlich hatte der alte Herzog von Würtemberg eine Tochter, die Prinzessin Katharina, deren herrliche Eigenschaften im Unglück glänzend hervorgetreten sind. Napoleon wünschte sie für seinen Bruder Hieronymus zu erhalten. Aber dieser hatte ohne Erlaubniß seiner Familie in Amerika Bande geknüpft, die jetzt ein Hinderniß bildeten, das erst gehoben werden mußte. Diese zweite Verbindung war daher noch zu verschieben. Zu den Gebietsvergrößerungen, die zu Baiern, Wür-

temberg und Baden gehörten, wollte Napoleon für diese Häuser noch den Königstitel fügen.

Dies sind die Vortheile, die Napoleon aus seinen letzten Siegen zu ziehen gedachte. Ganz Italien verlangen war von seiner Seite natürlich und folgerecht. Daß er die österreichischen Verbindungen in Schwaben seinen Verbündeten bestimmte, war ebenfalls zu loben; denn man verwies dadurch Oesterreich hinter den Inn und gab den Beweis, wie nützlich ein Bündniß mit Frankreich sei. Ebenso weise war es, daß man Oesterreich Vorarlberg nahm, um es an Baiern zu vergeben; denn man trennte es dadurch von der Schweiz. Indem man ihm aber Tyrol entriß, erzeugte man in seinem Herzen einen unversöhnlichen Groll und erweckte eine Verzweiflung, die früher oder später ausbrechen mußte; man verurtheilte sich zugleich zu einer Politik, die mehr als je Mäßigung bewahren, Bündnisse aufsuchen und festhalten mußte; denn man beleidigte die Hauptmacht des Continents tödtlich. Daß man die Frage des reichsunmittelbaren Adels und mehrere andere Feudalfragen löste, konnte eine Vereinfachung der inneren Verhältnisse Deutschlands sein. Indem man aber die Fürsten von Baden, Baiern und Würtemberg mit so bedeutendem Gebiete beschenkte und so fest an Frankreich band, machte man sie Deutschland verdächtig und gab ihnen eine falsche Stellung, die sie eines Tages zu verlassen genöthigt waren, indem sie ihrem Beschützer ungetreu wurden; man machte sich alle nicht begünstigten deutschen Fürsten zu Feinden, beleidigte das schon so vielmal verletzte Oesterreich abermals und verstimmte selbst Preußen, was das Schlimmste von Allem war. Man mischte sich endlich zu sehr in die deutschen Staaten und zog sich dadurch die Unzufriedenheit der Großen, die Undankbarkeit der Kleinen zu. Napoleon hätte nicht vergessen sollen, daß Stuttgart ihm erst die Thore öffnete, als er die Kanonen gegen die Stadt richtete, daß er noch in diesem Augenblicke der Beihülfe eines Fremden bedurfte, um in Baden eine Heirath zu erhalten, und daß der Kurfürst von Baiern seine Tochter erst dann hergab, als man ihm in der einen Hand die Schlüssel von Tyrol zeigte, in der andern den Degen Frankreichs.

Napoleon ging daher über die wahre Grenzlinie der französischen Politik hinaus, als er sich Verbündete schuf, die das deutsche System verließen und wenig sicher waren, da ihre Stellung eine falsche war.

Aber im Siege Maß zu halten ist schwer, und dann war er ein Monarch, ein angesehenes Familienoberhaupt und strebte nach Verbindungen und Heirathen. Diese Ideen bildeten die Grundlage zu Talleyrand's Instruction rücksichtlich der zu pflegenden Unterhandlung mit Giulay und Liechtenstein. Napoleon fügte noch eine Bedingung hinzu zum Nutzen seiner Armee, die ihm nicht weniger theuer war, als seine Brüder und Nichten. Er forderte 100 Millionen, um Dotationen zu gründen, nicht blos für die Anführer jedes Grades, sondern auch für die Witwen und Waisen derjenigen, die im Kampfe gefallen waren. Ohne Zeit zu verlieren unterzeichnete er die drei Allianzverträge mit Baiern, Baden und Würtemberg. Er gab dem Hause Baden die Ortenau und einen Theil vom Breisgau, dazu mehrere Städte am Bodensee, d. h. 113,000 Einwohner, was einer Vermehrung seiner Staaten um ungefähr ein Viertheil gleich kam. Dem Hause Würtemberg gab er den Rest des Breisgau und einen beträchtlichen Theil von Schwaben, d. h. 183,000 Einwohner, was einer Vermehrung seines Gebiets um mehr als ein Viertheil gleich kam und diesen Staat auf nahe eine Million Einwohner erhob. Baiern endlich gab er Vorarlberg, die Bisthümer Eichstädt und Passau, das ganze österreichische Schwaben, endlich Stadt und Bisthum Augsburg, wodurch seine Einwohnerzahl von 2 auf 3 Millionen gehoben wurde. Der Gang der Unterhandlungen mit Oesterreich gestattete noch nicht von Tyrol zu reden.

Man übertrug diesen Fürsten außerdem alle Superioritätsrechte über den reichsunmittelbaren Adel und befreite sie von den Lehnsleistungen, die der österreichische Kaiser als Lehnsherr von gewissen Theilen von ihnen forderte.

Da der Kurfürst von Baden die Bescheidenheit hatte, den Königstitel als seinen Einkünften nicht angemessen zurückzuweisen, so ließ man ihm seinen Titel als Kurfürst, übertrug aber auf den Kurfürsten von Würtemberg den Königstitel auf der Stelle.

Für alle diese Vortheile verpflichteten sich diese drei Fürsten, Frankreich in jedem Kriege zu unterstützen, der die Behauptung seines gegenwärtigen Besitzstandes, so wie den Frieden mit Oesterreich zum Zweck habe. Frankreich verpflichtete sich seinerseits, sobald es

nöthig sei, die Waffen zu ergreifen, um diese Fürsten in ihren Besitzungen zu schützen.

Dieses Bündniß wurde am 10. 12. und 20. December unterzeichnet. Der General Thiard war damit beauftragt worden, als er abreiste, um die erwähnten Heirathen zu unterhandeln. Im Voraus also hatte man, ehe man mit Oesterreich einverstanden war, über einen Theil seiner Staaten verfügt. Man kümmerte sich aber wenig um die Folgen, denen man sich aussetzte.

Nachdem Napoleon alle Verwundeten, die das Fahren vertragen konnten, nach Wien geschickt, nachdem er die Gefangenen und die nach Frankreich bestimmten Kanonen nach Frankreich beordert hatte, indem er Talleyrand die Sorge übertrug, mit Giulay und Liechtenstein über die Friedensbedingungen zu debattiren, verließ er Brünn. Er war ungeduldig, in Wien mit Haugwitz eine Unterredung zu haben und in das Geheimniß Preußens ganz einzudringen.

Talleyrand trat sofort mit den beiden Oesterreichern in Unterhandlung. Sie protestirten laut, als sie die Forderungen des französischen Ministers hörten, und doch war von Tyrol noch keine Rede, doch sprach man blos davon, Oesterreich von Italien und der Schweiz zu entfernen, um dadurch alle Ursachen zu Krieg und Eifersucht zu beseitigen.

Liechtenstein und Giulay nannten ihrerseits die Bedingungen, in die Oesterreich willigen werde. Dieser Staat sah ein, daß es um seine venetianischen Staaten, um seine Besitzungen in Schwaben geschehen sei, daß er gegen die deutschen Fürsten nachgeben müsse. Oesterreich willigte daher ein, die Länder bis zum Isonzo abzutreten, aber es wollte Istrien, Albanien behalten und Ragusa gewinnen. Diese Gebiete waren für Ungarn wichtig als Ausfuhrplätze. Sie bildeten zugleich die letzten Erwerbungen, die der jetzige Kaiser gemacht hatte, und er wollte sie seiner Ehre wegen behaupten.

Was Tyrol betraf, so war Oesterreich beinahe geneigt, es aufzugeben, aber unter der Bedingung, daß es an den damaligen Kurfürsten von Salzburg übergehe, an den Erzherzog Ferdinand, dem man 1803 als Entschädigung für Toscana Salzburg und Berchtolsgaden gegeben hatte. Oesterreich wollte für Tyrol Salzburg und Berchtolsgaden haben und verlangte für denselben Erzherzog Ferdi-

nand Vorarlberg, Lindau und die Ufer des Bodensees als Dependenzen von Tyrol. Durch dieses Arrangement würde Oesterreich Salzburg erworben und Tyrol mit Vorarlberg in der Hand eines seiner Erzherzöge behalten haben.

Uebrigens gab es seine Einwilligung, die österreichischen Besitzungen in Schwaben, die Ortenau, den Breisgau, die Bisthümer Eichstädt und Passau abzutreten. Aber es verlangte für die Prinzen seines Hauses, welche diese Besitzungen verloren, eine starke Entschädigung, die eigenthümlicher Art war und den Beweis giebt, welche Gesinnungen die Mitglieder der europäischen Coalition gegen einander hegten. Es verlangte Hannover.

So verlangte auch Oesterreich für einen Erzherzog dieses Besitzthum von dem König von England, das Napoleon Preußen angeboten, das Preußen genommen hatte, weshalb Beide so sehr getadelt wurden, und das auch Rußland Preußen angetragen hatte, um es von Frankreich los zu machen.

Talleyrand, der solche Wünsche mit Entzücken hörte, wies sie keineswegs zurück und versprach, Napoleon damit bekannt zu machen.

Was die hundert Millionen Contribution betraf, so erklärte Oesterreich seine Unfähigkeit, auch nur zehn Millionen zu bezahlen, so erschöpft sei es. Als Ersatz dieser Summe wurde das unermeßliche Material von Waffen und Munition jeder Art, das sich in den venetianischen Staaten befand, geboten.

Nach lebhaften Debatten, die aber doch blos 3 oder 4 Tage dauerten, da man von allen Seiten gern zum Schluß kommen wollte, wurde verabredet, daß der Fürst von Liechtenstein zum Kaiser Franz nach Holitsch gehen sollte, um neue Instructionen einzuholen, da ihm seine Stellung nicht gestattete, in die von Napoleon geforderten Opfer zu willigen.

Talleyrand sollte bis zu seiner Rückkehr in Brünn bleiben. Es war ein großer Fehler der Oesterreicher, Zeit zu verlieren; denn was in Wien mit Napoleon und Haugwitz vorging, mußte ihre Lage noch schlimmer machen.

Talleyrand, der von Brünn aus alle Tage mit Wien correspondirte, hatte Napoleon benachrichtigt, daß er noch weit davon entfernt sei, sich mit den österreichischen Unterhändlern zu verständigen. Die-

ser Widerstand, der eine ernste Aufmerksamkeit verdiente, wenn er mit Preußen verabredet war, mußte Napoleon höchst unangenehm sein. Die Erzherzöge näherten sich Preßburg mit 100,000 Mann. Die preußischen Truppen versammelten sich in Sachsen und Franken, die Engländer und Russen drangen in Hannover vor. Alle diese Umstände schreckten den Sieger von Austerlitz nicht. Er war bereit, die Erzherzöge bei Preßburg zu schlagen, wenn es sein mußte, und sich dann auf Preußen zu werfen. Er begann dann aber mit Europa, das dieses Mal ganz gegen uns vereinigt war, auf's Neue ein gefährliches Spiel, und es wäre nicht verständig gewesen, sich einem solchen Kampfe wegen einem Paar Quadratmeilen mehr oder weniger auszusetzen. Obgleich die Stellung Napoleon's die eines allmächtigen Siegers war, so überhob sie ihn doch nicht der Nothwendigkeit, ein geschickter Politiker zu sein. Preußen mußte er stets im Auge behalten; denn wenn er den Schrecken benutzte, den seine letzten Siege diesem Staate einflößten, so konnte er ihn von der Coalition trennen, für Frankreich gewinnen und fügte zu seinem Siege von Austerlitz einen nicht minder entscheidenden diplomatischen Sieg. Er war deshalb sehr ungeduldig, Haugwitz zu sprechen.

Haugwitz, der unter dem Schein einer Vermittelung Napoleon hatte Bedingungen aufzwingen wollen, fand ihn triumphirend und fast als den Herrn Europa's. Ohne Zweifel war es auch jetzt noch möglich, dem Kaiser der Franzosen die Spitze zu bieten, wenn man einig, fest und beharrlich war. Aber Rußland war vom Uebermuth plötzlich zur Niedergeschlagenheit übergegangen. Das niedergeschmetterte Oesterreich lag unter den Füßen seines Siegers, und Preußen zitterte bei dem bloßen Gedanken an Krieg. Ueberdies hegten die Verbündeten Mißtrauen gegen einander und communicirten unter sich. Haugwitz besuchte die französische Legation unaufhörlich und ausschließlich, trieb die Schmeichelei so weit, täglich das große Band der Ehrenlegion zu tragen*), sprach von Austerlitz, von dem Genie Napoleon's mit der größten Bewunderung; er konnte sich einer leb-

*) Talleyrand erzählt diese Einzelheiten in einem seiner Schreiben an Napoleon.

haften Aufregung nicht erwehren, wenn er dachte, was ihm bevorstehe.

Napoleon kam am 13. December in Wien an und ließ Haugwitz nach Schönbrunn berufen, wo er ihm in dem Audienzzimmer Maria Theresia's Gehör gab. Er wußte noch nicht Alles, was in Potsdam vorgefallen war, kannte aber doch mehr davon als damals, als er Haugwitz in Brünn empfing. Er war von der Existenz eines am 3. November unterzeichneten Vertrags unterrichtet, durch den Preußen sich eventuell verpflichte, der Coalition beizutreten. Er war lebhaft und gerieth leicht in Aufregung, aber häufig affectirte er mehr Zorn, als er empfand. Indem er dieses Mal seinen Gegner einzuschüchtern suchte, machte er Haugwitz sehr heftig zum Vorwurf, daß er, der früher zum Frieden gestimmte Minister, er, der seinen Ruhm in das Neutralitätsverhältniß gesetzt, der dieses sogar mit Frankreich habe unterhandeln wollen, daß er so schwach gewesen sei, sich in Potsdam mit Rußland und Oesterreich zu vereinigen und Verpflichtungen einzugehen, die nothwendig zum Kriege führen müßten. Er beklagte sich bitter über die Doppelzüngigkeit seines Cabinets, über das Schwanken seines Königs, über die Herrschaft der Frauen am Hofe und gab zu verstehen, daß er jetzt, da er sich von seinen Feinden befreit habe, mit Preußen machen könne, was er wolle. Dann fragte er mit Heftigkeit, was denn das preußische Cabinet eigentlich wünsche, welches System es verfolgen wolle, und schien auf alle diese Fragen vollständige und kategorische Erklärungen zu verlangen.

Haugwitz erholte sich bald von seiner augenblicklichen Verwirrung; denn er war ebenso kaltblütig als geistreich. Er glaubte zu errathen, daß Napoleon im Grunde eine Aussöhnung wünsche, und daß er bald sich beruhigen werde, wenn nur Preußen seine Verbindung mit der Coalition abbrechen werde.

In diesem Sinne gab Haugwitz geschickte und scheinbare Umrisse der Verhältnisse, die Preußen mit fortgerissen hätten, tadelte diejenigen, die schwach genug gewesen wären, durch reine Zufälligkeiten das wahre System des Landes zu verlassen, und gab endlich ziemlich deutlich zu verstehen, daß, wenn Napoleon nur wolle, Alles rasch ausgeglichen und sogar das so oft vergebens erstrebte Bündniß als Pfand der sofortigen Aussöhnung zu Stande gebracht werden könne.

Napoleon durchschaute Haugwitz und erkannte, daß die Preußen gar nichts Besseres verlangten, als mit einer plötzlichen Wendung zu ihm zurückzukehren. Es entzückte ihn, den Schlägen, die er bereits gegen Europa geführt hatte, eine durchdachte Bosheit hinzuzufügen, und so kam ihm in den Sinn, Haugwitz das Project vorzuschlagen, das schon Duroc in Berlin beantragt hatte, nämlich ein förmliches Bündniß Preußens mit Frankreich, um den Preis von Hannover. Dies hieß sicherlich der Ehre des preußischen Cabinets zu nahe treten; denn Napoleon muthete ihm, und zwar gegen Bezahlung kann man sagen, das Aufgeben der auf dem Grabe des großen Friedrich eingegangenen Verpflichtungen zu. Er verlangte, daß Preußen, nachdem es in Potsdam um Europa's willen von Frankreich abgefallen war, in Wien um Frankreichs willen von Europa abfalle. Als Napoleon diesen Antrag aussprach, sah er Haugwitz lange Zeit fest an.

Der preußische Minister verrieth weder Ueberraschung, noch Unwillen. Er schien sogar entzückt zu sein, daß er von Wien, statt einer Kriegserklärung, Hannover und das französische Bündniß zurückbringe. Zu Haugwitz' Entschuldigung muß man anführen, daß er Berlin in einem Augenblick verlassen hatte, wo man nicht glaubte, daß Napoleon bis Wien vordringen könne; daß der Herzog von Braunschweig, daß der Feldmarschall von Möllendorf dasselbe geglaubt hatten, und doch wegen der Folgen eines Krieges mit Frankreich so unruhig gewesen waren, daß sie das Ende des Decembers hatten abwarten wollen. Nun hatte Napoleon Wien erobert, die Verbündeten bei Austerlitz zerschmettert, und es war erst der 13. December. Haugwitz konnte fürchten, daß Napoleon durch Böhmen marschiren und sich plötzlich auf Berlin werfen werde. Er war daher glücklich, eine Lage, die mit einem Unglück drohte, mit einer Eroberung beenden zu können. Was die Treue gegen die Verbündeten betraf, so behandelte er sie, wie sie es unter einander zu thun gewohnt waren. Man muß ihm übrigens weniger zürnen als denjenigen, die Preußen während seiner Abwesenheit in eine Sackgasse geführt hatten. Er nahm das Anerbieten Napoleon's noch in derselben Unterredung an.

Napoleon, über das Gelingen seines Planes entzückt, sagte zu Haugwitz: „Wohl, es ist entschieden, Sie bekommen Hannover. Sie geben mir dafür einige Gebietsstücke, deren ich bedarf, und un-

terzeichnen mit Frankreich einen Allianzvertrag. Sie müssen aber in Berlin den Coterien Stillschweigen auflegen, sie mit der gebührenden Verachtung behandeln und der Politik des Ministeriums über die Hofpolitik den Sieg verschaffen." — Die Anspielungen Napoleon's galten der Königin, dem Prinzen Louis und dessen Umgebung. Er gab darauf Duroc den Befehl, sich mit Haugwitz zu verständigen und die Bedingungen des Vertrages sofort zu entwerfen.

Sobald diese Ausgleichung getroffen war, schrieb Napoleon an Talleyrand, daß er in Brünn nicht abschließen und die Unterhandlungen noch einige Tage in die Länge ziehen möchte; denn er war seiner Sache mit Preußen sicher und fürchtete die Unternehmungen der Feinde gegen Holland und die Bewegungen der Erzherzöge nicht mehr. Er fügte hinzu, daß er jetzt auf Tyrol unbedingt bestehe, die Kriegssteuer keinenfalls aufgebe, außerdem aber die Verlegung der Unterhandlung von Brünn nach Wien befehle. Brünn war ihm zu weit entfernt, und er wünschte, die Beauftragten näher bei sich zu haben, z. B. in Preßburg.

Napoleon hatte Haugwitz am 13. December gesehen. Der Vertrag wurde am 14. entworfen und am 15. in Schönbrunn unterzeichnet. Die Hauptbedingungen waren folgende:

Frankreich betrachtete Hannover als seine eigene Eroberung und trat es an Preußen ab. Dagegen trat Preußen an Baiern die Markgrafschaft Anspach ab, eben dieselbe Provinz, die bei einem Kriege mit Oesterreich so schwer zu umgehen war. An Frankreich gab es das Fürstenthum Neufchatel (Neuenburg) und das Herzogthum Cleve mit der Festung Wesel. Beide Mächte garantirten sich alle ihre Besitzungen, Preußen den Franzosen ihre jetzigen Grenzen mit dem neuen Erwerbungen in Italien und die von ihnen in Deutschland bewirkten Veränderungen, Frankreich den Preußen ihren gegenwärtigen Besitzstand mit den Erwerbungen von 1803 und Hannover.

Es war ein wahres Offensiv- und Defensivbündniß, und es gab sich selbst diesen Namen, den man bei allen früheren Verträgen zurückgewiesen hatte.

Napoleon hatte Neuenburg, Cleve und Anspach, welches letztere an Baiern gegen das Herzogthum Berg gegeben werden sollte, deshalb verlangt, um an seine besten Diener Dotationen vertheilen zu

können. Dies waren für Preußen schwache Opfer, für ihn aber kostbare Mittel der Belohnung; denn er wollte nur unter der Bedingung groß sein, daß er seine ganze Umgebung ebenfalls groß machen könne, seine Minister und Generale so gut wie seine Verwandten. Diese Unterhandlung war ein Meisterstreich; sie brachte die Verbündeten in Verwirrung, gab Oesterreich in Napoleon's Hand und verschaffte diesem letzteren das einzig mögliche Bündniß, das Bündniß Preußens. Daß man England Hannover entriß, war aber ein ernster Umstand, der eines Tages den Seefrieden hindern konnte, wenn dieser früher oder später möglich wurde.

Napoleon schrieb auf der Stelle an Talleyrand, daß der Vertrag mit Preußen unterzeichnet sei, und daß er Brünn verlassen müsse, wenn die Oesterreicher die Bedingungen Frankreichs nicht annehmen würden.

Talleyrand, der den Frieden lieber gleich geschlossen hätte und Oesterreich ungern zu nahe trat, war sehr verstimmt. Die österreichischen Unterhändler waren niedergeschmettert. Sie hatten in Holitsch neue Concessionen erlangt, aber keine so ausgedehnten, als man von ihnen verlangte. Sie wußten, daß Preußen, um Hannover zu erlangen, sie um Tyrol bringe und waren gezwungen, an ihren Souverän zu berichten, so gefährlich auch ein neuer Verzug war, den Napoleon zu neuen Forderungen benutzen konnte, worauf Talleyrand auch aufmerksam machte. Man trennte sich daher in Brünn und gab sich ein Rendezvous in Preßburg. Der Aufenthalt in Brünn war ungesund geworden in Folge der Ausdünstungen, die einem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde und einer mit Spitälern angefüllten Stadt entstiegen.

Talleyrand kehrte nach Wien zurück und fand Napoleon in der Stimmung, den Krieg neu zu beginnen, wenn man ihm nicht nachgebe. Er hatte in der That dem General Songis befohlen, das Material der Artillerie aus dem Arsenal von Wien zu ergänzen. Gegen den Polizeiminister Fouché richtete er sogar einen strengen Tadel, daß er den Frieden zu früh als gewiß angekündigt hatte.

Ein ganz neuer Umstand hatte dazu beigetragen, ihn noch mehr zu erbittern. Er war von den Ereignissen unterrichtet worden, die in Neapel vorgingen. Dieser unsinnige Hof hatte noch kurz vorher (auf Antrieb Rußlands, so viel ist gewiß) einen Neutralitätsvertrag

abgeschlossen, warf nun die Maske ab und griff zu den Waffen. Als die Königin Caroline die Schlacht von Trafalgar und die von Preußen eingegangenen Verpflichtungen erfuhr, hielt sie Napoleon für verloren und entschloß sich, die Russen herbeizurufen. Am 19. November setzte eine Schiffsdivision 10 bis 12,000 Russen und 6000 Engländer in Neapel an das Land. Der Hof von Neapel hatte sich verpflichtet, zu dieser Armee 40,000 Truppen stoßen zu lassen. Der Plan war der, Italien im Rücken der Franzosen aufzuwiegeln, während Masséna am Fuß der julischen Alpen stand und Napoleon beinahe an den Grenzen des alten Polens. Dieser von Ausgewanderten umgebene Hof gab der gewöhnlichen Schwäche aller Verbannten nach, zu glauben, was man wünscht und in diesem Sinne zu handeln.

Als Napoleon diesen schändlichen Treubruch erfuhr, war er zugleich zornig und zufrieden. Sein Entschluß war gefaßt, die Königin von Neapel sollte ihr Benehmen mit ihrem Königreich bezahlen und eine Krone erledigt lassen, die in der Familie Bonaparte recht gut untergebracht werden konnte. Niemand in Europa konnte es eine Ungerechtigkeit nennen, wenn dieser Zweig des Hauses der Bourbonen abgesetzt wurde, und was dessen natürliche Beschützer, Oesterreich und Rußland, betraf, so brauchte man auf sie keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Die österreichischen Unterhändler hatten indessen in Brünn einen Versuch gemacht, in den Friedensvertrag einen Artikel aufnehmen zu lassen, der den Hof von Neapel, dessen Geheimnisse sie kannten, deckte. Sobald Napoleon aber unterrichtet war, gab er Talleyrand den bestimmten Befehl, in dieser Beziehung auf nichts zu hören. — „Ich würde feig sein," sagte er, „wenn ich die Beschimpfung dieses elenden Hofes von Neapel dulden wollte. Sie wissen, wie edelmüthig ich gegen ihn verfahren bin, aber jetzt ist es um ihn geschehen, die Königin Caroline darf in Italien nicht länger regieren. Was auch geschehen mag, von Neapel darf im Vertrage keine Rede sein. Das ist mein unbedingter Wille." —

Die Unterhändler erwarteten Talleyrand in Preßburg. Er traf dort ein. Man besprach sich zwischen den Vorposten beider Armeen. Die Erzherzöge hatten sich Preßburg genähert und standen noch zwei Tagemärsche von Wien. Napoleon hatte dort den größten Theil seiner

Truppen vereinigt. Er hatte Masséna auf der Straße von Steyermark an sich gezogen. In und bei der Hauptstadt Oesterreichs standen nahe an 200,000 Franzosen. Napoleon war außerordentlich aufgeregt und wollte die Feindseligkeiten wieder aufnehmen. Dahin durfte Oesterreich es aber nicht kommen lassen, namentlich jetzt, nach dem Abfall Preußens, nach der Niedergeschlagenheit, die sich des Kaisers Alexander bemächtigt hatte. Wie große Opfer auch gefordert wurden, das Wiener Cabinet mußte sie bringen.

Es wurde also verabredet, daß Oesterreich die venetianischen Staaten mit den Provinzen des Festlandes Friaul, Istrien, Dalmatien abtrete. Auf diese Weise kamen Triest und Cattaro an Frankreich. Diese Gebiete sollten mit dem Königreiche Italien vereinigt werden. Die Trennung der Kronen von Frankreich und Italien wurde auf's Neue versprochen, aber in so unbestimmten Ausdrücken, daß diese Trennung bis zum allgemeinen Frieden oder bis zum Tode Napoleon's hinaus verschoben werden konnte.

Baiern erhielt Tyrol, den ewigen Gegenstand seiner Wünsche, das deutsche Tyrol so gut wie das italienische. Oesterreich empfing als Ersatz die Fürstenthümer Salzburg und Berchtolsgaden, die man 1803 dem Erzherzog Ferdinand, dem früheren Großherzog von Toscana, gegeben hatte, und Baiern entschädigte den Erzherzog mit dem Bisthum Würzburg, das es ebenfalls 1803 in Folge der Säcularisation bekommen hatte.

Das Gebiet Oesterreichs war auf diese Weise besser abgerundet, aber es verlor mit Tyrol seinen ganzen Einfluß auf die Schweiz und Italien, und der Erzherzog Ferdinand, der in die Mitte von Franken versetzt wurde, hörte auf, unter seinem unmittelbaren Einflusse zu stehen. Der Staat, den man diesem Fürsten bewilligte, war nicht mehr wie früher ein reines Anhängsel der österreichischen Monarchie.

Zu dieser Entschädigung für Salzburg fügte man für Oesterreich die Säcularisation der Güter des deutschen Ordens und deren Umwandlung in ein erbliches Besitzthum, das einem der Erzherzöge gegeben werden konnte. Die Wichtigkeit dieser Güter lag in einer Bevölkerung von 120,000 Einwohnern und einem Einkommen von 150,000 Gulden. Der Kurfürstentitel des Erzherzogs Ferdinand mit

seiner Stimme im Kurfürstencollegium wurde beibehalten und von Salzburg auf Würzburg übertragen.

Oesterreich erkannte die Königswürde der Kurfürsten von Würtemberg und Baiern an und gab seine Einwilligung, daß Baden, Würtemberg und Baiern über den reichsunmittelbaren Adel ihrer Gebiete dieselben Rechte haben sollten, die der Kaiser in seinem Territorium übe. Dies hieß die Unterdrückung dieser hohen Adelsclasse in den drei fraglichen Gebieten aussprechen; denn die Obergewalt des Kaisers über diesen Stand war vollständig, und mithin mußten es auch die Rechte dieser drei Fürsten in demselben Grade sein.

Die kaiserliche Kanzlei entsagte endlich allen ihren Lehnsrechten in den drei von Frankreich begünstigten Staaten.

Die Genehmigung des Reichstages wurde der Form wegen vorbehalten. Frankreich bewirkte in einem bedeutenden Theile Deutschlands eine sociale Umwandlung; denn es centralisirte dort die Macht zu Gunsten des Souveräns und machte jedem Einflusse äußerer feudaler Natur ein Ende. Es setzte gleichmäßig das System der Säcularisation fest; denn mit dem deutschen Orden verschwand eines der beiden letzten noch bestehenden geistlichen Fürstenthümer, und es blieb nichts mehr, als das Kurfürstenthum des Reichserzkanzlers von Regensburg. Auch diese Säcularisation geschah wieder, wie früher, zu Gunsten eines der großen Höfe Deutschlands.

Oesterreich, von Italien definitiv ausgeschlossen, mit Tyrol die beherrschenden Stellungen der Alpen verlierend, hinter den Inn zurückgeworfen, seiner vorgeschobenen Posten in Schwaben, seiner Lehnsrechte in den süddeutschen Staaten beraubt, hatte unermeßliche materielle und politische Verluste. Es verlor, wie bereits früher gesagt wurde, von 24 Millionen Einwohnern 4 Millionen, von 103 Millionen Einkünften 15 Millionen.

Der Vertrag war auf die Ruhe Italiens und Deutschlands gut berechnet. Man konnte nur einen Vorwurf dagegen machen, daß der Besiegte zu sehr gemißhandelt sei, um sich aufrichtig zu unterwerfen. Napoleon's Aufgabe war nun, durch Besonnenheit und durch das Abschließen von Bündnissen es dahin zu bringen, daß Oesterreich ohne Hoffnung und ohne Mittel blieb, sich gegen die Entscheidungen des Siegers aufzulehnen.

Im Augenblicke, wo der Vertrag unterzeichnet werden sollte, zögerte die Hand der Bevollmächtigten. Sie verwarfen zwei Punkte, die Kriegssteuer von 100 Millionen und das Schicksal Neapels. Napoleon reducirte die Contribution auf 50 Millionen, da er aus den Cassen bereits beträchtliche Summen gezogen hatte.

Von Neapel wollte er nicht reden hören.

Man suchte ihn durch eine große Aufmerksamkeit zu besiegen und schickte ihm den Erzherzog Carl, dessen Charakter und Talente er ehrte, den er aber noch nie gesehen hatte. Man bat ihn, den Erzherzog in Wien zu empfangen, und er gab mit Freuden seine Einwilligung, war aber fest entschlossen, nicht nachzugeben. Man war überzeugt, daß dieser Fürst, einer der ersten Generale Europa's, auf Napoleon vielleicht Eindruck machen könne, wenn er ihm die Hülfsquellen auseinander setze, welche die österreichische Monarchie noch besaß und ihm die Gesinnungen der Armee schildere, die sich zu opfern bereit war, um einen schimpflichen Vertrag zurückzuweisen; zu edlen Vorstellungen sollte er passende Bitten fügen. Als Talleyrand die Unterhändler zum Unterzeichnen drängte, antworteten sie, daß man sie des Verraths an ihrem Lande anklagen werde, wenn sie Frieden schlössen, ohne daß Napoleon den Erzherzog gesehen habe.

Als Talleyrand an der Kriegssteuer noch 10 Millionen nachließ, unterzeichneten sie doch am 26. December den Frieden von Preßburg, einen der glorreichsten, den Napoleon jemals geschlossen hat und unzweifelhaft den verständigsten; denn wenn Frankreich späterhin auch größere Gebiete erwarb, so geschah es unter Umständen, die keine Dauer hoffen ließen. Die österreichischen Unterhändler begnügten sich damit, das regierende Haus von Neapel in einem gemeinschaftlich unterzeichneten Briefe der Großmuth des Siegers zu empfehlen. Der Erzherzog sah den Kaiser am 27. in einem der kaiserlichen Schlösser, wurde mit der größten Rücksicht empfangen, unterhielt sich mit ihm über die Kriegskunst, was bei zwei Feldherren von solchen Verdiensten natürlich war, und zog sich dann zurück, ohne über die Angelegenheit der beiden Reiche ein Wort gesagt zu haben.

Napoleon ordnete Alles, um Oesterreich auf der Stelle verlassen zu können. Er ließ die 2000 Geschütze und die 100,000 Flinten aus dem Arsenal zu Wien auf der Donau wegführen und schickte 150 Ka-

16*

nen nach Palma nova zur Bewaffnung dieses wichtigen Platzes, der die venetianischen Staaten des Festlandes beherrschte. Er ordnete den Rückzug seiner Soldaten so, daß er in kleinen Tagemärschen geschah; denn er wollte nicht, daß sie so zurückkehrten, wie sie gekommen waren, d. h. im Laufschritt. Auf der Straße wurden die nöthigen Anordnungen getroffen, daß sie im Ueberfluß lebten. An die Offiziere aller Grade wurde eine Gratification von 2 Millionen ausgetheilt, damit jeder die Früchte des Siegs schon jetzt genösse. Berthier erhielt den Auftrag, die Rückkehr der französischen Armee auf das französische Gebiet zu leiten. Sie sollte Wien in dem Zeitraum von 5 Tagen räumen, und in zwanzig Tagen über den Inn zurückgehen. Es wurde verabredet, daß die Festung Braunau bis zur völligen Bezahlung der Contribution von 40 Millionen in den Händen der Franzosen bleiben solle.

Als dies geordnet war, reiste Napoleon nach München ab, wo man ihn mit Entzücken aufnahm. Die Baiern, welche ihn dereinst nach seiner Niederlage verrathen und die französische Armee nöthigen sollten, sie bei Hanau niederzuwerfen, empfingen den Eroberer, der sie vor der Invasion geschützt, ihr Land zu einem Königreich erhoben und mit österreichischer Siegesbeute bereichert hatte, mit Enthusiasmus. Nachdem Napoleon der Vermählung Eugen's von Beauharnais mit der Prinzessin Auguste beigewohnt, das Glück eines geliebten Sohnes, die Bewunderung des Volkes, die Schmeicheleien seiner Feindin, der Königin von Baiern, genossen hatte, reiste er nach Paris ab, wo ihn der Enthusiasmus Frankreichs erwartete.

Ein Feldzug von drei Monaten statt eines mehrjährigen Kriegs, den man zuerst gefürchtet hatte, die Entwaffnung des Continents, die Erweiterung des französischen Reiches bis zu Grenzen, die es nie hätte überschreiten sollen, ein neuer blendender Glanz für unsere Waffen, eine wunderbare Wiederherstellung des Credits, eine neue Aussicht auf Ruhe und Glück unter einer von aller Welt geachteten Regierung, das war es, wofür man ihm danken wollte durch den tausendfach wiederholten Ruf: Es lebe der Kaiser! Er hörte diesen Ruf in Straßburg, als er über den Rhein ging, und wurde von ihm begleitet bis Paris, wo er am 26. Januar 1806 einzog. Es war die Rückkehr von Marengo. In der That war Austerlitz für das Kaiserreich

dasselbe, was Marengo für das Consulat gewesen war. Marengo hatte die consularische Macht in den Händen Napoleon's verstärkt, Austerlitz sicherte seinem Haupte die kaiserliche Krone. Marengo hatte Frankreich in einem einzigen Tage aus einer bedrohten Lage in eine ruhige und sichere Stellung versetzt, Austerlitz schlug in einem einzigen Tage eine furchtbare Coalition nieder und brachte kein geringeres Resultat hervor. Für ruhige und besonnene Gemüther, wenn es solchen Ereignissen gegenüber noch solche gab, existirte nur ein Grund zur Furcht, nämlich die bekannte Unbeständigkeit des Glücks und die noch mehr zu fürchtende Schwäche des menschlichen Geistes, der das Unglück zuweilen standhaft erträgt, aber vom Glück fast immer zu großen Fehlern sich fortreißen läßt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs

Bd.: 6

Leipzig 1848

Gall.rev. 1019 l-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10619749-6